Sämmtliche

# Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

---

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

---

Zweites Bändchen.

---

## Kinderbibliothek.

Erster Theil.



---

In der Reihe die vierzehnte Original-Auflage.

---

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.



# Vorrede

zur

## ersten verminderten und zu der gegenwärtigen neuen Ausgabe.

---

Schon lange wünschte ich, diesem Werke, durch Ausmerzung mancher Stücke, die ich nicht mehr billigen konnte, und durch eine bessere Zusammenstellung der übrigen, eine solche Gestalt zu geben, die meinen jetzigen Einsichten gemäßer wäre; allein der Umstand, daß bald dieser, bald jener einzelne Theil desselben, und nie das Ganze, von neuem aufgelegt werden mußte, hinderte mich an der Ausführung dieses Vorsatzes. Endlich habe ich lieber eine beträchtliche Menge noch vorräthiger Exemplare einzelner Theile aufopfern, als diese mir nöthig scheinende Verbesserung länger aufschieben wollen.

Es erscheint also diese Kinderbibliothek hier in einer, wenigstens um ein Sechstel verminderten, auch sonst noch hier und da verbesserten Ausgabe. Daß schon die bloße Ausmerzung der nunmehr verworfenen Stücke eine wahre Verbesserung sei, werden Diejenigen, die sich die Mühe geben wollen, diese Stücke in einer der frühern Ausgaben nachzusehen, nicht in Abrede sein.

Außerdem hat die gegenwärtige Ausgabe vor den vorhergehenden auch noch den Vorzug, daß Alles, was für Kinder von einerlei Alter, oder vielmehr von einerlei Fähigkeit und Ausbildung gehört, zusammengestellt worden ist, dahingegen vorher die Einrichtung

getroffen war, daß jeder einzelne Theil drei, durch Druckerstöcke unterschiedene Abschnitte für eben so viele Klassen von Kindern hatte. Jetzt enthält jedes Bändchen lauter Stücke, welche für ein und ebendasselbe Alter bestimmt sind, von der untersten Stufe der Kindheit bis zur höchsten, wo sie an das Jünglingsalter grenzt. Daß diese Eintheilung nicht mit mathematischer Genauigkeit gemacht werden konnte, sondern hin und wieder einzelne Stücke in der einen Abtheilung vorkommen mögen, die eben so schicklich auch in eine der übrigen hätten aufgenommen werden können, versteht sich von selbst, und wird von billigen Beurtheilern dieser Kleinigkeiten dem Herausgeber wol nicht zum Fehler angerechnet werden.

In gegenwärtiger neuen Ausgabe hat man Das, was für Leser von einerlei Alter oder Fähigkeit zu gehören schien, dadurch noch genauer von dem Uebrigen zu trennen gesucht, daß man das Ganze wieder in sechs Bändchen zerlegte.

Dem Plane des Verfassers nach, schließt sich diesem Kinderbuch der Robinson an, so wie diesem die Entdeckung von Amerika, welche wieder auf die beiden Sammlungen von Reisebeschreibungen vorbereiten soll.

Eine gute Französische Uebersetzung dieser Kinderbibliothek, mit Weglassung der kleinen Versstücke, ist unter folgendem Titel erschienen: Petite Bibliothèque des enfans, par J. H. Campe, traduite de l'allemand, par l'Abbé Grandmottet. 4 Vol. 12mo. 2 Rthlr.

Braunschweig,
den ersten des Herbstmondes 1804.

# Inhalt.

## Bruder und Schwester.

Schwester.

Mein Püppchen lieb' ich mehr
Als Alles in der Welt!

Bruder.

Und o — du glaubst es nicht, wie sehr
Mein buntes Pferdchen mir gefällt!

Schwester.

Du liebes, süßes Püppchen du!

Bruder.

Du kleines, goldnes Pferdchen du!

Schwester.

Dich gab mir die Mama.

Bruder.

Dich gab mir der Papa.

Beide.

Die guten Aeltern! — O, wir haben
Sie doch noch lieber, als die Gaben,
Womit sie uns so gern erfreun;
So lieb, als sie, kann nichts uns sein.

---

## Fiekchens Wiegenlied,

ihrer Puppe vorzusingen.

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Da draußen ist ein Schaf;
Das ist dir gar ein frommes Blut,
Das Keinem was zu Leide thut;
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Wie freundlich ist das Schaf!
Es knurrt, es lärmt, es zanket nicht,
Zeigt immerdar ein froh Gesicht;
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Wie still ist unser Schaf!
Nie weinen seine Aeugelein,
Nie hört man es gewaltig schrein;
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Wer liebt nicht unser Schaf!
Es speist vergnügt das grüne Gras;
Zu Leide thut ihm Keiner was;
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Sei sanft, wie unser Schaf,

Sei immerdar ein frommes Blut,
So sind dir alle Menschen gut;
Schlaf, Kindchen, schlaf! *)

## Wie nöthig es ist, gehorsam zu sein.

Franz und sein Bruder Gottlieb baten ihren Vater an einem Abend, daß er ihnen erlauben möchte, im Garten zu spielen.

Das könnt ihr thun, antwortete der Vater; aber ihr müßt auch darin bleiben, und nicht hinauslaufen.

Sie gingen also hin, und spielten eine Zeit lang sehr vergnügt.

Endlich sah Franz die hintere Gartenthür offen stehn, und da bat er seinen Bruder, mit ihm hinauszugehn.

Aber Vater sagte ja, wir sollten im Garten bleiben! antwortete der Bruder.

O, sagte Franz, er meinte wol nur, wir sollten nicht aus der großen Gartenthür hinaus auf die Straße laufen; aber hier hin, zwischen die Büsche, zu gehn, das kann uns doch nicht schaden.

Komm nur, lieber Gottlieb; sieh, wie schön es hier ist! Und indem er das sagte, gingen sie hinaus.

Lange liefen sie im Gebüsche hin und her, bis sie auf einmahl merkten, daß es dunkel ward.

Nun wollten sie umkehren; aber Keiner von ihnen

*) Die Weisen zu den in diesem Werke enthaltenen Liedern findet man in »Reichard's Lieder für Kinder, aus Campe's Kinderbibliothek. Braunschweig 1781.« Diese Sammlung von Kinderliedern eines unserer ersten Tondichter ist nicht so bekannt geworden, als sie es verdiente.

wußte den Weg wieder zu finden. Da fingen sie an, erbärmlich zu weinen und zu schreien.

Glücklicherweise wurden sie von dem Vater gehört, der dem Geschrei nachlief und sie aufsuchte.

Seht ihr? sagte er, da er sie fand, so geht es Denen, die nicht achten auf Das, was ihnen verständige Leute sagen!

Ich wußte wol, daß ihr außer dem Garten nicht zurecht finden könntet, und deßwegen sagte ich euch, ihr solltet darin bleiben.

Nun darf ich euch ein andermahl nicht wieder im Garten spielen lassen, weil ich nicht sicher bin, daß ihr nicht abermahls hinauslaufen werdet.

Da mußten die beiden Knaben sich künftig gefallen lassen, in der Stube zu sitzen, wann der Vater nicht Zeit hatte, mit ihnen zugleich in den Garten zu gehn. O wie oft seufzten sie da: wären wir doch nicht ungehorsam gewesen!

---

## Die drei Goldfischchen.

### Eine Fabel.

Ein guter Mann hatte einstmahls drei Goldfischchen, die niedlichsten kleinen Fische von der Welt.

Er hatte sie in einen kleinen klaren Teich gesetzt, und hatte großes Wohlgefallen an ihnen.

Oft setzte er sich am Ufer hin und brockte Semmelkrumen ins Wasser, und da kamen denn die niedlichen Fischchen und ließen sichs wohlschmecken.

Da rief er ihnen beständig zu: Fischchen, Fischchen, nehmt euch ja in Acht vor Zweierlei, wenn ihr immer so glücklich leben wollt, als ihr jetzt lebet.

Geht nie durchs Gitter in den großen Teich, der neben diesem kleinen ist, und schwimmt nicht oben auf dem Wasser, wenn ich nicht bei euch bin.

Aber die Fischchen verstanden ihn nicht. Da dachte der gute Mann, ich wills ihnen wol verständlich machen, und stellte sich bei das Gitter.

Wenn dann eins von ihnen kam, und durchschwimmen wollte, so plätscherte er mit einem Stöckchen im Wasser, daß das Fischchen davor erschrak und zurückschwamm.

Ebendas that er auch, wenn eins von ihnen oben aufs Wasser kam, damit es wieder hinunter auf den Grund ginge.

Nun, dachte er, werden sie mich wol verstanden haben, und ging nach Hause.

Da kamen die drei niedlichen Goldfischchen zusammen, und schüttelten die Köpfchen, und konnten nicht begreifen, warum der gute Mann nicht haben wollte, daß sie oben auf dem Wasser und durchs Gitter in den großen Teich schwimmen sollten?

Geht er doch selbst da oben, sagte das Eine; warum sollen wir nicht auch ein Bißchen höher kommen dürfen?

Und warum sollen wir eingesperrt sein? sagte das Zweite; was kann es uns schaden, wenn wir zuweilen in den großen Teich schwimmen?

Er ist gewiß ein harter Mann, sagte das Erste wieder, der uns nicht lieb hat, und nicht gern will, daß wir uns freuen sollen!

Ich werde mich nicht an ihn kehren, setzte das Zweite hinzu; ich will sogleich eine kleine Lustreise in den großen Teich vornehmen.

Und ich, rief das Erste wieder, will unterdeß ein wenig oben auf dem Wasser in der Sonne spielen.

Das dritte Goldfischchen allein war klug genug, zu denken:

Der gute Mann muß doch wol seine Ursachen haben, warum er uns das verboten hat.

Daß er uns liebt, und uns gern Freude gönnt, ist gewiß.

Warum käme er sonst so oft, und gäbe uns Semmelkrümchen, und freute sich so, wenn wir sie aufessen?

Nein, er ist gewiß nicht hart, und ich will thun, was er haben will, ungeachtet ich nicht weiß, warum er's so will.

Das gute Fischchen blieb also auf dem Grunde; die Andern aber thaten, was sie gesagt hatten.

Das Eine schwamm durch's Gitter in den großen Teich, und das Andere spielte oben auf dem Wasser im Sonnenscheine, und Beide lachten ihren Bruder aus, daß er's nicht eben so gut haben wollte.

Aber was geschah?

Das Eine war kaum in dem großen Teiche angekommen, so sprang ein Hecht auf dasselbe zu, und verschlang es.

Das Andere, das sich auf der Oberfläche des Wassers belustigte, bemerkte ein Raubvogel, schoß auf dasselbe herab, fing es, und fraß es auf.

Nur das kluge und folgsame dritte Goldfischchen blieb allein übrig.

Der gute Mann freute sich über seine Folgsamkeit, und brachte ihm alle Tage das beste Futter.

So lebte es immer recht vergnügt, und erreichte ein hohes Alter.

## Die schönen Kleider.

Das kleine Nantchen hatte bisher leichte Kleider von Leinewand, und Schuhe von Leder getragen. Ihr Haar kräuselte sich von selbst.

Eines Tages war sie mit andern Kindern in Gesellschaft gewesen, welche wie die großen Damen gekleidet gingen, und das gefiel ihr.

Lieber Vater, sagte sie, da sie zurückkam, schenke mir doch ein Kleid von Seide und gestickte Schuhe, wie die andern Kinder haben, und laß mir auch das Haar kräuseln!

Das will ich wol thun, antwortete er, wenn es dir Freude macht; aber ich glaube, daß du alsdann nicht mehr so vergnügt sein wirst.

Warum nicht, lieber Vater? fragte Nantchen.

Weil du, antwortete der Vater, alsdann immer daran denken mußt, daß deine schönen Kleider nicht mögen beschädiget oder beschmutzt werden.

Denn die kosten viel Geld, und man kann sie nicht waschen, wenn sie einmahl unsauber geworden sind.

O, ich will mich schon in Acht nehmen!

Nun es sei, sagte der Vater, und ließ ihr Alles machen, was zum Putz gehört.

Wie hüpfte das kleine Ding vor Freude, da ihr alle die bunten Sachen angezogen wurden!

Des Nachmittags wurde ein Lustgang angestellt, und Nantchen war dabei.

Man kam an eine Wiese, die voll Maiblumen war, über welchen die schönsten bunten Schmetterlinge herumflatterten.

Die Knaben und die Mädchen liefen hin, die Blu-

men zu pflücken, und die Schmetterlinge zu fangen.

Nantchen wollte sich auch diese Freude machen; aber man zeigte ihr, daß das Gras etwas feucht wäre, und daß sie Schuhe und Kleid verderben würde, wenn sie dahin ginge.

Sie mußte also einsam stehen bleiben, bis die Andern genug eingesammelt hatten und zurückkamen.

Jetzt ging der Weg durch ein kleines Gebüsch.

Nantchen, welche immer sehr vorsichtig gehen mußte, um ihr schönes Kleid nicht an Dornbüschen zu zerreißen, blieb etwas zurück, indeß die andern Kinder hüpfend und springend voranliefen.

Auf einmahl hörte man ein ängstliches Geschrei.

Man lief zurück, und fand, daß Nantchen mit ihrem hohen Kopfputze an einem niedrigen Zweige hängen geblieben war, und sich gar nicht wieder losmachen konnte.

Man half ihr; aber weil ihr Haar sehr verwickelt war, so lief es nicht ohne Reißen ab, und der ganze Kopfputz war zernichtet.

Man war noch nicht weit gegangen, als sie über Schmerzen klagte, welche die enge Schnürbrust ihr verursachte.

Sie wünschte wieder nach Hause zu gehen, um das Schnürband lösen zu lassen; aber es wäre unbillig gewesen, zu verlangen, daß alle die andern Kinder ihretwegen in ihrem Vergnügen sollten gestört werden.

Da sie also nicht mehr gehen konnte, mußte sie sich entschließen, an dem Orte, wo sie war, zu warten, bis die Gesellschaft zurückkommen würde.

Hier währte ihr nun Zeit und Weile lang, und sie dachte oft bei sich selbst: ach! mein lieber Vater hatte doch wol Recht!

Nach einer Stunde kamen Alle zurück, und riefen

ihr entgegen: Geschwind, Nantchen; es wird regnen; dort kommt ein starkes Gewitter her!

Und nun mußte das arme Mädchen laufen, so sehr sie nur immer konnte, ungeachtet die Schnürbrust und die kleinen, engen Schuhe ihr die größten Schmerzen verursachten.

Aller ihrer Mühe ungeachtet, konnte sie nicht so geschwind fortkommen, als die Andern, welche leicht gekleidet waren.

Alle Augenblicke blieb sie hängen, bald mit ihrer Schleppe, bald mit ihrem zerrissenen Kopfputze.

Indeß war das Gewitter herangerückt, und ein heftiger Regen stürzte herab, eben da die andern Kinder das Haus erreicht hatten.

Nantchen wurde bis aufs Hemde naß, ließ einen ihrer Schuhe im Kothe stecken, und erreichte endlich ganz entkräftet das Haus.

Sie mußte sich entkleiden, und fand, daß ihr ganzer Putz auf immer verdorben war.

Soll ich dir morgen ein anderes seidnes Kleid machen lassen? fragte ihr Vater, da er sie trostlos weinen sah.

O nie, nie, bester Vater! war ihre Antwort.

Ich sehe nun wol, daß die schönen Kleider und das Putzen nicht glücklich machen; erlaube mir, daß ich immer meine vorigen Kleider trage, und vergieb mir, daß ich eine Thörinn war.

---

## Der kleine Gärtner.

Der kleine Leopold hatte seinen Vater oft sagen hören, daß die Kinder noch nicht wüßten, was ihnen gut sei, und daß sie sich deßwegen von den Erwachsenen müßten rathen lassen.

Aber er hatte dieses entweder nicht recht verstanden, oder wieder vergessen.

Man hatte für ihn und seinen Bruder Franz zwei Gartenbeete abgetheilt, damit Jeder von ihnen seinen eigenen kleinen Garten hätte; und man hatte ihnen erlaubt, darin zu säen und zu pflanzen, was sie wollten.

Franz erinnerte sich hiebei Dessen, was ihr Vater ihnen oft gesagt hatte, und sprach zum Gärtner: Lieber Jakob, rathe er mir doch, was ich da hineinpflanzen soll!

Jakob gab ihm kleine Büsche, die wie Unkraut aussahn, und Stauden, die den Dornen glichen, und Franz pflanzte sie auf sein Wort hinein.

Leopoldchen, fragte der Gärtner, soll ich dir auch so was für deinen Garten geben?

Fi! war seine Antwort, was soll ich mit dem Zeuge? und bepflanzte seinen ganzen Garten mit Blumen, welche schon gepflückt waren.

Jakob ließ es geschehen.

Am andern Tage sah Leopold, daß seine Blumen alle verwelkt waren, und pflanzte andre hin, die er von neuen abgepflückt hatte.

Aber auch diese verwelkten bald, und endlich ward er es überdrüssig, die Stelle der verwelkten Blumen mit frischen zu ersetzen.

Sein kleiner Garten wurde also dem Unkraute preisgegeben.

Nach einiger Zeit sah er an den kleinen Büschen in seines Bruders Garten etwas Röthliches hangen, und rief ihn, um zu sehen, was das doch sein möchte?

Und siehe! es waren schöne, wohlschmeckende Erdbeeren.

Ach, sagte Leopold, hätte ich doch auch solch Kraut in meinen Garten gepflanzt!

Wiederum nach einiger Zeit sah er etwas Aehnliches an den dornigen Stauden in seines Bruders Garten, und da sie nachforschten, waren es die süßesten Himbeeren.

Ach! sagte Leopold wieder, hätte ich doch auch solche Stauden in meinen Garten gepflanzt!

Iß! sagte sein Bruder, als wenn es die deinigen wären; und — setzte Jakob hinzu — verachte künftig den Rath verständiger Leute nicht!

---

## Das Mährlein von der Geiß.

Es war mahl eine Geiß,
Der war's zu wohl im Stall;
Da ging sie hin aufs Eis,
That einen bösen Fall.
Und als die Geiß gefallen war,
Da kam das alte Mütterlein dar,
Und sprach:

Du albernes Geiselein,
Hättest wol können vorsichtig sein;
Sieh, hast gebrochen ein Bein!

Ach, ach, sprach drauf das Geiselein,
Ach, allerliebstes Mütterlein,
Hätt' ich gewußt, wie's Beinbrechen thät,
Nimmermehr ich so gesprungen hätt'!

Das merk' sich wohl die Jugend an;
Bald ist ein kecker Streich gethan,
Und reut den Thäter hinterher;
Hätt's noch zu thun, thät's wol nicht mehr!

---

## Die vier Jahrszeiten.

Ach! wenns doch immer Winter bliebe! sagte Ernst, da er einen Mann von Schnee gemacht hatte, und im Schlitten gefahren war.

Sein Vater sagte, er möchte diesen Wunsch in seine Schreibtafel schreiben; und er that's.

Der Winter verging; es kam der Frühling.

Ernst stand mit seinem Vater bei einem Blumenbeete, auf welchem Hiazinten, Aurikeln und Narzissen blüheten, und war vor Freude darüber ganz außer sich.

Das ist eine Frucht des Frühlings, sagte sein Vater, und wird wieder vergehen.

Ach! antwortete Ernst, wenns doch immer Frühling wäre!

Schreib diesen Wunsch in meine Schreibtafel, sagte der Vater; und er that's.

Der Frühling verging; es kam der Sommer.

Ernst ging mit seinen Aeltern und einigen Gespielen an einem schönen warmen Tage nach dem nächsten Dorfe, und sie blieben daselbst den ganzen Tag.

Rund umher sahen sie grüne Saaten und Wiesen mit tausendfältigen Blumen geziert, und Auen, auf welchen junge Lämmer tanzten und muthige junge Füllen ihre Sprünge machten.

Sie aßen Kirschen und anderes Sommerobst, und ließen sichs den ganzen Tag über recht wohl sein.

Nicht wahr, fragte der Vater beim Zurückgehn, der Sommer hat doch auch seine Freuden?

O, antwortete Ernst, ich wollte, daß es immer Sommer wäre!

Er mußte auch dieses in die Schreibtafel seines Vaters schreiben.

Endlich kam der Herbst.

Die ganze Familie brachte einige Tage im Weinberge zu.

Es war nicht mehr so heiß, als im Sommer, aber die Luft war sanft erwärmt, und der Himmel heiter.

Die Weinstöcke waren mit reifen Trauben behangen; auf den Mistbeeten sah man wohlschmeckende Melonen liegen, und die Zweige der Bäume wurden von reifen Früchten herabgebeugt.

Das war erst recht ein Fest für unsern Ernst, der nichts lieber als Obst aß.

Diese schöne Zeit, sagte sein Vater, wird bald vorüber sein; der Winter ist schon vor der Thür, um den Herbst zu vertreiben.

Ach! sagte Ernst, ich wollte, daß er wegbliebe, und daß es immer Herbst wäre!

Wolltest du das wirklich? fragte sein Vater.

Wirklich! war seine Antwort.

Aber, fuhr sein Vater fort, indem er die Schreibtafel aus der Tasche zog, sieh doch einmahl her, was hier geschrieben steht; lies doch!

»Ich wollte, daß es immer Winter wäre!« Und nun lies auch hier auf dieser Seite, was steht denn da?

»Ich wollte, daß es immer Frühling wäre!«

Und was auf dieser Seite hier?

»Ich wollte, daß es immer Sommer wäre!«

Kennst du, fuhr der Vater fort, die Hand, die dieses geschrieben hat?

Das habe ich geschrieben, antwortete Ernst.

Und was wünschtest du jetzt eben?

»Ich wünschte, daß es immer Herbst sein möchte!«

Das ist doch sonderbar genug, sagte der Vater. Im Winter wünschtest du, daß es Winter, im Frühlinge,

daß es Frühling, im Sommer, daß es Sommer, und im Herbste, daß es Herbst bleiben möchte.

Denk einmahl nach; was folgt wol daraus?

»Daß alle Jahrszeiten gut sind.«

Ja, daß sie alle reich an Freuden, reich an mannichfaltigen Gaben sind, und daß der liebe große Gott viel besser, als wir armen Schelme von Menschen, sich auf das Weltmachen verstehen muß!

Hätte es vorigen Winter von dir abgehangen, so würden wir keinen Frühling, keinen Sommer, keinen Herbst gekriegt haben.

Du hättest die Erde mit ewigem Schnee bedeckt, um nur immer im Schlitten fahren und Schneemänner machen zu können; und wie viele andere Freuden hätten wir dann entbehren müssen!

Wohl uns, daß es nicht auf uns ankommt, wie es in der Welt sein soll! Wie bald würden wir sie verschlimmern, wenn wir könnten!

---

## Zum Laufen hilft nicht schnell sein.

Zwei Knaben liefen nach einem Apfel, den sie von fern liegen sahn.

Ich kriege ihn gewiß, sagte der kleine Fritz, denn ich laufe geschwinder, als du, und indem er dieses sagte, war er seinem Gefährten auch wirklich schon um einige Schritte vorgekommen.

Aber was geschah?

Weil er aus gar zu großer Eile nicht vor sich sah, so fiel er über einen Zweig, der im Wege lag.

Wer kriegte nun den Apfel?

Nicht der Geschwindeste, sondern der Vorsichtigste.

---

## Des kleinen Friedrichs Geburtstag *).

Es war einmahl, ihr Leutchen,
Ein Knäblein jung und zart,
Hieß Friedrich, war daneben
Recht gut von Sinnesart.

War freundlich und bescheiden,
Nicht zänkisch und nicht wild;
War sanft, wie kleine Schäfchen,
Und, wie ein Täubchen, mild.

Drum gab auch Gott Gedeihen;
Das Knäblein wuchs heran;
Und seine Aeltern hatten
Recht ihre Freude dran.

Zu Schul' und Gotteshause
Sah man es fleißig gehn,
Und Jedem, der es grüßte,
Gar freundlich Rede stehn.

Auch war ihm in der Schule
Ein Jeder herzlich gut,
Denn Allen macht' es Freude,
Und Allen war es gut.

Einst hieß es: Brüder, morgen
Fällt sein Geburtstag ein!

*) Dieser kleine Friedrich war der Anhalt-Dessauische Erbprinz.

Gleich riefen All' und Jede:
Der muß gefeiert sein!

Da war des Wohlbehagens
Und jeder Freude viel;
Und wo man sah und hörte,
War Sang und Tanz und Spiel.

Denn Alle, Alle freuten
Des frohen Tages sich;
Und Alle, Alle sangen:
Heil unserm Friederich!

Und Gott im Himmel oben
Erhörte ihr Gebet;
Sein Segen folgt dem Knaben
Da, wo er geht und steht.

---

## Das Kinderspiel.

Wir Kinder, wir schmecken
Der Freuden recht viel!
Wir schäkern und necken
(Versteht sich, im Spiel!)
Wir lärmen und singen
Und rennen uns um,
Und hüpfen und springen
Im Grase herum!

Warum nicht? — Zum Murren
  Ists Zeit noch genug!
Wer wollte wol knurren;
  Der wär' ja nicht klug.
Wie lustig stehn dorten
  Die Saat und das Gras!
Beschreiben mit Worten
  Kann Keiner wol das.

Ha, Brüderchen, rennet!
  Ha, wälzt euch im Gras!
Noch ists uns vergönnet,
  Noch kleidet uns das.
Ach! werden wir älter,
  So schickt sichs nicht mehr;
Dann treten wir kälter
  Und steifer einher.

Ei, seht doch, ihr Brüder,
  Den Schmetterling da!
Wer wirft ihn uns nieder?
  Doch schonet ihn ja!
Dort flattert noch einer,
  Der ist wol sein Freund;
O schlag' ihn ja Keiner,
  Weil jener sonst weint!

Wird dort nicht gesungen?
  Wie herrlich das klingt!
Vortrefflich, ihr Jungen!
  Die Nachtigall singt.
Da sitzt sie! Seht, oben
  Im Apfelbaum dort;

Wir wollen sie loben,
  So fährt sie wol fort.

Komm, Liebchen, hernieder,
  Und laß dich besehn!
Wer lehrt dir die Lieder?
  Du machst es recht schön!
O laß dich nicht stören,
  Du Vögelchen du!
Wir Alle, wir hören
  So gerne dir zu.

Wo ist sie geblieben?
  Wir sehn sie nicht mehr!
Da flattert sie drüben!
  Komm wieder! Komm her!
Vergeblich! die Freude
  Ist diesmahl vorbei!
Ihr that wer zu Leide,
  Sei's, was es auch sei.

Laßt Kränzchen uns winden;
  Viel Blumen sind hier!
Wer Veilchen wird finden,
  Empfänget dafür
Von Mutter zur Gabe
  Ein Mäulchen, wol zwei:
Juchheißa! Ich habe,
  Ich hab' eins, juchhei!

Ach, geht sie schon unter,
  Die Sonne? so früh?
Wir sind ja noch munter;
  Ach, Sonne, verzieh!

Nun morgen, ihr Brüder!
Schlaft wohl! gute Nacht!
Ja, morgen wird wieder
Gespielt und gelacht!

---

## Der lügenhafte junge Ochs.

Eine Fabel.

Ein junger Ochs hatte sich ein häßliches Laster — das Lügen, angewöhnt.

Wenn er mit andern großen Ochsen auf der Weide war, so fand er ein dummes Vergnügen daran, sie plötzlich zu erschrecken, um sie zum Besten zu haben.

Er versteckte sich zuweilen hinter einen Busch, und heulte gerade so, wie die Wölfe zu heulen pflegen.

Wenn dann das die Alten hörten, so kamen sie geschwind herbeigelaufen, um den Wolf zu scheuchen, daß er Keinem von den Jungen Etwas zu Leide thäte.

Aber dann fanden sie an dem Orte, wo sie das Heulen gehört hatten, Keinen, als den lügenhaften jungen Ochsen, der sich stellte, als wenn er schliefe.

Sie merkten indeß bald, daß er's gewesen war, und von der Zeit an glaubten sie ihm nie wieder, auch wenn er die Wahrheit sagte.

Eines Abends, da der junge Lügner sich auch etwas von ihnen entfernt hatte, sah er plötzlich einen wirklichen Wolf aus dem Gebüsche auf sich zuspringen.

Er konnte weder entfliehen, noch sich vertheidigen, und fing daher erbärmlich an zu schreien.

Mu! Mu! Mu! brüllte er, welches so viel heißen sollte, als: Rettet! rettet! Ein Wolf!

Aber da war Keiner unter den alten Ochsen, der es der Mühe werth hielt, sich nach ihm umzusehen; denn sie dachten Alle, daß er sie wieder zum Besten haben wolle.

Da fiel der hungrige Wolf über ihn her, faßte ihn bei der Gurgel, und — fraß ihn auf!

Ach! seufzte er da bei sich selbst, indem er starb, wie sehr schadet man sich doch selbst, wenn man Andere durch Unwahrheit zu hintergehen sucht!

---

## Das wohlbestrafte Kind.

Der arme Rudolph kam, gebeugt
Vom Holzstoß, den sein Rücken trug,
Einst aus dem Walde später noch,
Als je, zurück, und sprach im Gehn
Bekümmert:
Ganz gewiß ist nun
Mein gutes Weib betrübt und weint,
Daß ich so lange zögre; Fritz
Ist auch betrübt, das gute Kind!
Der Mutter wahres Bild! — Er wird,
Wenn Gott ihm beisteht, fromm und gut.
Sie weinen jetzt; doch, wenn sie bald
Mich sehn, wie werden sie sich freun!
Wie mich umarmen!
Rudolph kam
In seine Hütte, sah sein Weib
Am Bette sitzen, in die Hand
Das Haupt gelehnt; sie weint und seufzt,
Und Fritz liegt kniend vor ihr, drückt
Und küsset ihre Hand, die sie
Zurückzieht.

Kinder, weint nicht mehr,
Sagt Rudolph; ich bin da, seht her,
Welch schönes Holz! — Ihr sagt mir nichts?
Du, Fritz, umarmst mich nicht? Kein Kuß
Belohnt mir heute meinen Fleiß? —
Ihr wollt mich strafen? Hört nur an,
Wie mir es ging: — Es war noch früh,
Mein Bündel war gemacht; schon ging
Ich aus dem Wald. Ein armer Greis,
Dort aus dem Dorf, das unten liegt,
Kam mir entgegen; mühsam schleppt'
Er seine Schritte fort. Ihr scheint
Schon müde, sprach ich, guter Mann!
Ach Gott! seufzt' er. Und mich durchdrang
Der Seufzer, und ich nahm die Axt
Und fällt' ihm etwas Holz, und band's
Ihm auf den Rücken; freundlich dankt'
Er mir, und drückte meine Hand.
Jetzt wollt' ich laufen; doch der Schnee
Hielt mich zurück. — Nun, Grete! Was?
Du seufzest noch? Du willst mir nicht
Verzeihn? So liebst du mich nicht mehr?
Das dacht' ich nicht! —
Unglücklicher!
Sprach sie, und faßt' ihn bei der Hand.
Ich soll dich lieben? Ich? die dir
Solch einen bösen Sohn gebar? —
Fritz, böse? Nein, sein Herz ist gut;
Noch ist er Kind und flatterhaft,
Doch wird er nur erst groß, fürwahr,
Dann wird er weis' und gut! —
Dann wird
Er grausam!

Nein, ich steh' dafür,
Das wird er nicht. — Und Fritz, du schweigst
Dazu? Komm her und sage mir,
Was machtest du? — Du thust so scheu?
Es muß was Arges sein. — Sehr arg;
Doch schämt er sich, das ist noch gut. —
Was that er denn?
Gern möcht' ich dir's
Verschweigen; denn du wirst gewiß
Auch traurig werden.
Sag' es nur!
Es sei. Ich öffnete, weil du
Nicht kamst, von Zeit zu Zeit die Thür;
Da flog ein Vögelchen ins Haus.
Es flatterte herum, und schien
Recht sehr zu frieren. Da nahm ichs
In meinen Busen, und mein Hauch
Und meine Hände wärmten es.
Da kam die kleine Liese, die
Im Fallen über'n Zaun den Arm
Sich aufriß, wies mit Thränen mir
Den Arm, der frisch noch blutete.
Sie wollte dir ihn zeigen; doch
Weil du nicht kamst, verband ich sie,
So gut ich konnte, nahm dazu
Den Balsam dort im braunen Topf,
War das der rechte?
Ja, recht schön!
Nur weiter!
Während ich das that,
Schlich Fritz, dem ich das Vögelchen
So lange gab, in Winkel sich,
Und drauf —

Nun, was?
Berupft' er es. —
Berupft' es? —
Ja, den ganzen Leib.
Nur nicht die Flügel, öffnete
Darauf die Thür, und ließ es aus.
Du glaubst nicht, wie das arme Ding
Umherflog, wie es ächzend sich
Beklagte! Mann, ich hört's; mir gings
Durchs Herz! — Er wird ein Bösewicht!
Denk' nur, wenn er erst größer ist!
Das kränkt mich. O das hättest du
In deiner Kindheit nie gethan.
Oft sagt' ich: unser Fritz wird gut,
Gut, wie sein Vater! Ach! wie hab'
Ich mich in ihm geirrt, o Gott! —
Sei ruhig, Grete; weine nicht;
Es lebt ein guter Gott; der liebt
Der frommen Aeltern Redlichkeit.
Wird er ein Bösewicht, so nimmt
Ihn Gott von uns hinweg. — Komm her,
Mein Sohn! sieh, welchen Kummer du
Uns heute machest. Gut, du weinst;
Ich weine auch; komm, lege mir
Die Hand aufs Herz; bisher war dies
Dein Wohnplatz, denn ich liebte dich;
Doch jetzt nicht mehr! — Umsonst! dich lieb'
Ich immer noch! — Gott! lieb' ich denn
Solch einen — Nein, ich will dir, Sohn,
Nicht fluchen. — Grete, komm, laß uns
Des Vogels Federn sammeln; hier
Am Balken hängen wir sie auf,
Und sehen, wenn zu zärtlich wir

Ihn lieben, diese Federn an,
Und sagen: solch ein hartes Herz
Muß man nicht lieben. — Denkst du denn,
Mein Sohn — bleib hier auf meinem Schooß —
Daß bloß der Frost das Vögelchen
In unser Haus gebracht? Gott selbst
Gab ihn in unsre Hand, um ihn
Zu retten; denn für Thiere sorgt
Er, wie für Menschen; und du hast
Ihn so geplündert! — Wenn ich nun
Die ganze Nacht dich ohne Kleid
Auch draußen frieren ließ'? Du hast's
Verdient; doch grausam wär' ich dann,
Und gliche dir, und litte mehr
Dabei, als du! — Komm, zittre nicht;
Sei ruhig, denn noch liebt mein Herz
In dir den Sohn, und hasset nur
Den Uebelthäter. Ach! von dir
Hofft' ich des Alters Trost für mich,
Für deine Mutter! Und du willst
Uns unser Leben kürzen?

Ach!
Mein Vater, meine Mutter, ach!
Verzeiht mir! O ich will euch nie
Mehr kränken, will gern Gutes thun!
Verlaßt euch drauf, ich werd' euch gleich. —
Leicht ist der Aeltern Herz erweicht.
Ihm ward verziehn, und Fritz ward gut,
Und ohne Falsch und tugendsam,
Ein Muster für die Kinderwelt.
Einst sah er, ach! mit trübem Blick
Zur Deck' hinauf; die Mutter sah's,
Nahm eine Leiter: Steig hinauf,

Mein Fritz, sprach sie, und nimm nur gleich
Die Federn weg; sie machen dich
So traurig; wirf sie nur ins Feu'r;
Dein Vater wirds zufrieden sein;
Nicht wahr? —
O ja!
Verbrenne sie,
Die bösen Federn! —
Mutter, nein!
Sie sollen bleiben, und wenn mir
Der Himmel auch einst Kinder giebt,
Dann weis' ich sie mit Thränen drauf,
Und spreche: Seht, einst war ich bös',
Und, daß ich besser ward, verdank'
Ich Gott und frommer Aeltern Rath.

---

## Trauriges Schicksal zweier jungen Knaben.

Zu Paris in Frankreich lebte ein Kaufmann, der kürzlich noch zwei Söhne hatte.

Der älteste war ungefähr sieben, der jüngste erst sechs Jahr alt.

Beide wurden von ihren Aeltern auf das zärtlichste geliebt.

Ihr Vater, der Kaufmann, mußte oft in Geschäften große Reisen zu Pferde thun.

Er pflegte alsdann ein Paar geladene Pistolen mit sich zu führen.

Wann er zurückkam, schoß er dieselben gemeiniglich los, oder zog die Ladung zu Hause heraus, damit Niemand sich oder Andern Schaden damit thun möchte.

Deßungeachtet hatte er seinen Söhnen ein für allemahl verboten, sowol die Pistolen, als auch irgend ein anderes Schießgewehr, in die Hand zu nehmen, weil Kinder damit noch nicht umzugehen wissen, und sich oder Andere leicht verletzen können.

Ueberhaupt aber gab er ihnen die Regel, auch wenn sie erwachsen sein würden, mit dergleichen Gewehren niemahls zu spaßen, weil daraus schon oft großes Unglück entstanden sei.

Vor einiger Zeit kam dieser Kaufmann von einer Reise zurück; aber weil er in kurzen wieder aufs neue abzureisen gedachte, so hatte er diesmahl die Pistolen nicht losgeschossen.

Er legte sie in seine Kammer.

Daß seine Söhne sie da anrühren würden, besorgte er nicht; denn er hatte es ihnen ja ein für allemahl verboten.

Aber was geschah? Am folgenden Morgen, da der Vater ausgegangen war, spielten Wilhelm und Kristian (so hießen die beiden Knaben) in eben dieser Kammer.

Die Pistolen lagen auf dem Tische.

Laß uns einmahl Soldaten spielen, sagte Wilhelm zu seinem jüngern Bruder, indem er eine der Pistolen in die Hand nahm, und ihm die andere reichte.

Du! antwortete Kristian, weißt du nicht, daß es uns verboten ist, die Pistolen anzurühren?

Wol wahr, sagte Wilhelm; aber wir wissen ja, daß sie nicht geladen sind; denn Vater sagte neulich, daß er sie immer erst abschieße, ehe er zu Hause komme.

Und verderben werden wir ja auch nichts daran; sieh nur, ich weiß schon recht gut, wie man den Hahn aufziehen muß, — und so zog er den Hahn an beiden Pistolen auf.

Vater wird wol nur gemeint haben, daß wir keine geladene Pistolen anfassen sollen.

Nun stelle dich da hin, und gieb Acht, wie ich befehle; wenn ich Feuer! rufe, so mußt du abdrücken.

Schon standen Beide gegen einander über, und Wilhelm rief:

Achtung! — Bietet das Gewehr! — Legt an! — Feuer!

Mit diesen Worten drückten Beide los, und Beide fielen nieder und wälzten sich in ihrem Blute.

Auf den Knall der beiden Pistolen kam die Mutter voll Bestürzung herbeigerannt, und o Himmel! welch ein Anblick!

Ohnmächtig sank sie bei ihren Kindern nieder, die in demselben Augenblicke den letzten Athemzug thaten.

Da sie von dem herbeigelaufenen Gesinde wieder zu sich selbst gebracht wurde, waren ihre Söhne schon verschieden.

Den lauten Jammer der Mutter, welcher darauf erfolgte, und das stumme Härmen des unglücklichen Vaters, dem bei seiner Zuhausekunft der bloße Anblick seiner im Blute liegenden Söhne die ganze Geschichte sagte, kann keine Feder beschreiben.

---

## Sehnsucht nach dem Frühlinge.

Komm, lieber Mai, und mache
Die Bäume wieder grün,
Und laß mir an dem Bache
Die kleinen Veilchen blühn!

Wie möcht' ich doch so gerne
Ein Veilchen wieder sehn!
Ach, lieber Mai, wie gerne
Mich einmahl nur ergehn!

Zwar Wintertage haben
Wol auch der Freuden viel:
Man kann im Schnee eins traben,
Und treibt manch Abendspiel;

Baut Häuserchen von Karten,
Spielt Blindekuh und Pfand;
Auch giebts wol Schlittenfahrten
Aufs liebe freie Land;

Doch, wenn die Vöglein singen,
Und wir dann froh und flink
Auf grünem Rasen springen,
Das ist ein ander Ding!

Jetzt muß mein Steckenpferdchen
Dort in dem Winkel stehn,
Denn draußen in dem Gärtchen
Kann man vor Koth nicht gehn.

Am meisten aber dauert
Mich Fiekchens Herzeleid;
Das arme Mädchen lauert
Recht auf die Blumenzeit!

Umsonst hol' ich ihr Spielchen
Zum Zeitvertreib herbei;
Sie sitzt in ihrem Stühlchen,
Wie's Hühnchen auf dem Ei.

Ach, wenns doch erst gelinder
Und grüner draußen wär'!
Komm, lieber Mai! wir Kinder,
Wir bitten gar zu sehr!

O komm, und bring vor allen
Uns viele Veilchen mit!
Bring auch viel Nachtigallen
Und schöne Kuckucks mit!

---

## Das milchweiße Mäuschen.

Ein milchweiß Mäuschen war einmahl
Von einer großen Mäusezahl
Die einz'ge ihrer Art.
Ihr Fellchen war dem Atlas gleich,
So glatt, so glänzend und so weich;
Sie selbst war klein und zart.

Kind, sprach die Mutter einst zu ihr,
Noch kennst du nicht das böse Thier,

Die Katze, unsern Feind!
Sie laurt uns auf in finstrer Nacht,
Dein Fell ist weiß, nimm dich in Acht:
Mein Rath ist gut gemeint.

Auch vor der Eule hüte dich;
Dir fehlt Erfahrung, wie man sich
Gefahren klug entzieht. —
Das Mäuschen dünkt sich klug, und spricht:
O Mutter, sorgt für mich nur nicht,
Ich weiß schon, wie man flieht!

Nun ging sie einstens auf den Schmaus,
Des Abends, ohne Mutter aus,
Und tanzte frisch und keck.
Doch da sie wieder heimwärts ging,
Da kam die Eule, husch! und fing
Mein weißes Mäuschen weg.

Ach, riefs, wie war ich doch bethört!
Hätt' ich der Mutter Rath verehrt,
So litt' ich nicht den Tod.
Allein das weiße Mäuschen schrie
Umsonst, die Eule speiste sie
Zu ihrem Abendbrot.

---

## Das Lämmchen.

Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee,
Ging einst mit auf die Weide;
Muthwillig sprang es in dem Klee
Mit ausgelaßner Freude.

Hop, hop! gings über Stock und Stein
Mit unvorsicht'gen Sprüngen.
Kind, rief die Mutter, Kind, halt ein!
Es möchte dir mißlingen.

Allein das Lämmchen hüpfte fort,
Berg auf, Berg ab, in Freuden;
Doch endlich mußt's am Hügel dort
Für seinen Leichtsinn leiden.

Am Hügel lag ein großer Stein,
Den wollt' es überspringen;
Seht da, es springt und — bricht ein Bein;
Aus war nun Lust und Springen!

O, liebe, muntre Kinder! schreibt
Dies tief in eure Herzen:
Die Freuden, die man übertreibt,
Verwandeln sich in Schmerzen.

---

## Die naseweise junge Fliege.

### Eine Fabel.

Eine junge Fliege saß mit ihrer Mutter an der Mauer eines Feuerherdes, nicht weit von einem Topfe, in welchem Suppe gekocht wurde.

Die alte Fliege hatte anderwärts zu thun, und sagte also zu ihrem Töchterchen, indem sie wegfliegen wollte:

Kind, bleib auf dieser Stelle sitzen, bis ich wiederkomme.

Warum, Mutter? fragte das vorwitzige Töchterchen.

Darum, antwortete die Alte, weil ich besorge, daß du jenem kochenden Brunnen (sie meinte den Topf) zu nahe kommen möchtest.

Junge.

Und warum soll ich dem nicht nahe kommen?

Alte.

Weil du hineinfallen und ertrinken würdest.

Junge.

Warum hineinfallen?

Alte.

Die Ursache kann ich dir nicht sagen; aber glaube meiner Erfahrung: so oft eine Fliege über einen solchen dampfenden Brunnen flog, habe ich immer gesehen, daß sie hinabfiel, und nimmer wieder herauskam.

Die Alte glaubte hiemit genug gesagt zu haben, und flog davon.

Ihr Jungfer Töchterchen aber rümpfte das Näschen, und dachte bei sich selbst:

Was doch die Alten immer für Besorgnisse haben!

Da soll ich mir nun nicht einmahl das unschuldige Vergnügen machen, über den dampfenden Brunnen hinzufliegen.

Ja, wenn ich keine Flügel hätte, und nicht schon klug genug wäre, mich in Acht zu nehmen!

Kurz, Frau Mama, was sie mir auch von ihrer Erfahrung vorgesagt haben, so werde ich doch zum Zeitvertreibe da um den Brunnen ein wenig herumfliegen.

Ich will doch sehen, was mich hineinziehen wird!

Mit diesen Worten flog das schnippsche Ding hin.

Aber kaum war sie über dem Topfe angelangt, als der aufsteigende Dampf sie plötzlich sinnlos machte.

Sie stürzte hinab in den siedenden Topf, indem sie nur noch eben so viel Zeit hatte auszurufen:

Unglückliche Kinder, die sich klüger als alte Leute dünken, und auf keine Warnung achten!

---

## Hedchen.

Das sanfte Hedchen wollte nicht,
Nach Fritzens wilder Art, die Knabenspiele spielen;
Er bittet; nichts! Er zürnt; sie will nicht hören.

Da hob er seinen Stab, auf dem er ritt,
Halb scherzend, drohend halb empor,
Und ach! der schwere Stab
Fiel — fiel auf Hedchens Kopf!

Das arme Mädchen schrie, daß weit der Garten scholl,
Und warf vor Schmerz sich weinend nieder.

Und Fritz erschrak; er hub mit an zu weinen,
Und bat sie kläglich, aufzustehn. —
Sie weint und steht nicht auf.

Ach, liebe Schwester,
Da nimm den Stock und schlag mich zweimahl wieder!
Ich halt' es aus; ich hab' es wohl verdient;
Steh auf!

Nein, Fritz, der Schlag thut gar zu weh,
Versetzt das gute Kind; ich kann dich so nicht schlagen!

---

## Gespräch

zwischen Karolinchen, ihrer Mutter, und Luisen, ihrer Begleiterinn.

Mutter.

Und wo hast du das Geld gelassen?

Karolinchen.

Verschenkt, liebe Mutter.

Mutter.

An wen?

Karolinchen.

An einen unartigen Jungen.

Mutter.

Damit er artig würde?

Karolinchen.

Ja, Mutter, damit er artig würde. — Nicht wahr, die kleinen Vögel gehören dem lieben Gott?

Mutter.

So, wie wir selbst, und alle andere Geschöpfe, die Gott gemacht hat.

Karolinchen.

Na, der Junge hatte dem lieben Gott einen Vogel weggestohlen; den bot er mir zum Kauf an. Der Vogel schrie jämmerlich, und der Junge hielt ihn in der Hand, und wollte ihn nicht schreien lassen. Ich glaube, er fürchtete sich, daß der liebe Gott es hören und schelten würde.

Mutter.

Und du?

Karolinchen.

Ich gab dem Jungen das Geld, und den Vogel gab

ich dem lieben Gott wieder. Ich glaube, er wird sich recht darüber gefreut haben! (sie hüpft dabei.)

Mutter.

Ganz gewiß hat es ihn gefreut, daß du mitleidig warest.

Karolinchen.

Der Junge mag es wol aus Noth gethan haben.

Mutter.

Das denk' ich auch.

Karolinchen (zu Luisen).

Desto besser, daß ich dem Jungen Alles gab. —

Luise (zur Mutter).

Wir sind im Streit. Karoline gab ungezählt Alles, was sie hatte, hin, ohne erst zu fragen, wie viel der Junge haben wollte? Da sagte ich, das hätte sie nicht thun sollen.

Karolinchen.

Wer hat nun Recht?

Mutter.

Du nicht völlig, meine liebe Seele! Wie, wenn nun gleich wieder ein anderer Junge mit des lieben Gottes Vögelchen gekommen wäre, und du hättest kein Geld mehr gehabt?

Karolinchen.

Dann wäre ich zu dir gekommen, liebe Mutter!

Mutter.

Und wenn ich dann auch kein Geld gehabt hätte?

Karolinchen.

Ja — dann —

Mutter.

Man muß nicht bloß für sich, sondern auch für Andere sparen. Um mehr Gutes zu thun, kann man dingen. Gottes Geschöpf — wer kann das bezahlen?

Hätte der Junge den Vogel nicht geringer lassen wollen, wär's ein Anderes gewesen. — Was war's für ein Vogel?

Karolinchen.

Ich habe nicht gefragt, liebe Mutter! Hast du mich nicht gelehrt, man muß nicht nach dem Namen fragen, wenn man Gutes thut? Du hättest nur sehen sollen, der Vogel konnte vor Freuden nicht recht fliegen; aber der Junge mußte mir versprechen, daß er ihn nicht wiederhaschen wollte.

Mutter.

Hast gut hausgehalten. — Hier ist wieder Geld.

Karolinchen.

Dank, liebste Mutter!

Mutter.

Und hier noch einen Kuß! (Sie küßt sie.) — Gott segne dich, mein Kind, daß du immer mitleidig und gut sein mögest!

---

## Die Steckenreiter.

Auf schlanken Stecken
Reiten wir her;
Wir kleinen Gecken
Können nicht mehr.

Zwar auf der Erde
Reitet sichs knapp;
Doch große Pferde
Werfen uns ab.

Indeß zuweilen
Wagt man sich schon;
Trägt ein paar Beulen
Gerne davon.

Da wächst dem Knaben
Mächtig der Sinn;
Schier möcht' er traben
Meilen dahin.

Allein urplötzlich
Bäumt sich das Thier,
Erhebt entsetzlich
Helles Gewiehr.

Dann schreit der Reiter:
Weh mir! der Rapp'!
Ich mag nicht weiter,
Helft mir herab!

Und auf die Letzte
Wirds wieder werth,
Das schlechtgeschätzte
Hölzerne Pferd.

So bleibts bei Stecken;
Wißt ihr, woher?
Wir kleinen Gecken
Können nicht mehr!

---

## Das Besinnen.

Aber ich mag nicht ohne dich in den Garten gehn, sagte die kleine Karoline zu ihrem Bruder; und warum willst du mir denn nicht den Gefallen thun, wenn ich dich bitte?

Darum, weil ich jetzt nicht Lust habe, antwortete Fritz, und warf sich auf einen Stuhl.

Das Mädchen setzte sich in die Ecke, und weinte.

Warum weinst du? fragte die Mutter, die eben herzutrat; hast du etwa deinem Bruder was zuwidergethan, weil er so verdrießlich dasitzt?

Ich muß wol, liebe Mutter, denn er schlägt mir's eben ab, mit mir in den Garten zu gehn.

Ist das wahr, Fritz, fragte die Mutter; hat sie dir etwas zuwidergethan?

Nein, ich bin's, der unfreundlich gegen sie war, antwortete Fritz, sprang auf, nahm das Mädchen bei der Hand, und sagte: Komm, Liebe, hier bin ich, wir wollen in den Garten.

Karoline wischte geschwind ihre Thräne ab, und fragte ihn freundlich: Aber hast du denn auch Lust dazu?

---

## Das Kind und die Hofmeisterinn.

Erst das Kind allein zu seiner Puppe.

So, Mamsell? Sie woilen mich nicht hören? Sie wollen den Kopf immer schief halten? Warten Sie nur, ich werde böse werden, noch viel böser, als meine Hofmeisterinn gestern war, da ich den Hund schlug.

Hofmeisterinn (die im Hereinkommen hört, was sie sagt).

Siehst ja sehr ernsthaft aus, meine Liebe; hat die Puppe dir Etwas nicht recht gemacht?

Kind.

Ja, sie will den Kopf nicht gerade halten!

Hofmeisterinn.

Nun, da konntest du freilich nicht freundlich bleiben; aber sprachst du nicht von Böserwerden?

Kind.

Böserwerden? — Nun, ich — Aber haben Sie denn gehört, was ich zu ihr sagte?

Hofmeisterinn.

Gesetzt, ich hätte nichts gehört, und verlangte nun zu wissen, was du deiner Puppe sagtest; würdest du mir wol Etwas verschweigen wollen?

Kind.

O fi! da wär' ich ja ein böses Kind! Die guten Kinder müssen ja nichts verschweigen, wenn ihre Aeltern oder ihre Vorgesetzten sie fragen.

Hofmeisterinn.

Recht, Liebe! Komm, umarme mich, und dann sage mir doch, was du Alles mit deiner Puppe sprachst!

Kind.

I, sie wollte den Kopf nicht gerade halten, und da sagt' ich ihr: wenn sie's nicht thäte, so wollt' ich böse werden, noch viel böser, als meine Hofmeisterinn geworden sei, da ich den Hund geschlagen.

Hofmeisterinn.

Du meinst also, ich sei gestern böse gewesen?

Kind.

Ja, Sie sahen ja gar nicht so aus, als sonst; ich meinte, Sie sähen zornig aus.

Hofmeisterinn.

Nicht zornig, mein Kind; aber traurig, bekümmert war ich wirklich. Denn erstens that es mir weh, daß du dem armen Hunde Schmerzen machtest, und dann besorgte ich auch, daß er dich endlich beißen möchte, wenn du fortführest, so unfreundlich mit ihm umzugehen. Ich warnte dich also, und da du mich nicht gleich verstandest, dachte ich gar, daß du ein ungehorsames Kind geworden seist, und darüber wurde ich so betrübt, daß mir die Thränen in die Augen traten. Da hast du nun gemeint, ich sei zornig geworden! — Zornig? Pfui! da hätte ich ja eben so gehandelt, als du, da du auf den Hund böse warst!

Kind.

Aber sind Sie denn nun auch nicht böse, daß ich so zu meiner Puppe gesagt habe?

Hofmeisterinn.

Eben so wenig, mein Kind; ich freue mich vielmehr, daß mir das Gelegenheit gegeben hat, dir einen Irrthum zu benehmen. Ist dir das nicht auch lieb?

Kind.

O ja, — aber —

Hofmeisterinn.

Nun?

Kind.

Ja, wenn Sie doch niemahls wieder unzufrieden mit mir würden?

Hofmeisterinn.

Ich wünsche selbst recht sehr, daß ich niemahls wieder Ursache dazu haben möge; denn es thut mir immer weh, wenn ich es sein muß. — Es gehört nur eine kleine Abrede dazu?

Kind.

Welche denn?

Hofmeisterinn.

Daß du künftig aufs erste Wort, welches ich dir sage, um dich von etwas Schlechtem abzuhalten, sogleich hörst; dann kannst du gewiß versichert sein —

Kind.

Daß Sie nie wieder unzufrieden mit mir sein werden?

Hofmeisterinn.

Ganz gewiß nicht; da hast du meine Hand! Aber du mußt auch die Bedingungen dieses Versprechens erfüllen!

Kind (hüpfend).

Ja, ja, das will ich, das will ich!

---

Das Kind hielt Wort. So oft sie künftig Etwas thun wollte, was nicht hübsch war, brauchte die Hofmeisterinn ihr nur einen Wink mit den Augen zu geben; gleich unterließ sie es! War aber die Hofmeisterinn eben nicht bei der Hand, so that sie nichts, wovon sie nicht ganz gewiß wußte, daß es gut sei.

Daher hatte denn die Hofmeisterinn auch niemahls wieder Ursache, unzufrieden zu sein, und Beide lebten also in herzlicher Freundschaft und in beständigem Vergnügen.

---

## Leopold und Nantchen,

am Weihnachtsabend.

Leopold.

Sprich, Nantchen, ist dir's auch ums Herz,
Wie mir? — Ich möchte wirklich weinen.

Nantchen.

Warum?

Leopold.

Ja, sieh! da haben nun
Die lieben Aeltern uns schon wieder
So vielerlei geschenkt, und wir
Sind noch so klein und noch so schwach,
Und könnens ihnen nicht vergelten.

Nantchen.

Wenn wir nur immer artig sind,
So halten Beide sich schon für
Belohnt genug.

Leopold.

Das ist es eben,
Was mich so traurig macht, daß wir
Noch immer nicht so fromm, so gut
Und artig sind, als sie es wünschen!

Nantchen.

Der liebe Gott wird uns wol helfen,
Daß wir noch besser werden.

Leopold.

O!
So komm und laß uns niederfallen
Vor unserm lieben Gott, und beten,
Daß er uns armen Kindern helfe,
Recht fromm zu sein!

(Sie knien nieder.)

Nantchen.

Du lieber Gott,
Wir wollten gar zu gern die Aeltern
Durch unsre Artigkeit erfreun —

Leopold.

Und sieh! wir armen Kinder fehlen
Doch noch so mannichmahl!

Nantchen.

Das thut
Uns denn so leid!

Leopold.

Ach, ja! so leid!

Nantchen.

Drum beten wir zu dir; du bist
So groß und gut, und hilfst so gern:
Ach! hilf uns doch, daß wir nicht wieder
Von neuen fehlen!

Leopold.

Hilf, ach, hilf
Uns doch, du großer, lieber Gott!

Nantchen.

Du thust es doch?

Leopold.

Du thust es; — Amen!

---

## Thue Gutes und vermeide Böses, auch im Verborgenen.

Der alte Ehrenreich ging mit seinem jüngsten Sohne, Hänschen, weit ins Feld. Es war an einem angenehmen, noch ziemlich warmen Herbsttage.

Vater, sagte Hänschen, da sie bei einem Garten vorbeikamen, der mitten im Felde lag, mich dürstet gar zu sehr!

Mich auch, mein Kind, antwortete Ehrenreich; aber wir müssen Geduld haben, bis wir nach Hause kommen.

Hänschen.

Dort steht ein Birnbaum, der ganz voll von schönen reifen Birnen hängt.

Ehrenreich.

Ich sehe; aber der steht im Garten!

Hänschen.

Der Zaun ist nicht hoch, wir könnten hinübersteigen.

Ehrenreich.

Und was würde Der, dem der Garten gehört, dazu sagen, wenn er hier wäre?

Hänschen.

O, er ist gewiß nicht hier, und es ist auch Keiner da, der's ihm wiedersagen könnte!

Ehrenreich.

Du irrest, mein Kind! Einer wenigstens würde es gewiß sehn, und der müßte uns deßwegen strafen, weil wir etwas Böses thäten.

Hänschen.

I, wer denn?

Ehrenreich.

Der, welcher überall zugegen ist, welcher uns immer sieht, immer weiß, was wir thun — Gott!

Hänschen.

Ach ja; daran hatte ich nicht gedacht.

In diesem Augenblicke richtete sich ein Mann auf, der ungesehen hinter dem Zaune im Grase gesessen hatte. Es war der Besitzer des Gartens, welcher Hänschen folgendermaßen anredete:

Danke Gott, mein Sohn, daß dein frommer Vater dich verhindert hat, in den Garten zu steigen und Etwas zu nehmen, das nicht dein war!

Wisse, daß ich unter diesen Birnbaum, um ihn vor Dieben zu bewahren, Fußangeln habe legen müssen. Du würdest hineingetreten und auf immer lahm geworden sein.

Aber, weil du auf die Erinnerung deines Vaters

den unsichtbaren Gott gefürchtet, und das Unrecht, das du begehrtest, nicht ausgeführt hast, so will ich dir gern von des Baumes besten Früchten geben.

Er ging darauf hin, schüttelte den Baum, und brachte Häuschen einen ganzen Hut voll der schönsten Birnen.

Ehrenreich wollte ihm Geld dafür geben; aber der Mann wollte es nicht nehmen.

Warum nicht? fragte Ehrenreich.

Darum, antwortete der Mann, weil eben der Gott, der nicht will, daß wir Böses thun sollen, es gern sieht, wenn wir Gutes thun und unserm Nächsten helfen, wo und wie wir können. Er wird mich diese paar Birnen nicht missen lassen.

Ehrenreich drückte ihm gerührt die Hand, und ging mit seinem Häuschen weiter.

Häuschen.

Das war doch ein recht guter Mann!

Ehrenreich.

Das ist er, und so sind Alle, die auf Das, was ihnen täglich begegnete, geachtet, und daraus gelernt haben, daß der liebe Gott kein Gutes unbelohnt und kein Böses unbestraft lassen kann.

Häuschen.

Hätte uns der liebe Gott denn wol auch bestraft, wenn wir die Birnen genommen hätten?

Ehrenreich.

Hast du nicht gehört, was uns würde widerfahren sein?

Häuschen.

Ja, aber Gott hatte doch die Fußangeln nicht dahin gelegt?

Ehrenreich.

Nicht er selbst; aber doch war es nicht ohne sein

Wissen und ohne seine Zulassung geschehen, daß der Mann sie dahin legte.

Gott, mein liebes Kind, lenket und regieret alle Dinge in der Welt, und er lenket und regieret sie so, daß sie dem guten Menschen zum Lohne, dem Bösen zur Strafe dienen müssen. Höre, ich will dir davon eine merkwürdige Geschichte erzählen, die ich selbst erlebt habe.

Da ich noch so klein, wie du, und in meines Vaters Hause war, da hatten wir zwei Nachbaren, einen auf der rechten, den andern auf der linken Seite. Der eine hieß Schmid, der andre Müller.

Schmid hatte einen Sohn, der hieß Kristian, und Müller hatte auch einen, welcher Konrad hieß.

Hinter unserm Hause und hinter den Häusern unserer Nachbaren waren kleine Gärtchen, welche durch Hecken von einander abgesondert wurden.

Nun hatte Kristian, des einen Nachbars Sohn, den Fehler, daß er immer gern mit Steinen warf, ohne sich erst recht umzusehen, ob er nicht Schaden thun werde.

Dies that er auch oft, wenn er in seines Vaters Garten war. Da warf er mit Steinen in unsers und des Nachbars Garten, so daß Keiner darin vor seinem Werfen sicher war.

Sein Vater hatte dies einmahl bemerkt, und verbot es ihm nachdrücklich.

Aber unglücklicherweise hatte dieses Kind entweder noch nicht gehört, oder schon wieder vergessen, daß man auch alsdann nichts Böses thun muß, wenn man ganz allein ist; er hatte entweder noch nicht gehört, oder schon wieder vergessen, daß alsdann wenigstens Gott bei uns ist, und Alles sieht, was wir thun.

Da er nun einmahl wieder ganz allein im Garten

war, kriegte er abermahls Lust, sich durch Werfen zu ergetzen, und weil er wußte, daß sein Vater ausgegangen war, so glaubte er, daß es ihm nicht schaden werde.

Zu eben der Zeit war auch Nachbar Müller mit seinem Konrad im Garten.

Dieser Konrad hatte eben den Fehler, daß er glaubte, es sei genug, wenn man nur in anderer Leute Gegenwart nichts Böses thue. Sobald man aber allein sei, dachte er, könne man thun, was man wolle.

Sein Vater hatte eine geladene Flinte bei sich, um die Sperlinge zu schießen, die ihm die Kirschen abfraßen. Sie standen in einer Laube und warteten, daß die Sperlinge kommen sollten; aber da wurde Konrads Vater abgerufen, weil ein Fremder zu ihm gekommen war.

Er ließ die Flinte in der Laube stehen, und sagte im Weggehen zu Konrad: Du, rühre mir ja nicht die Flinte an!

Jetzt war Konrad allein. Was kann es mir denn schaden, dachte er, wenn ich ein Bißchen mit der Flinte spiele? Ich werde ja Keinen damit todt schießen, und Vater ist ja nun im Hause!

Er ergriff die Flinte, und machte es damit, wie die Soldaten. Dann wollte er versuchen, ob er wol schon den Hahn spannen könne.

Er legte also die Flinte auf die Hecke, recht nach Nachbar Schmid's Garten hin, und nun faßte er den Hahn, um ihn aufzuziehen.

In eben dem Augenblicke warf Kristian aus seinem Garten mit einem scharfen Stein herüber, und traf Konrads Auge; Konrad ließ vor Schreck und Schmerz den aufgezogenen Hahn fahren; puff! ging der Schuß los, und au! au! au! hörte man in beiden Gärten schreien.

Konrad war um sein Auge, und Kristian hatte den

ganzen Schuß ins Bein bekommen. Jener wurde blind, dieser lahm, und Beide blieben es ihr Leben lang.

Häns chen.

O, der arme Kristian und der arme Konrad!

Ehrenreich.

Sie waren sehr zu bedauern, vornehmlich deßwegen, weil Jeder von ihnen nicht bloß sich, sondern auch den Andern mit unglücklich gemacht hatte. — Und doch war's im Grunde für Beide ein wahres Glück, daß es so gekommen war.

Häns chen.

Warum, Vater?

Ehrenreich.

Das will ich dir sagen: siehst du, Häns chen, wenn der liebe Gott diese Kinder nicht bestraft hätte, so würden sie immer fortgefahren haben, Böses zu thun, sobald sie allein gewesen wären.

Nun aber lernten sie aus ihrer eigenen Erfahrung, daß das Böse, was die Menschen nicht sehen, doch von Gott gesehen und bestraft wird.

Daher besserten sich Beide, wurden fromm und gut, und scheuten das Böse, auch wenn sie in der größten Einsamkeit waren.

Und das war es eben, was Gott wollte, da er sie bestrafte; denn dieser gute himmlische Vater züchtiget uns aus keiner andern Ursache, als damit wir uns bessern mögen.

Häns chen.

Nun will ich auch niemahls wieder Unrecht thun, und wenns auch schon kein Mensch sieht!

Ehrenreich.

Gott erhalte dich bei diesem Vorsatze, mein Lieber! Jetzt waren sie wieder zu Hause angekommen.

## Fritzchen,

### als der Mai da war.

Endlich, endlich hab' ich ihn,
Meinen Sommermann!
Nun ist Alles schön und grün,
Alles lacht mich an.
Unsre Kirschenbäume blühn,
Und der Tulipan,
Und die langen Störche ziehn:
Alles lacht mich an.

Und die liebe Nachtigall
Singt den ganzen Tag,
Und der klare Wasserfall
Läuft dem Geißblatt nach;
Und die Felder leben all',
Und der Taubenschlag
Wimmelt, und im Wiesenthal
Blinkt der helle Bach.

O du lieber, guter Mai,
Sei gesegnet mir!
Wenn du kommst, ist Alles neu;
Bliebest du doch hier!
Ich bin selber ganz wie neu;
Wie gefall' ich mir!
O du lieber, guter Mai,
Bliebest du doch hier!

Nun hinaus, hinaus ins Feld!
Ofen, gute Nacht!
Gott hat seine liebe Welt
Selber warm gemacht.

Seht die Sonn' am Himmelszelt,
Welche Strahlenpracht!
Gott hat seine liebe Welt
Warm durch sie gemacht!

Brauch' ich Fenster noch und Dach?
O wozu, wozu?
All' der Himmel ist mein Dach,
Und der Baum dazu!
Seht den Vogel, wie gemach
Wiegt er sich in Ruh!
Warum thät' ichs ihm nicht nach!
Vogel, ich und du! —

Heißa juch! wie froh, wie froh
Ist mein ganzer Sinn!
Lebt' ich doch, o lebt' ich so
All' mein Leben hin!
Mit dem Mai so flink und froh,
Mehr nicht, als ich bin;
Lebt' ich nur, o lebt' ich so
All' mein Leben hin!

Overbeck.

---

## Gefälligkeit erwirbt Liebe.

Der kleine freundliche Kristian ging mit Nachbars Peter aus, um Maiblumen zu pflücken. Beide hatten ihr Frühstück in der Hand.

Ihnen begegnete eine arme Frau mit einem kleinen Knaben, der ganz verhungert aussah.

Ach! lieber Kleiner, sagte die Frau zu Peter, gebe er doch meinem armen hungrigen Kinde ein Bißchen

von seinem Butterbrote ab; er hat seit gestern Morgen nichts gegessen.

Mich hungert selbst, antwortete dieser, und fuhr fort, sein Frühstück zu verzehren.

Was that dagegen Kristian? — Er war auch hungerig; aber da er den Knaben weinen sah, gab er ihm geschwind sein ganzes Butterbrot, und der Knabe freute sich sehr, und die Mutter wünschte ihm Gottes Segen.

Auch lief der Knabe vor ihm hin, zeigte ihm eine Wiese, wo recht viele Maiblumen standen, und half sie ihm pflücken.

Kristian brachte einen großen Strauß von Blumen, Peter hingegen nur wenige zu Haus.

---

Am andern Morgen gingen Beide wieder in eben der Absicht aus. Diesmahl begleitete sie noch ein drittes Kind, der kleine Valentin.

Da sie schon etwas gegangen waren, sagte Valentin zu ihnen: ich habe meine Schuhschnalle verloren; kommt, und helft sie mir suchen!

Aber Peter antwortete, er habe keine Zeit dazu, und ging fort. Kristian hingegen kehrte mit ihm um.

Sie fanden die Schnalle bald, und darauf fingen sie gleichfalls an, Blumen zu pflücken.

Alle, welche Valentin fand, schenkte er Dem, der ihm geholfen hatte, das Verlorne wiederzufinden; dem Andern hingegen brachte er keine.

Also kriegte auch heute Kristian viel mehr Blumen, als Peter. Darüber ging Jener froh, Dieser mißvergnügt nach Hause.

---

Am dritten Tage wollten sie wieder hingehen, Blumen zu pflücken; aber siehe! da kam der kleine Knabe, dem Kristian das Butterbrot gegeben hatte, ihnen entgegen, und brachte diesem eine gute Menge der schönsten Maiblumen, die er für ihn gesucht hatte.

Peter wollte sich selbst auch welche pflücken; aber da waren keine mehr zu finden; der kleine Knabe hatte sie schon alle abgelesen.

Peter kriegte also diesmahl gar keine Blumen.

Da sie nun wieder nach Hause gingen, begegnete ihnen der kleine Valentin.

Lieber, sagte dieser zu Kristian, weil du mir gestern den Gefallen thatest, mir meine Schnalle suchen zu helfen, so habe ich dich so lieb, daß ich gern immer bei dir sein möchte.

Komm mit mir in unsern Garten, da sind noch mehr Kinder, da wollen wir einmahl recht mit einander spielen.

Vater hat dich auch recht lieb! Der sagte, ich solle dich nur holen; dann wolle er uns recht schöne Spiele lehren, und wolle selbst auch mitspielen.

Freudig lief Kristian an seiner Hand nach dem Garten; und Peter? ja der mußte traurig zurückbleiben, weil ihn Keiner eingeladen hatte.

Da lernte er endlich, wie gut es ist, liebreich und gefällig zu sein gegen Jedermann. Er ward es; und von der Zeit an, sah er sich von allen Leuten eben so geliebt, als der freundliche Kristian.

---

## Sophie und ihre Mutter.

Mutter.

Warum geht Scharlotte weinend von dir? und du sitzest da allein so traurig. — Wie? du antwortest nicht?

Sophie.

Ach, liebe Mutter —

Mutter.

Du stotterst? Macht dich die Antwort verlegen? Das ist kein gutes Zeichen.

Sophie.

Ach, liebe Mutter — sie wollte meine Puppe haben, und —

Mutter.

Nun?

Sophie.

Ich wollte sie ihr nicht geben!

Mutter.

Nicht? und warum nicht, mein Kind? War sie etwa nicht hier?

Sophie.

Ach ja!

Mutter.

Oder wolltest du selbst damit spielen?

Sophie.

Ach nein!

Mutter.

Sie hat dir etwa neulich was daran zerrissen?

Sophie.

Ach nein! das that ich an ihrer.

Mutter.

Nun, was für Ursache konntest du denn haben?

Sophie.

Ja — ich hatte keine Lust.

Mutter.

Wie? keine Lust, deiner Schwester ein Vergnügen zu machen? — Was höre ich?

Sophie (weint).

Mutter.

Weine nicht, Sophie; das macht nichts gut; aber laß dir sagen, wie dir's gegangen ist, und was du hättest thun müssen. Erst hattest du vielleicht in Ernst keine Lust, ihr gleich die Puppe zu geben; es war dir unbequem, du wolltest so bei deinen Sachen bleiben, nicht wahr?

Sophie.

Ja, so war's.

Mutter.

Nun, und da achtetest du nicht weiter darauf, obs deine Schwester betrübt machte, oder nicht? Nicht so?

Sophie (weinend).

Nein!

Mutter.

Ja, da siehst du aber, wie es geht, wenn man nicht darauf achtet, ob Andere vergnügt sind, oder nicht. Da geht sie von dir und weint — und du bleibst allein und bist — was? vergnügt?

Sophie (weinend).

Ach nein!

Mutter.

Und warum nicht? Weil du dich erinnerst — Recht gethan zu haben? oder Unrecht?

Sophie (weinend).

Unrecht.

Mutter.

Ja, denn wenn man Jemand ein Vergnügen machen kann, und thut es nicht, so thut man Unrecht. Und glaubst du denn wol, daß sie vergnügt geblieben wäre, wenn du ihr die Puppe gegeben hättest?

Sophie.

Ja, das glaube ich.

Mutter.

Ich auch; denn als du ihr gestern deine Karten überließest, wie freute sie sich nicht?

Sophie.

Ja!

Mutter.

Und du, warst du da nicht auch mit vergnügt?

Sophie.

O ja!

Mutter.

Und du bliebst nicht so traurig allein, wie jetzt?

Sophie.

Nein!

Mutter.

Da siehst du also, daß man vergnügt ist, wenn man Recht thut, und Andere so vergnügt macht, als man kann. Denke nun ein andermahl ja daran, wenn dich Jemand um Etwas bittet, und du es thun kannst; so darfst du nachher nicht so im Winkel sitzen und unzufrieden sein. Denn wer für Anderer Vergnügen sorgt, der sorgt für sein eignes mit.

---

## Franz und Fritz.

Eine Romanze.

Zwei Brüder wohnten — wo doch schon?
Mir däucht in Ammelharen,
Die hatten Jeder einen Sohn,
Fast Beid' in gleichen Jahren.

Die muntern Knaben liebten sich,
Als sie noch ihren Ammen
Im Arme tanzten, inniglich,
Und spielten schon zusammen.

Fritz glühte froh wie Morgenroth,
Hielt Fränzchen ihn umschlungen;
Und Franz vergaß sein Zuckerbrot,
Kam Fritzchen hergesprungen.

Die Väter sahn es oft mit an,
Wenn sie sich so umschlangen,
Und Freudenthränen flossen dann
Herab auf ihre Wangen.

Man sah sie alle Morgen früh
Vergnügt zur Schule wandern;
Kein Schüler lernte mehr als sie,
Denn Einer half dem Andern.

Einst wollte Fritzchens Vater weit,
Wer weiß wohin? verreisen.
Fritz, sprach der Vater, willst du heut
Mit deinem Fränzchen speisen?

Ach ja, Papa! sprach unser Fritz;
Und kaum war der im Wagen,
So lief der Kleine, wie der Blitz,
Es seinem Franz zu sagen.

Franz, wie man denken kann, sprach ja!
Ging mit nach Fritzchens Hause.
Sie saßen, wie die Prinzen, da
Bei ihrem kleinen Schmause.

Da sah nun Fritz die Kammerthür
(Sonst zu) jetzt offen stehen.
Ach, Fränzchen, sprach er, willst du hier
Papa's Gewehre sehen?

Sie schlichen alsobald hinein.
Sieh, sagte Fritz, die vielen!
Das sollten rechte Flinten sein,
Wenn wir Soldaten spielen!

Frisch, Fränzchen! nimm die braune da!
Ich halt' es mit der rothen.
Ach, Fritzchen! sagte Franz, Papa
Hat's aber doch verboten.

Ei was! Nimm nur die Flinte dort;
Wer wird uns denn verrathen?
Franz nahm sie hin, sie gingen fort,
Und spielten stracks Soldaten.

Franz stand voll Trotz, wie ein Sergeant,
Denn Fritz war sein Rekrute;
Legt an! gebt Feu'r! rief er entbrannt;
Paff! — da lag Franz im Blute.

Fritz warf sich über Franzen hin,
Den Strom des Bluts zu stillen;
Ach, Fränzchen! rief er, ach, ich bin —
Sag doch um Gottes Willen!

Franz sieht ihn an, mit Todesqual,
Als woll' er ihm vergeben,
Drückt ihm die Hand, schnappt noch einmahl,
Zum letzten Mahl nach Leben!

Fritz schrie, als würd' ein Messer ihm
Tief in die Brust gestochen.
Drauf stürzt' er todt bei Franzen hin;
Das Herz war ihm gebrochen.

Sein Vater kam drei Tag' hernach
Ins Thor, und hört' die Sage;
Er hört' es, seufzt' ein kurzes Ach!
Und starb, gerührt vom Schlage.

---

## Fritz und seine Mutter.

Gelaufen kommt Fritz, und erzählt
Mit Lächeln seiner Mutter:
Ich geh' da draußen an den Gartenzaun;
Da sitzt am Pfahl, im Kraute,
Der Witwe kleiner Hans,
Die an der Kirchhofsmauer dort
In einem schwarzen Kasten schläft.
Er saß und weinte sehr.

Mutter.

Ihn wird gehungert haben?

Fritz.

Ach ja! er klagte laut:
Mich hungert, hungert gar zu sehr!
Ich hab' ihn tüchtig ausgelacht.

Mutter.

O Gott! Mein Kind, darüber kannst du lachen?

Fritz.

Ja, warum sitzt er da und weint?
Läßt das nicht gar zu kindisch?
Er konnte ja zu uns nur kommen

Und essen; denn wir haben ja
Noch Brot und Butter g'nug.

Mutter.

Das war's, warum du lachtest? — Komm
In meine Arme, guter Junge! —
Nun lauf, und sag' ihm, daß er komme.
Der arme Knabe mag wol denken,
Wir wollen ihm nichts geben.

Fritz.

Nichts geben? Hm! —
Und Fritz lief an den Zaun.

---

## Enthaltsamkeit.

Was heißt Enthaltsamkeit? fragte der kleine wißbegierige Hans seinen Vater, da er ihn dies Wort bei einer gewissen Gelegenheit aussprechen hörte.

Dem Vater war diese Frage sehr willkommen; denn so gut sein lieber Hans auch war, so hatte er doch den Fehler an sich, daß er immer sehr unzufrieden war und weinte, so oft er irgend Etwas entbehren mußte, das ihm lieb war.

Und doch ist es nun einmahl so in der Welt, daß wir oft Etwas wünschen, und es doch nicht kriegen; oft etwas Angenehmes besitzen, was uns bald darauf wieder genommen wird.

Es ist daher sehr nöthig, daß wir von Jugend an uns darauf gefaßt machen.

Der Vater antwortete also:

Enthaltsamkeit, mein Sohn, ist, wenn du in der heutigen Freistunde dein liebes Schaukelpferd mit keinem Fuße besteigst.

O, warum denn? fragte traurig der Kleine, du hast es mir doch selbst gegeben, Vater!

Das hab' ich, antwortete der Vater; auch verbiete ich dir nicht, es zu gebrauchen; es soll vielmehr dir selbst überlassen sein, ob du es thun willst oder nicht.

Hans hatte nämlich das Pferd erst gestern gekriegt, und es war ihm so lieb, daß er jeden müßigen Augenblick, sogar beim Essen, abbrach, um sich darauf zu setzen.

Hans.

Aber wozu soll mir das nützen?

Vater.

Dazu, daß du dich übest, so viel Gewalt über dich selbst zu gewinnen, eine Sache, die du lieb hast, fahren zu lassen, so bald es sein muß.

Hans.

Aber dies muß ja nicht sein!

Vater.

Freilich nicht; aber wenn Etwas erst sein muß, so ist es nicht mehr Zeit, sich darauf vorzubereiten.

(Hans schwieg und blieb nachdenkend stehen. Er fühlte Etwas von Dem, was der Vater sagte, aber nicht Alles.)

Vater.

Willst du eine Geschichte hören, woraus du lernen kannst, wie gut es ist, wenn man sich gewöhnt hat, seinem Vergnügen nicht zu sehr nachzuhängen?

Hans.

O ja, Vater!

Vater.

Ein Kind wurde von seiner einfältigen Amme alle Tage mit Naschwerk gefüttert.

Es wurde dadurch so sehr an die Leckereien gewöhnt, daß es auch nachher, als Knabe, sich immer danach sehnte, und gleich zugriff, wo es nur dergleichen stehen sah.

Vergebens warnte den Knaben seine ältere Schwester, die ihm rieth, sich bei Zeiten davon zu entwöhnen, weil er es nicht immer haben könne. Er meinte, das habe noch lange Zeit, bis er's nicht mehr haben könne, und versuchte nie, sich zu zwingen.

Endlich kam er wirklich weg aus seinem väterlichen Hause zu einem Herrn, bei dem er strenge gehalten wurde, und wo von Naschwerke gar nichts vorfiel.

Was that er da? — Er kaufte täglich sich von seinem Taschengelde Rosinen, Mandeln und Zuckerwerk, bis das Taschengeld verzehrt war.

Seine Begierde war unterdeß immer stärker geworden, und es war ihm jetzt fast ganz unmöglich, sich zu zwingen.

Da er nun kein Taschengeld mehr hatte, so verkaufte er anfangs einige seiner Kleidungsstücke, und da auch das verzehrt war: — mich schaudert, indem ich's erzähle! bestahl er seinen Herrn.

Aber wo geschieht etwas Böses, das über kurz oder lang nicht bekannt würde? Auch dieses wurde bekannt, und um der Schande und Strafe zu entgehen, floh der junge Mensch auf ein Schiff, welches nach Ostindien fuhr.

Der menschlichen Strafe war er nun zwar für's erste entflohn, aber nicht der göttlichen, nicht den Qualen eines bösen Gewissens, nicht der Schande, womit sein Name für immer befleckt war, und nicht dem Bewußtsein, daß er die Achtung und Liebe aller guten Menschen für immer verwirkt habe.

O, das ist schrecklich! sagte seufzend Hans.

Ja wohl schrecklich, antwortete der Vater, und es kam doch von nichts Anderm her, als daß der Knabe nicht bei Zeiten gelernt hatte, sich ein Vergnügen zu versagen, ehe es ihm zur Gewohnheit geworden war, es zu genie-

ßen. — Merkst du nun, mein Lieber, warum ich dir den Versuch rieth, heute nicht auf dein Pferd zu steigen?

Hans.

O ja, Vater; ich will auch heute nicht darauf steigen, und das will ich alle Tage so machen in der einen Freistunde, bis ich es thun und lassen kann, so oft ich will.

Der Vater umarmte ihn, und freute sich sehr über diesen ernsthaften Entschluß. Noch mehr aber freute er sich, da er sah, daß der Knabe Wort hielt.

Diesem wurde es nachher bei allen andern Sachen eben so leicht, sich ein Vergnügen zu versagen, und das bewahrte ihn vor manchem Kummer.

Wohl dem Kinde, das dies Beispiel frühzeitig nachahmt!

---

## Der Hengst und die Wespe.

Eine kleine Wespe stach
Einen Hengst. Er schlug danach;
Doch die kleine Wespe sprach:
Liebes Hengstchen, nur gemach!
Sieh! ich sitz' am sichern Orte;
Glaube mir, du triffst mich nicht!

Endlich giebt er gute Worte,
Und die kleine Wespe spricht:

Sanftmuth findet stets Gehör:
Sieh! nun stech' ich dich nicht mehr.

---

## Wiegenlied.

Schlumm're, Liebchen! bist noch klein,
Weißt vom schönen Sonnenschein,
Weißt vom Strahl des Mondenlichts,
Und von Wald und Bäumen nichts.
Liebchen, schlumm're! werde groß;
Sollst es sehn auf meinem Schooß.

Sollst die Sonn' am Himmel sehn,
Sollst mit mir ins Freie gehn,
Ueber Wiesen frisch und grün,
Wo die blauen Veilchen blühn.
Veilchen werden dann gepflückt,
Und ans Mutterherz gedrückt.

Mir am Herzen, Liebchen schön,
Sollst du morgen Alles sehn!
Ueber dir ist Jubelklang,
Um dich her ist Lobgesang;
Leise rauschen Bäum' und Fluß,
Und du fühlst den Mutterkuß.

Liebchen, schlumm're, wachs' heran!
Siehst in meinen Armen dann
Auch der Abendsonne Glut,
Siehst, wenn Feld und Aue ruht,
Gold und Purpur überall,
Beim Gesang der Nachtigall.

Unterm Nachtigallenlied
Kommt der helle Mond, und sieht
Mild herab auf dich und mich,
Alle Blumen neigen sich;
Und die Händchen falt' ich dir:
Kleiner Engel, Gott ist hier!

Gott ist hoch im Sternenglanz
Und im niedern Veilchenkranz,
Ist, wo jeder Vogel schlägt,
Und wo dieser Arm dich trägt;
Sag' in jedem Winkel dir,
Liebes Mädchen: Gott ist hier!

---

## Das schlaflose Kind.

Mutter.

Was wälzest du dich denn im Bette?
Kannst du nicht schlafen, Kind?

Kind.

Ach nein!

Mutter.

Was fehlt dir denn?

Kind.

Mich hungert so!

Mutter.

Wie kann dich hungern, Kind? ich gab dir ja
Kurz vor dem Schlafengehn zu essen.

Kind.

Ach, liebste Mutter, sei nicht böse!
Da kam ein armes Kind vor's Haus
Und betete; das hörte Keiner.

Da gab ich ihm mein Butterbrot,
Und sagt', es solle fleißig beten,
So geb' ihm unser Herr Gott mehr.
Da freute sich das arme Mädchen,
Und sagte dreimahl: Gottes Lohn!

Mutter.

Mein Herzenskind, das Allerbeste,
Was ich nur habe, geb' ich dir;
Und wolltest du mir das nicht sagen?

Kind.

Vor Freuden dacht' ich nicht daran,
Daß selbst ich nichts gegessen hatte.

Mutter.

Nun weißt du denn doch, wie das thut,
Wenn arme Kinder ungegessen
Zu Bette gehn.

Kind.

Ach, liebe Mutter,
Heb' alle Tage ja was auf
Für arme Kinder, wenn sie kommen!
Das Hungern, ach! thut gar zu weh.

---

## Luischen.

Luischen war ein wildes Kind,
Noch wilder fast wie Knaben,
Und alle Lehren schlug's in Wind,
Die ihm die Aeltern gaben.

Einst lärmte sie im Blindekuh,
Wie Bauern in der Schenke,
Schrie, wie ein Fuhrmann, he! und hu!
Und sprang auf Tisch' und Bänke.

Der Schweiß floß von der Stirn aufs Kleid
Wie große Regentropfen;
Man hörte schon zehn Schritte weit
Ihr Herz im Busen klopfen.

So schlich sie heimlich fort, und lief,
Frisch einen Trunk zu wagen,
Ihr Bruder Karl ihr nach, und rief:
Halt ein! sonst muß ichs sagen.

Luischen droht' ihm, nahm das Glas,
Und tranks mit vollen Zügen.
Karl, sprach sie drauf, Karl, sagst du was,
Gewiß, so sollst du's kriegen!

Karl schwieg, und dacht': ein wenig Bier
Wird keinen Schaden bringen!
Und damit lief er weg von ihr,
Noch brav herumzuspringen.

Er platzt' am andern Morgen früh
In seiner Schwester Kammer;
Ach, wie erschrak er über sie!
Was sah er da für Jammer!

Die arme Kleine konnte schier
Nicht stehen, liegen, sitzen;
Bald stach sie's dort, bald wieder hier,
Wie lauter Nadelspitzen.

Karl lief in Garten, schrie und rang
Die Haut sich von den Händen;
Sah himmelwärts, und schluchzte bang,
Den Tod noch abzuwenden.

Indeß rührt man ihr Tropfen ein,
Die gut, nur bitter waren.
Da half kein Bitten und kein Dräun,
Sie ließ den Löffel fahren,

Und schrie: Ich kann unmöglich ja
Die Gall' hinunterbringen!
Doch! sagte freundlich die Mama,
Versuchs; mußt dich nur zwingen.

Ja! sprach der Doktor, liebes Kind,
Sonst dringt der Tod zum Herzen!
Was halfs? Luischen schlugs in Wind,
Und litt viel lieber Schmerzen.

Erfüllt ward, leider! nur zu bald,
Was hier der Doktor sagte:
Luischen lag schon starr und kalt,
Noch eh' es wieder tagte.

Karl sah sie, schrie erschrecklich: Ha!
Und fiel in Ohnmacht nieder;
Er fiel, weg war sein Athem da,
Und kam auch niemahls wieder.

Man legte Beid' in einen Sarg,
Den, wenn ihr einstens reiset,
Man heut zu Tag' euch noch in Warg,
Nicht weit von Leipzig, weiset.

Göckingk.

---

## Zwei Knaben.

Zwei Knaben lustwandelten einstmahls in einem Garten. Der Gärtner gab ihnen die Warnung, sie möchten ja den Bienenstöcken nicht zu nahe kommen, sonst würden sie gestochen werden.

Mich hat noch niemahls eine Biene gestochen, sagte der eine Knabe, und ging dreist hinzu. Aber ehe er sichs versah, bekam er einen Stich, der ihn nicht wenig schmerzte.

So wurde er durch Schaden klug; der Andre hingegen war es durch Belehrung geworden. Welcher von Beiden mag wol der Verständigste gewesen sein?

E.

---

## Der Geburtstag.

Uebermorgen schon ist Bruder Heinrichs Geburtstag, sagte die kleine Friederike, und ich weiß noch nicht, liebe Mutter, womit ich ihm wol eine Freude machen kann.

Könntest du mir nicht Etwas geben, was ich ihm schenkte?

Das könnte ich wol; aber ich kanns ihm ja auch eben so gut selbst geben. Meinst du nicht, daß mir das Schenken auch Freude macht?

Und sieh nur, wenn ich dir erst gebe, was du ihm schenken willst, so habe ichs ja doch geschenkt, und nicht du, mein Kind.

Ja, das ist wol wahr, liebste Mutter; aber ich möchte ihm doch gar zu gern Etwas schenken.

Nun gut, Friederikchen; laß sehn, was hast du denn wol? — Dein Mirtenbäumchen? —

Ach, das habe ich gar zu lieb! sagte Friederike mit einem Seufzer.

Dein Lämmchen?

O Mutter, das möchte ich gar zu gern behalten!

Dein Paar Lachtäubchen?

Von Allem, liebe Mutter, sind mir die das Liebste.

Und darum wolltest du sie deinem Bruder nicht schenken? Eben das, was man werth hält, schenkt man Denen, die man lieb hat.

Deine Börse mit den silbernen Geldstücken, die du von der Tante neulich bekamst, wäre für ihn eben kein sonderliches Geschenk, weil du sie nicht gebrauchen kannst, und also auch nicht liebst, und weil auch er sie nicht gebrauchen kann.

Aber das heißt wirklich schenken, wenn man gern und freudig giebt, was uns selbst und Dem, der's bekommt, in der That angenehm und werth ist.

Aber, liebe Mutter, muß ich denn dem Bruder Heinrich Alles geben, was ich lieb habe?

Nein, mein Kind, du kannst geben, was und so viel du willst.

Friederike besann sich einige Minuten, und dann — Ja, meine Täubchen, meine lieben freundlichen Täubchen soll er haben, und die schönsten Blumen aus meinem Garten pflücke ich ihm zum Strauße. —

Die Mutter umarmte sie, und sagte: Da wirst du ihm und mir viele Freude machen.

Auch mir selbst, rief Friederike mit Lebhaftigkeit; schon jetzt freue ich mich herzlich.

Und übermorgen sollst du dich noch mehr freuen; denn du sollst ihn und seine liebsten Gespielen in deinen

Garten bitten, und sie da mit frischer Milch und mit schönen Früchten bewirthen.

Friederike küßte der Mutter dankbar die Hand, tanzte vor Freuden rund um sie herum, und rief zu wiederholten Mahlen: O wenns doch erst übermorgen wäre!

---

## Der arme Mann und sein Kind.

Ein armer Mann, gedrückt von mancher Noth,
Nahm in die Hand sein letztes Brot,
Und schnitt davon ein Stückchen ab,
Das er dem kleinen Kinde gab,
Das bei ihm stand, und: Gott! ach, Gott!
Seufzt' er dabei.
Beweglich bot
Das kleine Kind das Stückchen Brot
Dem Vater wieder:
Nehmt es doch,
Sprach es; ich bitt' euch; ich will noch
Wol warten, Vater; weint nur nicht!

Der Vater wendet sein Gesicht,
Und sagt: Ich schneide noch ein Stück;
Behalt' es, Kind.
Mit nassem Blick
Sieht er auf seinen Sohn herab,
Auf seinen Trost, und schneidet ab.

Doch, wie erschrickt er! — Plötzlich fällt
Ein Haufen glänzend Silbergeld
Aus seinem Brot.

Ach, was ist das?
Sagt er erschrocken; Söhnchen, laß
Die Thaler liegen; ich will gehn;
Der Bäcker soll sie liegen sehn.
Vermuthlich hat der Mann das Geld,
Das aus dem lieben Brote fällt,
Hineingebacken; der muß es
Auch wieder haben. Bleib indeß
Dabei; ich will geschwinde gehn.

Er geht. Des Knaben Augen sehn
Ganz starr die blanken Thaler an;
Allein er rühret sie nicht an.

Der Bäcker kommt, sieht sie, und spricht:
Freund, das sind meine Thaler nicht;
Nein, glaubt es mir.
Doch, wißt ihr was?
Ein reicher Mann macht euch den Spaß.
Denn hört, das Brot, das ihr geholt,
War nicht von mir; ihr aber sollt
Nicht fragen, und, von wem es ist,
Auch nicht erfahren.
Dieses wißt,
Daß gestern Abend Einer kam,
Der mir das Brot gab, das ich nahm,
Und sagte: wenn ein armer Mann,
Der krank ist, nichts verdienen kann,
Ein Brot holt, Freund, so gebt ihm dies!
So sagt' er; ja, das ist gewiß!

Drauf kamt ihr, und ich gab es euch.
Seht, wie Gott sorgt; nun seid ihr reich!
Das Geld hat einen rechten Glanz.

Der arme Mann erstaunte ganz,
Und auch sein Kind. Er nahm das Brot,
Sah himmelwärts, und sprach: Ach Gott!
Und schnitt sich noch ein Stückchen ab,
Und sagte:
Den, der mir es gab,
Den segne Gott! Ach, lebte doch,
(Er weint) Nun deine gute Mutter noch,
Du liebes Kind!
Das Söhnchen spricht:
Weint, Herzensvater, weint doch nicht!

---

## Die aufrichtigen Kinder.

Wilhelm und Hannchen bekamen an einem schönen Nachmittage von ihrer Mutter die Freiheit, ganz allein im Garten zu spielen.

(Sie hatten sich denselben Morgen durch ihr sehr gutes Betragen diese Erlaubniß erworben.)

Eine ganze Zeit spielten sie so schön und so vergnügt, als gute Kinder immer zu spielen pflegen.

Nun standen an der Gartenmauer verschiedene Obstbäume, unter welchen ein junger Pfirsichbaum war, der zum ersten Mahle trug. Er hatte wenig, aber desto schönere Früchte.

Die Mutter hatte noch keine davon gebrochen, ob sie gleich schon reif waren; sie wollte sie dem Vater, der verreiset war, aufheben, bis er wiederkäme.

Weil sie den Kindern einmahl verboten hatte, Früchte im Garten zu pflücken, oder aufzulesen, und ohne Erlaubniß zu essen, und des Gehorsams von ihnen schon gewohnt war, so sagte sie diesmahl der Pfirsichen wegen nichts.

Als nun die Kleinen genug gespielt hatten, liefen sie mit einander umher, besahen die schönen Früchte an den Bäumen, und freuten sich darüber.

Sie kamen auch an den Pfirsichbaum, und da lagen zwei schöne Pfirsichen auf der Erde, die eben herunter-gefallen waren. Wilhelm sah sie zuerst, vergaß das Verbot der Mutter, langte danach, aß eine, und gab Hannchen die andre, die sie auch verzehrte.

Als sie damit fertig waren, fiel's Hannchen ein, daß die Mutter ihnen oft verboten habe, Früchte zu essen, die sie ihr nicht vorher gezeigt hätten.

Ach, lieber Wilhelm, sagte sie, wir sind ungehorsam gewesen; nun wird unsre gute Mutter unwillig auf uns werden; was wollen wir machen?

Wilhelm.

I, sie weiß es ja nicht!

Hannchen.

Aber sie muß es wissen, lieber Wilhelm; du weißt ja, daß sie uns auch große Fehler leichter vergiebt, wenn wir nur aufrichtig sind und sie gestehen.

Wilhelm.

Ja, aber wir sind ungehorsam gewesen, und du weißt auch, daß sie den Ungehorsam allemahl bestraft.

Hannchen.

Und wenn sie uns nun auch straft, so thut sies ja aus Liebe, und wir werden dann künftig nicht so leicht wieder vergessen, was sie uns verboten oder befohlen hat.

Wilhelm.

Du hast Recht, liebes Hannchen. Aber sie wird auch wieder betrübt werden, daß sie uns strafen muß — und traurig kann ich sie gar nicht sehen.

Hannchen.

Ich auch nicht, lieber Wilhelm; aber wird sie nicht

noch betrübter werden, wenn sie erfährt, daß wir ihr einen Fehler verschweigen? Und würden wir sie, mit einem heimlichen Vergehen im Herzen, dreist ansehen können? Und müßten wir nicht roth werden, wenn sie uns liebkoset, uns ihre lieben Kinder nennt, und wir's nicht mehr verdienen?

Wilhelm.

Ach, Hannchen, ich sehe schon, du weißt das besser, als ich. Komm, wir wollen hingehen, und ihr unsern Ungehorsam gestehen.

Sie umfaßten sich Beide, und gingen Hand in Hand hin.

Liebste Mutter, sagte Hannchen, wir sind ungehorsam gewesen: strafe uns nur, wie wir's verdienen. Aber sei uns nicht böse, und kränke dich nicht; wir hatten dein Verbot bloß vergessen.

Hierauf erzählte Wilhelm, was sie gethan, ganz genau, wie es die Wahrheit war.

Die gute Mutter war von der Aufrichtigkeit ihrer Kinder so gerührt, daß sie Thränen vergoß. Die Strafe des Ungehorsams erließ sie ihnen diesmahl gern, weil, wie sie mit Recht glaubte, die aufrichtige Reue, die sie darüber empfanden, schon hinreichend war, sie künftig zu warnen, wenn sie wieder in Gefahr kämen, ungehorsam zu sein. J.

---

## Die Katze, die alte und die junge Maus.

Die Katze zu der jungen Maus.

Du allerliebstes kleines Thier,
Komm doch ein wenig her zu mir,
Ich bin dir gar zu gut. Komm, daß ich dich nur küsse!

Die alte Maus.

Ich rathe dir, Kind, gehe nicht!

Die Katze.

So komm doch! Sieh nur, diese Nüsse
Sind alle dein, wenn ich dich einmahl küsse.

Die junge Maus.

O Mutter, höre doch, wie sie so freundlich spricht!
Ich geh —

Die alte Maus.

Kind, gehe nicht!

Die Katze.

Auch dieses Zuckerbrot, und andre schöne Sachen
Geb' ich dir, wenn du kommst.

Die junge Maus.

Was soll ich machen?
O Mutter, laß mich gehn!

Die alte Maus.

Kind, gehe nicht!

Die junge Maus.

Was wird sie mir denn thun? Welch ehrliches Gesicht!

Die Katze.

Komm, Närrchen, komm!

Die junge Maus.

Nun ja! — — Ach Mutter! hilf! — O weh!
Sie würgt mich! — Ach, die Unbarmherzige!

Die alte Maus.

Zu spät! Es ist verdient, was dich betroffen;
Wer sich nicht rathen läßt, hat Hülfe nicht zu hoffen.

C.

---

## Das heldenmüthige Kind.

Ein Knabe war noch nicht acht Jahr,
Als ihn aufs nächste Dorf, wo etwa Kirchmeß war,
Um auch einmahl ihm eine Lust zu machen,
Der Vater mit zu Pferde nahm.
Der Knabe, der vorher nicht aus der Stube kam,
Sah lauter wunderbare Sachen.
Neugierig war er von Natur,
Denn das ist überhaupt den kleinen Leuten eigen.
Wie vielmahl bat er nicht den Vater, abzusteigen,
Und ihm bald Das, bald Jenes recht zu zeigen.
Bald sah er eine große Flur,
Die war ihm schon ein Reich; ein Hügel — Pirenäen *);
Ihm waren Teiche große Seen,
Ein Birkenbusch ein ungeheurer Wald.
Zum Unglück kam aus einem Bauergute
Ein großer Pudelhund daher.
Was ist das? sprach das Kind, das nie mit Fragen ruhte.

Ach! — rief im Scherz der Vater — Sohn! ein Bär! ein Bär!
Umarme mich! Er lechzt nach unserm Blute!
Hier müssen wir des Todes sein.

Gut, sprach das Kind, mir fällt ein Mittel ein:
Gleich, Vater, wirf mich von dem Pferde!
Indem ich mich nun fressen lassen werde,
So jage du davon. Das wird doch dich befrein.

---

*) Große Gebirge, die zwischen Spanien und Frankreich liegen.

O, welch ein Muth in scheinbaren Gefahren
Für einen Knaben von acht Jahren!

Gellert.

---

## Es ist nicht gut, ungehorsam zu sein.

Vier kleine Mädchen spielten, nachdem ihre Lehrstunden geendigt waren, mit einander im Garten.

Ihre Lehrerinn, die ihre Freundinn war, und sie immer begleitete, war auch diesmahl bei ihnen.

Es war eben um die Zeit, da das Obst anfing zu reifen, und wenn dann und wann etwas herunterfiel, so kamen die Kleinen, fragten, ob es reif sei, und baten um Erlaubniß, es zu essen.

Ein Geschäft nöthigte die Lehrerinn, den Garten und ihre Kleinen auf eine Viertelstunde zu verlassen.

Esset ja, so lange ich weg bin, kein Obst, liebe Kinder, und leset auch keins auf! Mit diesen Worten verließ sie die Kinder, und diese versprachen, gehorsam zu sein.

Indem die Kinder unter einem Baume dasaßen und spielten, fiel eine schöne Birne vor ihnen zur Erde.

Ihrer Gewohnheit nach wollten Alle danach greifen; aber geschwind besannen sie sich, daß es ihre Lehrerinn verboten habe, und daß es Unrecht wäre, wenn sie es thäten.

Nur die kleine Rosette (die Jüngste von ihnen) wollte ihrer Begierde nicht widerstehen; sie lief hin, langte nach der Birne, und sagte zu ihren Schwestern: Ich werde sie mir gut schmecken lassen; siehts doch Mamsell nicht.

Indem sie das sagte, kam die Lehrerinn den Gang herunter. Die Kleinen liefen ihr entgegen, und sie erkundigte sich nach ihrem Gehorsam.

Die drei ältern versicherten sie davon mit dem heiteren Gesichte, welches das Bewußtsein der Unschuld allemahl giebt; Rosette aber verstummte.

Gut, sagte die Lehrerinn, euch Dreien gebe ich die Erlaubniß, euch von der Hecke dort Himbeeren, Kirschen und Stachelbeeren zu pflücken; denn auf euch darf ich mich verlassen, daß ihr nichts Unreifes oder Verbotenes esset. Ich werde nach der Lindenlaube dort gehen.

Du, Rosette, kannst nicht Theil an dem Vergnügen der Andern nehmen; denn du möchtest, weil ichs nicht sehe, an verbotenen Früchten oder an zu großer Menge der erlaubten dich ungesund essen, und ich liebe dich noch immer zu sehr, als daß ich das zugeben könnte.

Rosetten schmerzte die Folge ihres Ungehorsams; allein dieser Schmerz hatte für sie eine sehr glückliche Wirkung. Sie wurde nämlich dadurch zum Nachdenken geleitet; sie erkannte, wie vielen Gefahren ein Kind sich jeden Augenblick durch diesen Fehler aussetzt, und nahm sich fest vor, ihn von Stunde an abzulegen.

Sie that's, und genoß nun, wie die übrigen Geschwister, der ganzen Liebe aller Derer, die sie kannten, und konnte an allen kleinen Freiheiten, die man jenen verstattete, ohne weitere Gefahr, Theil nehmen.

Karoline Rudolphi.

---

## Der Bauerknabe,

als er den kranken Karl erblickte.

Wie? Karlchen krank? Das süße Kind,
Das gestern noch gelacht? —
Daß krank auch reiche Kinder sind,
Das hab' ich nie gedacht.

Ein solches Kind hat nimmer Noth,
Darf nicht aus Hunger schrein;
Konfekt ißt es und Zuckerbrot,
Trinkt Kaffee und trinkt Wein.

Und ich und Hannchen sind gesund,
Wie eine Rose roth;
Wir nehmen fast nichts in den Mund,
Als Käs' und Butterbrot.

Und Milch und Wasser trinken wir
Bei immer frohem Sinn.
Du lieber Gott, wie dank' ich dir,
Daß ich nicht Karlchen bin!

Gleim.

---

## Willst du froh beim Spiele sein, so spiele mäßig, und gewöhne dich zum Fleiße.

Ich möchte heute wol spielen, liebe Mutter, sagte die kleine Laurette.

Den ganzen Tag?

Ja, Mütterchen!

Deine Bitte sei dir gewährt, sagte die liebreiche Mutter, die ihren Kindern ungern Etwas abschlug; ich fürchte nur, es wird dir leid werden.

Nein, nein, liebe Mutter! — und damit hüpfte Laurette fort, all' ihr Spielzeug zu holen.

Sie brachte es; aber nun war sie allein, denn ihre Geschwister waren bis zu ihren Spielstunden beschäftiget.

Sie bediente sich anfangs ihrer Freiheit, so gut sie konnte, und spielte eine lange Zeit; aber ihr Vergnügen am Spiel nahm nach und nach ab.

Jetzt hatte sie alle ihre Spiele für sich wiederholt,

und wußte keins mehr. Das Spiel fing an, ihr ekelhaft zu werden.

Sie kam zur Mutter, und bat sie, ihr doch neue Spiele zu sagen, und mit ihr zu spielen; aber die Mutter hatte nothwendige Geschäfte außer dem Zimmer, und mußte ihre Bitte diesmahl abschlagen.

Mißvergnügt saß nun die Kleine da, und erwartete mit Ungeduld die Stunde, da ihre Brüder aus den Lehrstunden und ihre Schwestern von ihrer Arbeit zum Spielen zusammenkommen würden.

Sie lief ihnen, als sie endlich kamen, entgegen, klagte ihnen, wie lang die Zeit ihr gewährt, und wie sehnlich sie sie erwartet habe.

Diese empfingen sie freundlich, und fingen ihre besten Spiele mit ihr an, die sie sonst nur an Festtagen spielten, um ihre Laurette wieder froh zu machen.

Doch ihre gefälligen Bemühungen waren umsonst; sie klagte von neuen, dies sei ihr Alles so alt, und sie wisse vor langer Weile nicht zu bleiben. Gewiß habe man sich unter einander beredet, heute nichts zu spielen, was ihr Freude machen könne.

Darauf nahm Ida, die älteste Schwester, ein verständiges Mädchen von elf Jahren, sie bei der Hand, und sagte freundlich zu ihr:

Höre, Laurettchen, wenn du nicht böse werden willst, so will ich dir sagen, wer Schuld an deinem Mißvergnügen ist. Du selber bist es; denn wir Alle sind ja, wie du siehst, froh genug, ob wir gleich diese Spiele alle so oft und öfter gespielt haben, als du.

Aber wir haben gearbeitet und etwas Nützliches gethan, darum schmeckt uns das Spiel. Hättest du erst durch Fleiß das Vergnügen des Spiels verdient, gewiß würde es dir dann auch so süß sein, als uns.

Die Mutter, die dazu kam, und Ida sprechen gehört hatte, versicherte Lauretten, daß sie die Wahrheit gesagt habe.

Elise Reimarus.

---

## Fritzchen,
### am Weihnachtsabend.

O sagt mir doch, ihr lieben Leute,
Wie fang' ich armer Knab' es an,
Daß meinen guten Aeltern heute
Ich dankbar mich bezeigen kann?

Da seht nur, was für schöne Gaben
Sie wieder mir zum heil'gen Krist
So mildiglich bescheret haben! —
O, was das Alles herrlich ist!

Dich, buntes Futteral mit Kärtchen,
Dich, liebes, goldnes Fibelbuch,
Und o, du allerliebstes Pferdchen,
Nie, niemahls seh' ich euch genug.

Wie möcht' ich doch den theuren Beiden
Gern wieder was zu Liebe thun!
Allein — ich Armer kann vor Freuden
Nur weinen, kann sonst gar nichts thun.

O sagt mir doch, ihr lieben Leute,
Wie fang' ich armer Knab' es an,
Daß meinen besten Aeltern heute
Ich dankbar mich bezeigen kann?

C.

---

## Karl und Lieschen.

Es war ein angenehmer Frühlingstag, und Karl und Lieschen sollten mit ihrem Vater nach einem schönen Garten gehn, der vor dem Thore lag.

Indeß der Vater sich in der Nebenkammer ankleidete, blieben beide Kinder in seinem Zimmer.

Karl, der über das Ausgehen große Freude hatte, hüpfte lustig herum, und schlug unvorsichtigerweise mit seinem Stocke eine kleine niedliche Blume ab, die der Vater in einem Topfe gezogen hatte.

O Schade! sagte Lieschen, und hob das Blümchen von der Erde auf.

Sie hatte es noch in der Hand, als der Vater ins Zimmer trat.

Was hast du gemacht, Lieschen? fragte er mit etwas unwilligem Gesichte. — Mir die Blume abzureißen, von der du wußtest, daß ich sie so gern erhalten hätte, um Samen davon zu ziehen!

O, lieber Vater, stotterte Lieschen, indem sie ihn bei der Hand faßte, sei doch nur nicht böse!

Böse? antwortete der Vater; das bin ich nicht. Aber, da es dir in dem Garten, der nicht unser ist, auch einfallen könnte, Blumen abzureißen, so darf ich dich nicht mitnehmen.

Lieschen schlug die Augen nieder, und schwieg. Da konnte Karl sich nicht länger halten; er trat vor den Vater hin, mit großen Thränen in den Augen, und sagte:

Nicht Schwester Lieschen, lieber Vater, ich war es, der die Blume abschlug. Ich muß also zu Hause bleiben, und Lieschen mit dir gehn.

Der Vater, der über das gute Herz seiner Kinder

und über die Liebe, die sie zu einander hatten, ganz gerührt war, nahm sie Beide in seine Arme, küßte sie und sprach: Ihr seid Beide meine lieben Kinder, und sollt Beide mit mir gehn.

Die Blume würde mir lange nicht so viel Freude gemacht haben, als mir die Hoffnung macht, daß ihr euch immer lieben und Beide zu guten Menschen aufwachsen werdet.

Da hüpften sie an seiner Seite froh zum Garten.

C.

---

## Auf ein andermahl bedächtiger!

Hänschen jagte einst im Garten
Einen bunten Schmetterling:
Willst du nicht ein wenig warten,
Sprach er, kleines schwaches Ding?

Gut! Ich will dich doch wol kriegen! —
Und verfolgt' ihn überall;
Konnte was im Wege liegen:
Hänschen denkt an keinen Fall.

Ich will dich doch endlich haben!
Schrie er, und sah in die Höh';
Doch da war ein großer Graben,
Hänschen fällt darein — o weh!

---

## Fritzchens guter Vorsatz.

Nun will ich doch, das lob' ich an,
In meinem ganzen Leben,
Wenn Gust mir was zu Leid gethan,
Ihm brüderlich vergeben.
Jüngst schlug er mich beim Kreiselspiel;
Ich ging, ihn zu verklagen,
That sehr bedrückt, und weinte viel,
Und sah ihn wieder schlagen.

Die Rache wäre jemahls süß?
Ich hab' es nicht gefunden!
Ich sah ihn schlagen, und gewiß,
Mir brannt's wie heiße Wunden.
Ich thu's nicht wieder! Armer Gust!
Es dauert mich noch immer!
Wie weint' er! Hätt' ich das gewußt,
Verklagt hätt' ich ihn nimmer.

Und künftig, wenn er wieder schlägt
(Er hat nicht oft geschlagen),
So bitt' ich, daß er sich verträgt,
Und denk' an kein Verklagen.
So leben wir in Einigkeit,
Und sind uns gut von Herzen;
Verspielen unsre Tändelzeit,
Und sparen uns viel Schmerzen.

Overbeck.

## Malchen.

### Eine kleine Erzählung.

Sei stets ein frommes, gutes Kind,
Daß ich mich deiner freue,
Und rede nichts, und thue nichts,
Was, Malchen, dich gereue!

So sprach die gütige Mama
Zu Malchen, ihrem Kinde,
Und lehrte ihr zugleich dabei,
Das, was gereut, sei Sünde;

Und Das, was böse Sünde sei,
Das könne Jeder wissen;
Ein Stimmchen in uns sag' es laut:
Dies Stimmchen heiß' Gewissen.

Einst kam nun Malchen ganz allein
Des Morgens in die Laube;
Stand Kaffee, Thee und Zucker da,
Auch Kuchen, wie ich glaube.

Nun kriegte unser Malchen Lust,
Und wollte Zucker essen;
Daß Zuckeressen Kindern schad't,
Das hatte sie vergessen.

Sie nahm — gleich war das Stimmchen da —
Geschwind, will's nicht genießen;
Ich will was Böses, denn das sagt
Mir laut ja mein Gewissen.

Nun kam Mama, und gern verzieh
Sie ihrem lieben Kinde.
Merk's, dein Gewissen warnte dich,
Mein Kind, vor einer Sünde.

Dies ist das Stimmchen — weißt du noch?
Es wird dich immer lehren;
Doch mußt du, liebes Malchen, auch
Dem guten Stimmchen hören.

O, haltet's immer hoch und werth,
Ihr Alle, liebe Kleinen!
Daß nicht Papa, daß nicht Mama
Um böse Kinder weinen!

Overbeck.

---

## Junker Hans.

Der Junker Hans war flink und rasch,
Und kühn in allen Dingen;
Mitunter auch ein wenig basch,
Und nicht recht gut zu zwingen.
Er lernte seine Lektion,
Und damit, meint' er, wär' er schon
Der weitern Zucht entflogen,
Und that sehr ungezogen.

Die guten Aeltern warnten ihn,
Und sagten wol mit Grämen:
Hans, läßt du dich nicht besser ziehn,
Wird's kein gut Ende nehmen.

Hans hörte kaum mit halbem Ohr,
Nahm seine sechs Vokabeln vor;
Drauf eine kurze Pause,
Und nun hinaus zum Hause.

Und vor dem Hause lief vorbei
Ein lediglofer Schimmel.
Das war dem Junker Hans so neu,
Ihm däucht', er käm' in Himmel:
Ein lediglofer Gaul? Was kann
Willkommener mir sein? Wohlan,
Ich will aus freien Stücken
Erproben seinen Rücken! —

Gesagt war allezeit gethan:
Er packt den Gaul beim Schopfe,
Der Schimmel stutzt ihn seitwärts an,
Und schüttelt mit dem Kopfe.
Doch, schütteln hin, und schütteln her!
Mein Hans hinauf, und fort jagt er;
Die Aeltern, ach! von weiten
Sehn ihren Junker reiten.

Um Gotteswillen! hinter ihm!
Die Mutter ruft's mit Schrecken.
Der Vater rennt mit Ungestüm,
Den Knaben zu entdecken.
Doch ringsumher kein Gaul zu sehn,
Die Aeltern wollen fast vergehn;
Sie schicken, wen sie haben,
Zu forschen nach dem Knaben.

Deß stieg dem Junker nichts zu Sinn,
Sein Herz sprang hoch vor Freuden!
Und mir nichts, dir nichts, ritt er hin,
Wol über Busch und Weiden.
Und schupp! ging's rasch an einen Stein:
Der Schimmel stürzt' und brach ein Bein;
Mein Hans, von seinem Sitze,
Versank in eine Pfütze.

Der Schimmel seufzt, der Junker schreit,
Als woll' ihn wer ermorden.
Kein menschlich Antlitz weit und breit!
Es war schon Nacht geworden.
Die Finsterniß wuchs immer mehr,
Von ferne bellten Hunde her;
Es winselte der Schimmel,
Der Junker schrie gen Himmel.

Sein Schrein drang endlich allgemach
Zu eines Weibleins Ohren
Vom nächsten Dorf, das, alt und schwach,
Vom Wege sich verloren.
Ach, lieber Gott! sprach sie bei sich,
Und wenkte matt und kümmerlich
Herbei an ihrer Krücke,
Dem Junker Hans zum Glücke.

Und als sie fand das kranke Roß,
Und fand den bangen Knaben.
Da ward ihr bald das Herz so groß,
Des Wohlthuns Lust zu haben:

Komm, sprach sie, armes Kind, mit mir;
Ich will auch sorgen für dein Thier,
Und binden seine Wunden,
Wenn wir nach Haus gefunden. —

O Frau, das Thier gehört mir nicht!
Ach, hätt' ichs nie gesehen!
Errettet nur mich armen Wicht,
Und laßt den Schimmel gehen! —
Ihn gehen lassen, böses Kind?
Sprach's Weiblein zornig und geschwind,
Und siehst, daß er die Knochen
Ob deinem Stolz gebrochen?

Da kroch alsbald der kleine Tropf
Behend' aus seiner Pfütze.
Sie deckt' ihm den beklommnen Kopf
Mit ihrer warmen Mütze,
Und nahm den Knaben bei der Hand,
Ging irrend über manches Land;
Bis an dem Laut von Hunden
Sie sich zurecht gefunden.

Da legt sie ihn gar mildiglich
In ihr schneeweißes Bette,
Und fodert einen Mann zu sich,
Daß er den Schimmel rette. —
Und puck! puck! klopft es an der Thür.
Holla! wer ist so spät noch hier? —
Bergt ihr den kleinen Knaben,
Den wir gesuchet haben?

Den kleinen Knaben berg' ich wol,
Er liegt in süßem Schlummer.
Sei euer Herz des Trostes voll,
Und lasset allen Kummer!
Den kleinen Knaben geb' ich euch,
Wenn er euch kennen wird, sogleich. —
Sie kannten sich; Entzücken
Sprach laut aus allen Blicken.

O Mutter, das euch Gott belohn'! —
Fahr' hin, mein Kind, mit Freuden! —
Die Aeltern danken euch den Sohn!
Gott wendet ihre Leiden!
Lebt wohl! lebt wohl! — Sie zogen hin,
Und milder ward des Knaben Sinn;
Er dacht' an seinen Schimmel,
Und seufzte still gen Himmel.

Und als er nun nach Hause kam,
War Alles noch im Jammer.
Den Weg er augenblicklich nahm
Zu seiner Aeltern Kammer,
Und stürzt sich ihnen in die Arm';
Da wird das Herz den Aeltern warm,
Es fließen Freudenzähren
Dem lieben Gott zu Ehren.

Die Aeltern brachten Geld und Dank
Der guten alten Mutter.
Der Schimmel kriegte lebenslang
Bequemlichkeit und Futter.

Der Junker Hans ward fromm und gut,
Und beugte seinen raschen Muth:
Und sah in allen Dingen
Es sich nach Wunsch gelingen.

Overbeck.

---

## Lied eines Fröhlichen.

Heida! täglich freu' ich mich
Und bin guter Dinge!
Lieben Leute, seht, wie ich
Fröhlich hüpf' und springe!

Meinen Lebensweg bestreut
Unschuld noch mit Rosen:
Glücklich, wer sich stets so freut,
Stets so geht auf Rosen.

Drum, wenn ich nun älter bin,
Will ich mich bestreben,
Immer, bei vergnügtem Sinn,
Tugendhaft zu leben.

Meine Pflichten thu' ich dann
Unter frohen Scherzen,
Thue Alles, was ich kann,
Mit vergnügtem Herzen.

Vater, Mutter, Jedermann
Mag dann Fritzen leiden;
Und erlang' ich das: o dann
Spring' ich hoch vor Freuden!

Trifft dann auch ein Stürmlein mich
Einst in meinen Tagen;
Heida! was bekümmr' ich mich!
Werd's ja auch wol tragen.

Overbeck.

---

## Wohl dir, daß du unter gesitteten Menschen geboren bist.

Einst verlor sich ein kleines Kind, von seinen Aeltern weg, in einen Wald, wo viele Bären waren.

Die Bären thaten ihm nichts zu Leide, sondern fütterten es, und ließen es mit sich laufen.

Da wurde das Kind wie ein Bär, kroch auf allen Vieren, wurde haarig, fraß rohe Wurzeln, lernte nie sprechen, blieb ohne alle Vernunft.

Ein andres Kind kam unter eine Herde wilder Schafe. Dieses wurde ein Schaf, blökte wie ein Schaf, fraß nichts als Schafskräuter, lernte nie sprechen, blieb ohne alle Vernunft.

Und du, mein Kind, kamst unter Menschen, und zwar unter gesittete Menschen; also kannst du sprechen, bist schon etwas vernünftig und wirst, will's Gott! noch vernünftiger werden.

So wie die Alten sind, so werden gemeiniglich auch die Jungen. Sind jene klug, so werden es diese auch; sind jene dumm, so bleiben es auch diese.

Kann wol ein Kind stricken lernen, wenn im ganzen Lande Niemand ist, der stricken kann?

Aber auch, sind die Alten Diebe und Räuber, so stehlen die Kinder gleichfalls, und haben nichts Arges

daraus. Und fressen jene gar Menschen; nun, so wer- den die Kinder auch kleine Menschenfresser.

Wohl dir also, daß du unter gesitteten Menschen geboren bist!

Schlözer.

---

## Der furchtsame Knabe.

Eine alberne Magd hatte einem Kinde viele abgeschmackte Dinge von einem schwarzen Manne in den Kopf gesetzt.

Dieses Kind sah einmahl einen Schorsteinfeger ins Haus kommen, den es noch nie gesehen hatte. Darüber erschrak es, und lief vor Schrecken in die Küche, sich da zu verstecken.

Eben war es hinein, so war auch schon der schwarze Mann hinter ihm.

In voller Angst rannte es zur andern Thür hinaus in eine Stube, und kroch hinter den Ofen.

Kaum aber hatte sichs ein wenig erholt, so hörte es den fürchterlichen Mann dicht neben sich hinter der Wand im Schorsteine kratzen.

Von neuen erschreckt sprang es aus der Stube und dem Hause hinaus, in den Garten, versteckte sich hinter einen Baum, sah mit verstörten Blicken und mit pochendem Herzen nach allen Seiten, und siehe! da kam plötzlich die schwarze Gestalt oben aus dem Schorstein hervor.

Nunmehr fing das Kind an, aus allen Kräften um Hülfe zu schreien.

Der Vater kam, und fragte, warum es so schreie? — Das Kind wies mit schüchterner Geberde auf den Schorstein; denn noch war es so außer sich, daß es nicht die Kräfte hatte, ein Wort hervorzubringen.

Der Vater lächelte, und belehrte den kleinen furchtsamen Menschen, wie wenig Ursache er gehabt, sich zu ängstigen.

Der Knabe schämte sich, und hörte nachher niemahls wieder auf die Erzählungen abergläubiger Leute.

E.

---

## Die Blumen.

Ludwig und Karoline wurden von ihrem liebreichen Vater oft mitgenommen, wenn er ausging. Besonders geschah dieses, wenn sie durch Folgsamkeit und gutes Betragen seine Zufriedenheit verdient hatten.

Eines Nachmittags, da sie sich auch ein vorzügliches Recht zu diesem Vergnügen erworben hatten, nahm sie der Vater Beide an die Hand, und führte sie in einen herrlichen Garten.

Als sie dahin kamen, baten ihn die Kleinen, ob sie wol allein darin spielen dürften? Der Vater erlaubte es ihnen, und ging mit dem Besitzer desselben ins Gartenhäuschen, um sie ihrer Freude ganz zu überlassen.

Der Garten war voll der schönsten Blumen. Beide Kinder waren sonst bescheiden, wenn sie Etwas wünschten, und warteten gern, bis es ihnen gegeben oder erlaubt wurde. Diesmahl aber vergaßen sie sich, und mochten ihrer Begierde, Blumen zu haben, nicht widerstehen. Sie gingen Beide, und pflückten die schönsten, die sie fanden.

Karoline wies ihren Strauß dem Bruder; der fand, daß der seinige nicht so schön sei, und lief hin, um andere zu pflücken.

Geschwind lief Karoline hin, und pflückte auch noch

einen. Den fand Ludwig wieder besser, und wollte sich nicht zuvorkommen lassen. Und so pflückten sie in die Wette, Ludwig Hut und Taschen, Karoline Schürze und Körbchen voll, bis fast alle Beete kahl waren.

Nun erst fiel es Karolinen ein, wie unbesonnen und unbescheiden sie gewesen waren; sie mochte die verheerten Beete nicht mehr sehen, die noch vor wenig Minuten so schön waren, und die sie verwüstet hatten.

Vor Scham wußte sie nicht, wo sie die gepflückten Blumen lassen sollte. Da bat sie ihren Bruder Ludwig, sie ihr abzunehmen; aber dem ging es eben so.

Indem sie nun beschämt und traurig dastanden, kam der Vater mit seinem Freunde, und erschrak, als er die Verwüstung im Garten und die Unlust an seinen Kindern sah.

Sie wollten erzählen, und konnten nicht; endlich brachte es Ludwig stotternd heraus.

Der Vater bat seinen Freund für sie um Verzeihung, der zum Glück Einer von den Menschen war, die leicht verzeihen, und es gern that.

Dann blickte er sie ernsthaft an, und wollte sie wieder verlassen.

Aber die Kinder hingen sich an seinen Arm. O, bester Vater! baten sie, laß uns nicht wieder allein; du siehst, wir sind noch nicht gut genug, daß wir allein bleiben können. Wir wissen nun, wie nöthig wir deine Aufsicht haben. Gewiß, wir wollen nicht eher wieder verlangen, allein zu sein, als bis wir uns gewöhnt haben, immer an uns zu denken, und uns immer erst zu fragen, obs auch gut ist, was wir thun wollen.

E.

---

## Fritz und der Käfer.

So, — Pünktlein! — nun hinaus ins Feld,
Der Abend ist so schön;
Nun will ich Thierchen groß und klein
Im Mondesglanze sehn!

Da kommt der schöne Mond schon her;
Willkommen, lieber Mann!
Wie man dich und die Sternelein
Doch nie gnug sehen kann.

So sagte Fritz, und sprang ins Feld,
Und freute herzlich sich;
That recht daran. — Mach's eben so;
Erst lern', — dann freue dich!

Stand da ein kleiner Apfelbaum,
An dessen Stämmchen kroch
Ein brauner Käfer sorgenlos,
Der nicht von dannen flog.

Gleich war nun unser Fritzchen da:
Komm her, du Räuber, her!
Empfang den Lohn; denn du zerfrißt
Mein Bäumchen gar zu sehr.

Er nahm das Thierchen, band am Fuß
Ein seidnes Fädchen ihm!
Und wenn es angstoll aufwärts flog,
Wollt' er's herunterziehn.

Es flog, er zupfte — und das Bein
Am Fädchen riß; da sprach —
Der Käfer? — nein, des Knaben Herz,
Als spräch's dem Käfer nach:

Denk', ich sei Mensch, und Käfer du;
Dich hungere, wie mich;
Und weil du deine Nahrung suchst,
Nur darum quält' ich dich!

Ein Gott hat dich und mich gemacht;
Quäl' ja kein Thierchen mehr!
Ach, wüßtest du, wie weh mir's thut,
Mein Füßchen, ach, wie sehr!

Fritz ließ den Käfer; doch für ihn
War alle Lust dahin.
Nehmt, was das Herz des Knaben sprach,
Ihr Kinder, ja zu Sinn!

Overbeck.

---

## Fritzens Morgenlied.

Du, lieber Gott, hörst gern es an,
Wenn Kinder Dank dir bringen;
Drum will ich jetzt, so gut ich kann,
Dir auch mein Loblied singen.

Mich hat ein sanfter Schlaf erquickt,
Ich bin gesund und fröhlich.
Wie Viele sind nicht so beglückt,
Sind krank, sind nicht so fröhlich! -

Ja, lieber Gott, dir sag' ich Dank;
Du lässest jeden Morgen
Mit nöth'ger Speise und mit Trank
So gütig mich versorgen.

Für meine Aeltern dank' ich dir,
Die mich so zärtlich lieben;
Auch für die Freunde dank' ich dir,
Die mich im Guten üben.

O, laß mir diese Aeltern noch
Recht lange, lange leben!
Thu, lieber Gott, o thu es doch,
Laß sie noch lange leben!

Wir wollen (ich und Bruder Gust)
Sie auch recht oft erfreuen;
Wir wollen lernen, recht mit Lust,
Nie Fleiß noch Mühe scheuen.

Wir wollen leben, so wie hier
Die Menschen leben sollen,
Wenn sie sich hier, und dort, bei dir
Im Himmel, freuen wollen.

Overbeck.

---

## Der Klügste giebt nach.

Johann und das Pferd.

Zornig schlägt Johann sein Pferd;
Und da dies sich wieder wehrt,
Steiget seine Wuth aufs höchste.

Einer, der vorübergeht,
Ruft mit Lachen aus: Ei, seht!
Wer ist da doch wol der Klügste?

---

## Zwei Kinder, die sich selbst leiten und führen wollen.

Anton.

Vater, ich wollte, daß ich schon groß wäre, so groß wie du!

Vater.

Und warum wolltest du das, Anton?

Anton.

Ja, dann hätte mir Keiner mehr was zu befehlen, und ich könnte thun, was ich wollte.

Vater.

Das wäre wol was Schönes, gelt, Anton?

Anton.

O so herrlich!

Vater.

Lieschen, was sagst du dazu? Möchtest du auch wol thun dürfen, was du Lust hättest?

Lieschen.

Das glaub' ich!

Anton.

Das sollte gehn! Du, und ich, Lieschen — juch!

Vater.

Nun hört, Kinder; die Freude kann ich euch wol machen. Von Morgen früh an sollt ihr die Erlaubniß haben, zu thun, was ihr wollt.

Beide (aufspringend).

Sollen wir?

Vater.

Eure gute Mutter, und ich, und alle Erwachsene im Hause wollen euch einmahl nicht zu befehlen haben.

Beide (hüpfend und springend).

Nicht? O je! o je! das soll einmahl eine Lust sein.

Vater.

Ja, was noch mehr ist, wir wollen euch diese Freiheit nicht bloß morgen, sondern so lange geben, bis ihr uns selbst bitten werdet, daß wir sie euch wieder nehmen mögen.

Anton.

O, das soll denn gewiß lange währen!

Vater.

Nun, es soll mir lieb sein, wenn ihr künftig euch werdet selbst leiten können. Morgen also bekümmert sich um euch kein Mensch.

---

Der Morgen kam. Statt daß die Kinder sonst um sechs Uhr geweckt wurden, weckte sie jetzt Niemand, und sie schliefen daher bis nach acht Uhr.

Von langem Schlafen aber wird man träge und unlustig; das waren denn Anton und Lieschen auch, da sie endlich von selbst erwachten, und Jedes sein Bett verließ.

Indeß ermunterten sie sich doch bald durch den fröhlichen Gedanken, daß sie heute thun und lassen könnten, was sie wollten.

Aber was wollen wir denn nun, Lieschen? fragte Anton seine Schwester, da Beide angezogen waren, und ihr Frühstück verzehrt hatten.

Lieschen.

I, wir wollen spielen.

Anton.

Aber was?

Lieschen.

I nu, wir wollen Kartenhäuser bauen.

Anton.

O, das ist ein dummes Spiel; das mag ich nicht!

Lieschen.

So laß uns Blindekuh spielen.

Anton.

Ja, wir Beide! — Wenn du sonst nichts weißt!

Lieschen.

Oder mit Knippkügelchen.

Anton.

Das mag ich auch nicht mehr leiden.

Lieschen.

Na, so sag du was Besseres.

Anton.

Weißt du was? Wir wollen den ganzen Tag auf Steckenpferden reiten.

Lieschen.

O, das ist was Rechts! Nein, das thu' ich nicht.

Anton.

Na, so wollen wir Fuhrmann spielen; du sollst das Pferd, und ich will der Kutscher sein.

Lieschen.

Ja, daß du mich wieder mit der Peitsche träfest, wie letzt; weißt du noch?

Anton.

I nu, das that ich ja nicht gern!

Lieschen.

Ja, aber es that doch weh; nein, nein, da wird nichts aus.

Anton.

O, du willst auch gar nichts! — So laß uns Jagd spielen; ich will der Jäger, und du sollst der Hirsch sein. Komm, komm, Lieschen!

Lieschen.

Mit deinem Jagdspielen: da kommst du mir immer mit.

Anton.

Na, so will ich gar nicht mit dir spielen; daß du's nur weißt!

Lieschen.

Und ich nicht mit dir; daß du's auch nur weißt!

Mit diesen Worten ging der Eine in diese, der Andere in jene Ecke des Zimmers, und ließ die Lippe hängen.

Lange saßen sie da und maulten, und sprachen kein Wort mit einander. Darüber schlug endlich die Glocke zehn, und von dem schönen Vormittage waren nun nur noch zwei Stunden übrig, als Anton sich endlich umwandte, und zu seiner Schwester sagte:

So komm denn; ich will Knippkügelchen mit dir spielen.

Lieschen.

Ja, aber ich habe keine Kügelchen, und du bist mir noch zwölf schuldig, die mußt du mir erst geben.

Anton.

O, was ich dir gestern schuldig war, das gilt heute nicht mehr.

Lieschen.

I, warum denn nicht?

Anton.

Ja, weil uns heute Keiner was zu befehlen hat.

Lieschen.

O, ich werd' es wol dem Vater sagen!

Anton.

I, der Vater will uns heute ja auch nichts zu befehlen haben!

Lieschen.

Na, so spiele ich nicht!

Anton.

So laß es bleiben!

Abermahls eine traurige Pause; abermahls Jedes in seinem Winkel! Anton pfiff, Lieschen fing an zu trillern; Anton holte sich eine Peitsche, um damit zu klatschen, Lieschen ihre Puppe, um damit zu plaudern; Anton brümmte, Lieschen seufzte.

Darüber hörte man die Glocke elf schlagen, und von dem schönen ungebrauchten Vormittage war nun nur noch eine einzige Stunde übrig.

Anton warf unmuthsvoll seine Peitsche, und Lieschen ihre Puppe weg. Beide sahen einander an, und wußten nicht, was sie sagen wollten.

Endlich sprach Lieschen:

Nun so komm denn; ich will dein Pferd sein.

Anton.

Na, das ist gut! Sieh, hier habe ich einen langen Bindfaden; der soll mein Zügel sein. Da, nimm ihn in den Mund.

Lieschen.

Warum nicht gar! Kannst ihn mir ja um den Leib, oder an den Arm binden!

Anton.

Wie du doch sprichst! Hast du denn nicht gesehen, daß die Pferde das Gebiß im Maule haben, und daß der Zügel dran sitzt?

Lieschen.

Ich bin ja aber kein rechtes Pferd.

Anton.

Ja, du mußt dich aber doch so anstellen.

Lieschen.

O, das ist nicht nöthig!

Anton.

O, du willst auch Alles besser wissen! So nimm doch!

Lieschen.

Nein, in den Mund nehm' ich ihn nicht.

Anton.

So laß es bleiben! So will ich gar nicht spielen.

Lieschen.

Und ich auch nicht.

Wiederum der vorige langweilige Auftritt; Anton in der einen, Lieschen in der andern Ecke. Anton nahm wieder seine Peitsche, Lieschen ihre Puppe; aber die Peitsche wollte dem Einen, die Puppe der Andern kein Vergnügen machen. Anton seufzte, Lieschen weinte; zuletzt weinte Anton auch.

Darüber wurde es Mittag, und der Vater kam, sich zu erkundigen, ob es ihnen gefällig sei, zum Essen zu kommen.

Aber was fehlt euch denn? fragte er, da er sie Beide weinen sah.

O nichts! antworteten die Kinder, wischten sich die Thränen ab, und folgten dem Vater zum Mittagsessen.

Auf dem Tische waren diesmahl vielerlei Gerichte, auch Wein, und ein Weinglas bei jedem Teller.

Kinder, sagte der Vater, wenn ich euch noch zu befehlen hätte, so würde ich euch nicht von allen diesen Gerichten essen, auch keinen Wein, oder höchstens nur sehr wenig trinken lassen, weil ich weiß, daß vielerlei Speisen und der Wein den Kindern schädlich sind.

Aber ihr seid nun heute einmahl eure eigene Her-

ren; ihr dürft also auch essen und trinken, was ihr Lust habt.

Die Kinder ließen sich dieses nicht zweimahl sagen; das eine foderte sich Dies, das andere Jenes, und Beide schenkten sich ein ganzes Glas voll Wein ein.

Aber, Kind, flüsterte die Mutter dem Vater ins Ohr, sie werden krank danach werden.

Ich weiß wol, liebe Frau, antwortete der Vater leise; aber es ist besser, daß sie einmahl krank werden, und dabei schon jetzt lernen, wie sehr man sich durch Unmäßigkeit schadet, als daß wir jetzt für ihre Gesundheit sorgen, und ihnen diese wichtige Lehre dadurch entziehen.

Die Mutter sah ein, daß der Vater Recht habe, und ließ es geschehen.

Jetzt stand man auf. Der Bauch der Kleinen war ungewöhnlich ausgespannt, und ihr Köpfchen fing an zu schwindeln.

Komm, Lieschen! schrie Anton, und riß das taumelnde Mädchen mit sich fort in den Garten.

Der Vater folgte ihnen von fern nach.

In dem Garten war ein kleiner Fischteich, auf dem Teiche ein kleiner Kahn, und Anton hatte Lust, hineinzutreten.

Aber weißt du nicht, sagte Lieschen, daß uns das verboten ist?

Verboten? antwortete Anton; weißt du denn nicht, daß uns heute nichts verboten ist?

Ach ja, das ist auch wahr, sagte Lieschen, gab ihrem Bruder die Hand, und Beide traten in den Kahn.

Hier näherte sich der Vater; doch fand er für gut, sich noch nicht zu zeigen.

Er wußte, daß der Teich nicht sehr tief war. Und

wenn sie nun auch hinein fielen, dachte er, so kannst du sie ja gleich wieder herausziehen.

Die Kinder wollten den Kahn losmachen, um darin zu fahren; aber es fand sich, daß er fest angekettet war.

So wollen wir wackeln! rief der rüstige Anton, und fing an, den Kahn auf- und niederschwanken zu lassen.

Aber plötzlich geriethen Beide ins Stolpern; Eins ergriff das Andere, um sich zu halten; und plump! lagen Beide über Bord und im Wasser.

Schnell, wie der Blitz, sprang der Vater hinzu, ergriff mit jeder Hand eins seiner thörichten Kinder, und trug sie halb entseelt zu Hause.

Hier mußten Beide sich auf die heftigste Weise übergeben, indem man sie rüttelte und umkleidete; bis sie endlich, ganz ermattet und mit fürchterlichen Kopfschmerzen, zu Bette getragen wurden.

Zu den Kopfschmerzen gesellten sich auch Bauchweh und beständige Uebelkeit, welche von Zeit zu Zeit ein neues heftiges Erbrechen mit großen Beängstigungen verursachte.

In diesem traurigen Zustande brachten sie also die ganze übrige Hälfte des Tages unter unaufhörlichem Seufzen und Weinen hin, bis sie endlich vor Mattigkeit einschliefen.

Früh, am andern Morgen, trat der Vater vor ihr Bett, und fragte, wie sie geschlafen hätten?

Ach, gar nicht gut! antworteten Beide mit leiser, kränklicher Stimme.

Wir haben immer aufstehen müssen, und der Kopf und der Bauch haben uns sehr weh gethan.

Ihr armen Kinder! sagte der Vater; ich beklage euch!

Aber — fuhr er nach einer Weile fort — wie steht

es denn heute mit eurem freien Willen? Ihr werdet ihn doch wieder haben wollen?

O ja nicht! ja nicht! riefen Beide mit großer Heftigkeit.

Aber warum nicht? fragte der Vater! Ihr sagtet ja, daß das so herrlich sei, thun zu können, was man wolle!

O, wir sind wol recht dumm gewesen! antwortete Anton.

Ja gewiß, recht dumm! sagte Lieschen.

Vater.

Ihr wollt also nicht wieder eure eigene Herren sein?

Beide.

O nein, nein! lieber Vater; sage du uns wieder, was wir thun sollen; da gehts uns viel besser.

Vater.

Bedenkt euch wohl, was ihr thut; denn wenn ich euch wieder befehlen soll, so werde ich damit anfangen, euch etwas sehr Unangenehmes zu befehlen.

Beide.

O, wir wollen gern Alles, Alles thun!

Vater.

Seht, hier habe ich ein bräunliches Pulver, heißt Rhabarber, schmeckt sehr häßlich, aber ist ungemein gut für Leute, die, so wie ihr, sich durch Unmäßigkeit den Magen verdorben haben. Wenn ihr nun wollt, daß ich euch wieder befehlen soll, so gebiete ich euch, dies Pulver einzunehmen. Soll ich?

Beide.

Ja, ja, lieber Vater! Und wenns auch noch so garstig schmeckt.

Der Vater rührte Jedem ein Pulver ein, und gab es ihnen. Die Kinder, ohne den Mund dabei zu verziehen, schluckten die bittere Arzenei beherzt hinunter. Diese that ihre Wirkung, und Beide geneseten.

Wenn man ihnen nachher eine recht große Strafe drohen wollte, so sagte man zu ihnen: ihr sollt wieder eure eigene Herren sein! und die Kinder zitterten dabei mehr, als andere, zu welchen man sagt: ihr sollt die Ruthe kriegen!

E.

## Am 24sten Jenner 1781.

Im Morgenland ein König war,
Hieß nur der kleine König;
War Mohr, und hatte wollicht Haar,
Und stotterte ein wenig.

Nun will ich! sprach er immer, nun! —
Wol recht hieß er der Kleine!
Wollt' immer große Thaten thun,
Und that der Thaten keine!

Schlief immer, bis die Sonne hoch
Am Himmel war gestiegen;
Man weckt' ihn; — laßt mich! sprach er, doch
Nur noch ein wenig liegen. —

In Preußenland ein König ist *),
Der ist ein großer König;
Thut Thaten mit Vernunft und Muth,
Thut immer sich zu wenig!

*) Friedrich der Einzige.

Fragt sich, wenn er zu Bette geht,
Was Gutes ist geschehen;
Kann wahrlich! seine Majestät
Sonst nicht zu Bette gehen.

Sein Fest wird heute gefeiert sehr,
In Dörfern und in Städten;
Ach! wenn ich doch sein Bauer wär',
Wie wollt' ich für ihn beten!

Schall.

---

## Der arme Mann.

Nimm's, armer Mann! und danke nicht,
Du durftest es wol nehmen.
Dein schlechtes Kleid, dein bleich Gesicht,
Die sprachen — zum Beschämen!

Gewiß, ich wurde roth, wie Glut,
Als ich mit halbem Blicke
Auf mich sah, auf mein frisches Blut,
Und dann auf deine Krücke.

Du hast so wenig, armer Mann,
Und was dir ward, ist Leiden! —
O, sieh mich nur ein wenig an,
Ich kann von dir nicht scheiden.

Dein Auge hat wol viel geweint,
Und viel gewacht, du Lieber!
Und deine Stirne, wie es scheint,
Wird alle Tage trüber.

Der Locken sind nur wenig mehr,
Und werden fallen müssen!
Ach, armer Mann! du zitterst sehr
An Händen und an Füßen!

Der kalte Winter nahet sich
Mit Schnee und vielem Schrecken;
Da ist kein Pelz, kein Bett für dich,
Dich armen Mann zu decken.

Da ist für dich kein warmer Herd,
Die krumme Hand zu laben! —
Und bist vielleicht inwendig werth,
Ein goldnes Haus zu haben!

O Gott! wie wird mir im Gesicht!
Wie wird mir; daß ich bebe! —
Nimm's, armer Mann! und zürne nicht,
Daß ich so wenig gebe!

Overbeck.

---

## Feldlust.

Hinaus ins Feld! und Lauf und Sprung
Getrieben sonder Scheu!
Es giebt der stillern Tage gnung,
Da sitzt man auf dem Ei.

Doch so wie heute sitzt man nicht,
Man rennt, so weit man kann,
Mit freudehellem Angesicht
Feldein und berghinan.

Und dünket sich ein Kerl, ein Held,
Der sich zu tummeln weiß;
Der, wenn er aus dem Gleise fällt,
Sich wieder schwingt ins Gleis.

Gottlob, daß ich ein Junge bin,
Mit Hosen angethan,
Der seinen frohen, freien Sinn
Lebendig machen kann!

Willkommen, Feld und Busch und Thal!
Willkommen, schöner Baum!
Ihr kleinen Sänger allzumahl
In jenes Wipfels Raum!

Gebt Acht, ich klettre zu euch hin,
Und mach' ein Lied mit euch;
Denn weil ich nun ein Junge bin,
Seht ihr! so geht das gleich.

Kommt Schwester Lotte dann daher,
Und suchet Schatten hier,
Und sieht nach Blumen sich umher —
Mit einmahl piep' ich ihr.

O Wunder! Was ist das für Klang?
Sie sucht, und weiß nicht wie?
Dann fall' ich plötzlich mit Gesang
Darein, und schrecke sie!

Doch gleich ist Alles wieder gut:
Will er herunter, er? —
Dann schick' ich erst ihr meinen Hut,
Und mich selbst hinterher.

Overbeck.

## Der Nebel.

An einem schönen Herbstabende ging Lotte mit ihrem Vater ins Freie.

Nicht sehr weit von ihnen stieg aus einer niedrigen Wiese eine dicke Nebelwolke empor, welche von fern das Ansehn eines weißen Sandhügels hatte.

Vater, Vater! schrie Lotte; o sieh doch, was ist das da unten auf der Wiese?

Vater.

Es ist Nebel, mein Kind.

Lotte.

Aber es scheint ja ganz dicht zu sein, als wenn man's mit Händen greifen könnte!

Vater.

Wenn wir da wären, würden wir ihn kaum bemerken.

Lotte.

O, das sagst du wol nur so! Wenn wir da wären, würden wir ihn anfassen können.

Vater.

Meinst du? Komm, wir wollen hingehen.

Lotte.

O, das ist schön! Ich will oben drauf klettern; da wird man recht weit um sich sehen können!

Sie liefen hin. Da sie an Ort und Stelle gekommen waren, bemerkten sie kaum einen feinen Dunst, der nur, von fern gesehen, so dicht zu sein geschienen hatte.

Vater.

Siehst du, Lotte, daß ich die Wahrheit sagte? Wo ist nun der weiße Berg, den wir von dort her sahen?

Lotte.

Fort! — Aber das ist doch närrisch; es schien so viel hier zu sein, und nun ist fast gar nichts da.

Vater.

Wundere dich nicht darüber, liebe Lotte; es giebt in der Welt der Dinge mehr, die in einiger Entfernung wunder was zu sein scheinen; und kommt man zu ihnen, so sind sie nichts, als ein leerer Dunst.

Lotte.

Was sind das für Dinge, Vater?

Vater.

Erinnerst du dich an die schöne geputzte Dame, die uns gestern in dem prächtigen Staatswagen begegnete?

Lotte.

Ach ja! das war einmahl eine prächtige Kutsche! und so schöne, allerliebste Pferde davor! Und der Kutscher und die beiden Bedienten, die hinten aufstanden, die schimmerten einmahl recht von Silber!

Vater.

Das muß wol eine rechte Lust sein, so eine vergoldete Kutsche mit so raschen Pferden und so schön gekleideten Bedienten zu haben, und selbst so aufgeputzt zu sein, wie die Dame war. Nicht wahr, Lotte?

Lotte.

Ja, das glaube ich!

Vater.

Aber sahst du nicht, wie verdrießlich und kränklich die schön geputzte Dame in ihrer herrlichen Kutsche dasaß, recht als wenn sie zur Strafe darein eingesperrt gewesen wäre?

Lotte.

Ja, das ist wahr; sie sah eben so aus, wie unsere Marie, da sie das Fieber hatte.

Vater.

Sie mußte ja also doch wol nicht zufrieden sein, un-

geachtet sie in der schönen Kutsche saß, und so viele prächtige Sachen hatte.

Lotte.

Nein.

Vater.

Siehst du, Lotte? Alle die äußere Pracht also, die uns, von fern betrachtet, oft so sehr gefällt, muß sich ja wol eben so verhalten, als dieser Nebel, der uns von fern auch ganz anders vorkam, als wir ihn jetzt sehen, da wir uns selbst darin befinden. Schöne Kleider, schöne Kutschen und Pferde, schöne Häuser und Gärten können uns nicht glücklich machen; man kann sie besitzen, und doch sehr unzufrieden dabei sein. Thöricht ist es also, sich solche Dinge eifrig zu wünschen. Wer danach läuft, der läuft nach einem bloßen Dunste, der ihm nichts hilft, sobald er ihn erreicht hat.

Erinnere dich daran, mein Kind, so oft du wieder einen Nebel aufsteigen siehst, und bedenke dann immer, was ich dir oft gelehrt habe, daß nichts, als Güte des Herzens, wahre Rechtschaffenheit und nützliche Geschäftigkeit uns eine dauerhafte Glückseligkeit gewähren können. Willst du das, liebe Lotte?

Lotte antwortete mit einem stummen, herzlichen Kusse auf des Vaters Hand.

---

## Zeno und sein heißhungriger Schüler.

Zeno war ein Lehrer der Weisheit und Tugend im alten Griechenlande.

Unter seinen Schülern zeichnete Einer sich durch große Gierigkeit im Essen und Trinken aus. Heißhungerig riß er bei jeder Mahlzeit seinen Mitschülern Alles vor dem Munde weg.

Zeno suchte ihm diesen Fehler abzugewöhnen, und ließ in dieser Absicht zur nächsten Mahlzeit nur einen einzigen, aber sehr großen Fisch zubereiten.

Sobald derselbe aufgetragen war, zog er die Schüssel zu sich, und schien in Begriff zu sein, ihn ganz allein zu verzehren, ohne den Mitspeisenden Etwas davon abzugeben.

Da machte der heißhungerige Schüler ein paar große Augen, sah seinen Lehrer starr an, und schien ihm stillschweigend seine unmäßige Gierigkeit vorzuwerfen.

Wie? sprach hierauf Zeno zu ihm, nimmts dich Wunder, daß ich auch einmahl gefräßig bin, da du selbst von deinen Mitschülern erwartest, daß sie deine eigene Gierigkeit alle Tage dulden sollen?

---

## Am Weihnachtsabend.

Lieber heilger Krist,
Komm und hör'! wir flöten,
Fiedeln und trompeten!
Komm, da's Weihnacht ist!

Bring viel Schönes mit!
Was wir gerne haben,
Bring uns kleinen Knaben
In der Tasche mit!

Fritz.
Mir ein Steckenpferdchen!

Ludwig.
Mir ein Buchsbaumgärtchen!

Hermann.
Einen Gänsewagen,
Die mit Füchsen jagen!

Hans.

Einen Harlekin
Mit der Violin!

Fritz.

Einen Grenadier
Mit der Flinte mir!

Ludwig.

Und viel Zuckerpuppen!

Alle.

Ach ja! Zuckerpuppen!

Hans.

Mandeln und Rosinen!

Alle.

Mandeln und Rosinen!

Hermann.

Nüss' und Honigkuchen!

Alle.

Eia! Honigkuchen!
Und was sonst noch ist,
Lieber heilger Krist!

Hans.

Aber keine Ruthen!

Alle.

Fi! die bösen Ruthen!

Fritz.

Denn wir sind ja fromm!

Alle.

Ach, so komm, so komm!
Heilger Krist, o komm!
Komm, da's Weihnacht ist,
Lieber heilger Krist!

---

# Der Wagehals.

Der Knabe, Alexander Wagehals, verdiente seinen Namen mit Recht.

Alle seine Gespielen, die Dasjenige mieden, was ihnen als gefährlich bekannt oder vorgestellt war, hieß er feige Memmen.

Er selbst aber hatte keinen Zeitvertreib so lieb, als denjenigen, wobei Etwas zu wagen war.

Sah er irgendwo eine Leiter stehen, so mußte er hinauf, wenn er gleich nicht beurtheilen konnte, ob sie sicher war, oder fest stand.

Ein paar Nüsse zu kriegen, wagte er sich auf die schlankesten und dünnsten Zweige der Bäume, und das gemeiniglich, wenn kein Erwachsener dabei war.

Wo ein Absatz von fünf oder sechs Stufen war, da mußte er immer mit einem Sprunge hinunter.

Er hatte zwar schon manchen kleinen Schaden genommen, und war wegen seiner kindischen Verwegenheit von seinen Aeltern und Aufsehern oft bestraft worden; aber er besserte sich nicht, ehe er durch folgenden großen Schaden zu spät klug geworden war.

Einst sprang er auf Balken herum, die neben einander abgesondert auf dem Wasser lagen.

Er trat fehl, fiel, brach das Bein, und blieb, mit dem Arme sich anhaltend, zwischen zwei Bäumen, mit dem Unterleibe im eiskalten Wasser, eine Zeit lang hangen.

Er wurde zwar mit genauer Noth gerettet, aber das Bein wurde, nach Erduldung großer Schmerzen, übel geheilt, und durch außerordentliche Erkältung hatte er sich die Schwindsucht zugezogen.

Als ein Krüppel und kränklicher Jüngling lebte er bis in sein zwanzigstes Jahr, wo er starb.

# Fritzchens Danklied

### nach überstandener Krankheit.

Du lieber Gott, wie gut bist du!
Du giebst uns viel Vergnügen!
Ich kann die Nacht in süßer Ruh
Auf meinen Kissen liegen.

Vor kurzen noch war ich so krank,
Da konnt' ich gar nicht schlafen!
Ach, manches Kind ist noch wol krank,
Und kann auch gar nicht schlafen.

Und manches krümmt sich wol auf Stroh,
Voll Angst und voller Schmerzen:
Ich bin gesund — deß bin ich froh,
Kann wieder munter scherzen.

Froh dank' ich, Gott! froh dank' ich dir
Für alle, alle Freuden!
Ach, lieber Gott, wie wohl ist mir,
Wie wohl, nach so viel Leiden!

Nun will ich auch mit heiterm Sinn
Mein ganzes Leben leben;
Und stets, so lang' ich munter bin,
Für Gutes mich bestreben.

Overbeck.

---

## Als Schwester Lotte verreiset war.

Der Abend ist gekommen,
Die Welt ist ohne Licht;
Mein Täubchen sitzt beklommen,
Und kennt die Gegend nicht.

Es möchte gern in Schlummer
Die Aeuglein schließen zu;
Doch Eines macht ihm Kummer,
Und gönnt ihm keine Ruh.

Sein Männchen ist geflogen
Wol über manches Haus,
Ist viel umhergezogen,
Und bleibt noch immer aus.

Das Täubchen kann nicht rasten,
Das Täubchen sitzt beklemmt;
Es wird so lange fasten,
Bis Männchen wiederkömmt.

Ach, wie dem armen Täubchen,
So ist auch mir zu Sinn!
Ich hatt' ein Schwester-Täubchen,
Und ach! es flog dahin!

Und Fritzchen kann nicht rasten,
Und Fritzchen sitzt beklemmt;
Er wird so lange fasten,
Bis Lotte wiederkömmt.

Overbeck.

---

## Das kleine Hannchen,

da sie eine Henne mit ihren Jungen erblickte.

Ach! geschwinde, liebste Mutter,
Gieb mir für die Hühner Futter!
Fast sind ihre Kröpfe leer;
Ach! geschwinde Futter her!

Tuk, tuk, tuk! in vollem Haufen
Kommen sie dahergelaufen;
Ach! wie hüpfen groß und klein;
Keines will das Letzte sein.

Wie die Mutter ihre Jungen
Füttert! — und den lieben Jungen
Schmeckt das Futter gar zu gut!
Was nicht eine Mutter thut!

Voll sind ihre kleinen Kröpfe,
Alle drücken ihre Köpfe
Nun gesättiget, mit Lust,
An der Mutter weiche Brust.

Diese will sie gerne decken;
Wie die Kleinen sich verstecken!
O, wie sanft läßt sichs da ruhn;
Was doch nicht die Mütter thun!

So genieß' ich deiner Pflege,
Liebste Mutter; öfters lege
Ich den Kopf in deinen Schooß —
Groß ist deine Liebe, groß!

Deine Hände stehn mir offen;
Was kann ich von dir nicht hoffen!
O, wie gütig bist du mir!
Immer, immer dank' ichs dir.

Overbeck.

---

## Man muß sich so wenig, als möglich, von Andern bedienen lassen.

Konrad sah eine Reihe wilder Gänse hoch durch die Luft fliegen, und bewunderte den regelmäßigen und feierlichen Zug derselben.

Nach einer Weile fragte er den Vater: Können die zahmen Gänse auch so fliegen?

Nein! war die Antwort.

Konrad.

Wer füttert denn die wilden Gänse?

Vater.

Keiner!

Konrad.

Ja, wie können sie denn leben?

Vater.

Sie suchen sich ihre Nahrung selbst.

Konrad.

Aber im Winter?

Vater.

Sobald der Winter bei uns eintritt, ziehen sie in wärmere Länder, und im Frühjahr kommen sie wieder zurück.

Konrad.

Warum können denn die zahmen Gänse nicht eben so gut fliegen, und warum ziehen sie nicht auch in wärmere Länder, wenns hier Winter wird?

Vater.

Weil alle zahme Thiere verzogene Weichlinge sind, die den Gebrauch ihrer Glieder und ihrer Sinne zum Theil verlernt haben.

Konrad.

Warum haben sie denn das gethan?

Vater.

Weil Andere zu sehr für sie sorgten, und ihnen das Leben zu gemächlich machten.

Sieh, lieber Konrad, daraus kannst du lernen, wie nöthig es ist, daß ein Kind sich nicht zu viel von andern Leuten bedienen lasse, sondern sich vielmehr gewöhne, Alles, was zu seinem Anzuge und zu seinen Geschäften gehört, so viel möglich selbst zu verrichten.

Denn so wie es den Thieren geht, wenn sie nicht mehr für sich selbst zu sorgen haben, so geht es auch den Kindern, wenn die alten Leute ihnen aufwarten und ihnen Alles gar zu gemächlich machen. Da lernen sie niemahls ihre Glieder und ihre Sinne recht gebrauchen, und bleiben ungeschickt und unbehülflich ihr Leben lang.

Siehst du nun, warum ich immer so darauf halte, daß man euch keine Handreichung thue bei Dingen, die ihr selbst machen könnt?

Konrad.

Ja, nun will ich auch gewiß mir gar nicht mehr helfen lassen! sonst könnte es mir auch so gehen, wie den Gänsen, die das Fliegen verlernen.

C.

---

## Sei nicht zu voreilig mit deinem Tadel.

Der Vater und Fritz waren bei einem Buchbinder gewesen, und hatten ihn arbeiten gesehn.

Der Mann hatte die Gefälligkeit gehabt, ihnen Alles zu zeigen, was zu seiner Kunst gehört, und Beide dankten ihm dafür.

Das ist doch ein recht guter Mann! sagte Fritz beim Weggehen.

Ein dienstfertiger und gefälliger Mann! setzte der Vater hinzu.

Fritz.

Aber Eins hat mir nicht an ihm gefallen, Vater!

Vater.

Was war denn das?

Fritz.

Daß er so schmutzig war.

Vater.

War er das?

Fritz.

O ja! Er hatte so lange Nägel an den Fingern!

Vater.

Wirklich?

Fritz.

Ja gewiß, Vater; es sah recht ekelhaft aus. Und dann so hatte er eine so schmierige Mütze auf. Fi, ich hätte sie nicht anfassen mögen!

Vater.

Das ist wahr.

Fritz.

Wie Einer doch so unreinlich sein kann.

Vater.

Aber, Fritz, hast du wol recht Acht gegeben, da er den Pappband mit gefärbtem Papier überzog? Und hast du recht gesehn, wie er es machte, um das mit Leim beschmierte Papier hinten am Rücken des Buchs so hinterzuschieben, daß es sich nicht in Falten lege?

Fritz.

Ja! da brauchte er seine langen Nägel dazu.

Vater.

Und hast du auch bemerkt, was er that, da das gefärbte Papier rund herum festgeklebt war, und er nun das Buch zwischen die Presse bringen wollte?

Fritz.

O ja! da rieb er erst den ganzen Band mit seiner schmierigen Mütze.

Vater.

Warum mochte er das wol thun?

Fritz.

Ja, das weiß ich nicht!

Vater.

Ich habe dies schon mehr gesehn, und nach der Ursache mich erkundiget. Sie ist diese: wenn er dies Ueberstreichen mit seiner schmierigen Mütze unterließe, so würde das Buch nachher an dem Holze der Presse oft so fest sitzen, daß er Etwas daran zerreißen müßte, um es wieder los zu bekommen.

Fritz.

I, warum denn?

Vater.

Darum, weil der nasse Leim durch das gefärbte Papier dringt, und also dieses Papier und das Holz der Presse fest mit einander verbinden würde. Wenn nun aber der Mann erst mit seiner schmierigen Mütze darüberfährt, so wird das feuchte Papier dadurch etwas fettig gemacht, und dann hat er nicht zu besorgen, daß es an dem Holze werde kleben bleiben.

Fritz.

Sieh, das ist närrisch!

Vater.

Merkst du nun, daß der Mann seine Nägel mit Fleiß wachsen läßt, und daß er mit gutem Vorbedacht eine so schmierige Mütze trägt?

Lerne hieraus, lieber Fritz, daß wir mit unserm Tadel nicht so voreilig sein müssen. Oft scheint Etwas tadelnswürdig zu sein, was doch im Grunde sehr vernünftig ist, weil eine gute Absicht dabei obwaltet. Man muß daher sein Urtheil so lange zurückhalten, bis man mit völliger Gewißheit weiß, warum Einer so und nicht anders gehandelt hat. Aber dieses Warum erfahren wir nur selten; daher muß man sich auch nur selten erlauben, das Betragen anderer Leute zu tadeln.

Fritz.

Gut, das will ich mir merken!

---

## So geht's, wenn man nicht gehorsam ist.

Julchen war schon über fünf Jahre alt, und hatte noch nicht einmahl gelernt, gehorsam zu sein. Könnt ihrs glauben, Kinder?

Eines Tages wollte ihre Mutter aufs Land reisen, und Julchen sollte unterdeß zu Hause bleiben. Warum? weil man sich auf ihre Folgsamkeit noch nicht verlassen konnte, und weil die Mutter an dem fremden Orte nicht Zeit hatte, Acht auf sie zu geben.

Die Mutter wollte aber bei dieser Gelegenheit erfahren, ob sie ihr Töchterchen wol ein ander Mahl mitnehmen dürfe. Deßwegen stellte sie es auf die Probe.

Höre, Julchen, sagte sie, hier lasse ich dir ein Kästchen zurück, und da hast du den Schlüssel dazu.

Julchen.

Was soll ich damit, liebe Mutter?

Mutter.

Du sollst das Kästchen hier auf dem Tische stehen lassen, und es nicht eher eröffnen, bis deine Hofmeisterinn kommt, um es aufzuschließen. Verstehst du, Kleine?

Julchen.

O ja, liebe Mutter; ich soll das Kästchen nicht aufschließen, bis meine Hofmeisterinn kommt.

Mutter.

Wirst du denn das auch halten?

Julchen.

O ja, liebe Mutter!

Mutter.

Nun, wenn du folgsam bist, sollst du auch ein Paar schöne Täubchen haben, die du dir so lange schon gewünscht hast.

Julchen.

O je! o je! das soll einmahl eine Freude sein! Aber was ist denn da in der gläsernen Flasche, die dabei steht?

Mutter.

Schöne süße Schafmilch; die sollst du diesen Mittag zu Erdbeeren essen.

Julchen (hüpfend).

O, das ist herrlich!

Die Mutter küßte sie hierauf, und fuhr fort.

Nun war Julchen sehr begierig, zu wissen, was doch in dem Kästchen sein möchte; aber die Hofmeisterinn konnte noch nicht kommen.

Sie wartete wol eine Viertelstunde, und wußte sich vor Ungeduld nicht zu lassen; aber die Hofmeisterinn blieb aus.

Sie lief aus der Stube in die Kammer, aus der Kammer in die Küche, aus der Küche auf die Flur; aber da war keine Hofmeisterinn zu sehen und zu hören.

Sie kam zurück in die Stube; besah, befühlte, beroch das Kästchen; aber das half Alles nichts. Sie konnte nicht erforschen, was darin sei.

Endlich riß ihr die Geduld; sie vergaß das Verbot der Mutter, steckte den Schlüssel hinein, drehete, der Deckel sprang auf, und — hurr! flogen ein paar bunte, allerliebste Tauben heraus.

Hurtig wollte Julchen sie fangen, um sie wieder einzusperren; aber sie flatterten umher, warfen die Flasche mit der Schafmilch um, und husch! da waren sie zum offenen Fenster hinaus.

Und was hatte nun Julchen von ihrem Ungehorsame? Die schönen Tauben waren fort, die süße Schafmilch lag auf der Erde, für Julchen gab's diesen ganzen Tag nichts als Brot und Wasser, und da ihre Mutter die Geschichte hörte, sah sie wol ein, daß sie ihr leichtsinniges Töchterchen in langer Zeit noch nicht mit aufs Land nehmen könne.

So gehts, ihr Kinderchen, wenn man nicht gehorsam ist!

C.

---

## Die beiden ungleichen Brüder.

Hört, Kinder, eine merkwürdige Geschichte von zwei ungleichen Brüdern!

Sie waren Söhne eines Bauermannes. Der Eine hieß Peter, der Andere Gottlieb.

Peter war ein böser Junge; er war gierig, faul und tückisch.

Gottlieb hingegen war ein liebes, gutes Kind, sanft wie ein Schäfchen, und fleißig wie eine Biene. Auch

gab er von Allem, was er hatte, seinem Bruder gern die Hälfte, oft sogar sein ganzes Butterbrot.

Einsmahls wurden Beide in den Wald geschickt, und was sie zu Mittag essen sollten, das wurde ihnen mitgegeben.

Es ward heiß; ganz ermüdet von dem weiten Wege und von der Sonnenhitze, setzten sie sich unter einen Baum, und Gottlieb schlief ein.

Gierig warf der heißhungrige Peter sich über das Essen her, und verschlang Alles, was sie mitgebracht hatten.

Kaum hatte er dies gethan, so lief er davon, und kehrte zurück nach dem Dorfe.

Es ward Abend; die Sonne ging unter, und der arme Gottlieb erwachte.

Wie er sich die Augen rieb! Wie er nach seinem Bruder sich umsah! Und da er ihn nirgends erblickte, und nun bemerkte, daß er von ihm verlassen sei: Gott! wie er da anfing zu weinen und zu jammern!

O, ich armes, armes Kind! rief er aus; was soll ich nun machen? Wie soll ich den Weg nach Hause finden! Was soll ich anfangen, wenn ich die Nacht hier im Walde zubringen muß! O, ich armes, unglückliches Kind!

Indem er noch so klagte, kam eine prächtige Kutsche mit sechs schönen weißen Pferden vorbeigefahren. In der Kutsche saß ein reicher, reicher Mann, der auch ein recht guter, lieber Mann war.

Dieser hörte den armen Gottlieb weinen, und rief dem Kutscher: halt! Der Kutscher hielt, und ein Bedienter führte den weinenden Gottlieb herbei.

Als nun der reiche Herr vernahm, wie es dem armen Knaben gegangen sei, ließ er ihn in seinen Wagen

heben! und nun ging es fort in sausendem Galopp bis zu des Herrn Schlosse.

Hier wurde er herrlich gespeiset und getränkt, und man ließ ihn in einem schönen weichen Bette schlafen.

Am andern Morgen wollte der gute Herr ihn nach seinen Aeltern bringen lassen; aber der Kleine war noch so jung, daß er seine Aeltern und das Dorf, worin sie wohnten, nicht zu nennen wußte.

Er mußte also bleiben, und weil er ein so gutes, folgsames Kind war, so gewann der gute, reiche Herr ihn sehr lieb, und ließ ihn sorgfältig erziehen.

Endlich, da er groß geworden war, schenkte der Herr ihm ein Haus, und so viel Land und Wiesen dazu, daß er viele Kühe und Pferde halten und recht vergnügt davon leben konnte.

Eines Abends, da er von seinem Felde zu Hause ging, begegnete ihm ein armer Mann, der ganz in Lumpen gekleidet war.

Er gab ihm etwas, und ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein, um zu hören, wodurch er denn so elend geworden sei?

Ach, sagte der Arme, das habe ich in der Jugend an meinem armen unschuldigen Bruder verdient.

Wie so? fragte Gottlieb.

Da erzählte der arme Mann, daß er einst seinen kleinen schlafenden Bruder im Walde verlassen habe; daß dieser darauf vermuthlich von wilden Thieren sei zerrissen worden, und daß der liebe Gott es ihm nachher immer übel habe ergehen lassen.

Denkt, Kinder, wie der gute Gottlieb die Augen aufreißen mußte, da er aus dieser Erzählung erkannte, daß der arme Mann sein Bruder war!

Mein Bruder! rief er, und fiel ihm um den Hals.

Der erstaunte Bruder war wie vom Donner gerührt. Er wollte eine Entschuldigung stammeln, aber er konnte nur weinen.

Fröhlich, als wenn er einen großen Fund gethan habe, eilte Gottlieb mit ihm zu Hause, und ließ ihn kleiden und sich erquicken.

Peter hatte die Bosheit seiner Jugend schon längst bereut; Gottlieb hatte sie ihm schon längst vergeben. Jener half nunmehr den Acker bauen, und dieser theilte mit ihm Alles, was er hatte.

So lebten Beide viele Jahre in fröhlicher Geschäftigkeit, in brüderlicher Liebe und Einigkeit. E.

---

## Fritzchen,

### an ein Vergißmeinnichtblümchen.

Dich auch so grausam abzubrechen!
Nicht wahr, mein Blümchen, könntst du sprechen,
Du würdest sagen: thu es nicht!
Allein, vergieb mir armen Knaben,
Ich thu' es nur, um Trost zu haben;
Gewiß! aus Leichtsinn thu' ichs nicht.

Ich hab' ein Schwesterchen; wir liebten
Uns sonst so herzlich; wir betrübten
Uns niemahls, weder ich, noch sie.
Ach, wie sie oft mit süßen Blicken
Mir Kirschen bot vom Ast zu pflücken;
O, das vergess' ich ihr doch nie!

Daß sie mich einst noch sollte kränken,
Wie hätt' ich so was können denken
Von ihr! und doch hat sie's gethan.

Ach, jedem Steine möcht' ichs klagen —
Ich wollt' ihr eben etwas sagen;
Sie ging, und sah mich gar nicht an.

Kann Schwesterchen mich so betrüben?
Mein Schwesterchen mich nicht mehr lieben? —
Ich Armer, wüßt' ich nur, warum?
Ich habe schon so viel geweinet,
So viel gefragt; allein wie's scheinet,
So kümmert sie sich wenig drum.

Komm, komm, ich will dich zu ihr tragen,
Mein Blümchen, und ihr flehend sagen:
Sieh, Schwester, hier! — Vergißmeinnicht! —
Und will sie dich nicht von mir nehmen,
So will ich mich zu Tode grämen:
Gott oben, der vergißt mein nicht.

Overbeck.

---

## Fritzchen,

da sein Schwesterchen wieder freundlich war.

Nun sei auch alles Leid vergessen!
Fort, Gram, aus meinem ganzen Sinn!
Ich will nun wieder Aepfel essen,
Und Kreisel treiben, wie vorhin.

Sie hat mir nun die Hand gegeben,
Und: liebes Fritzchen! mir gesagt;
Und — ach! in ihrem ganzen Leben
Hat sie noch nie so süß gelacht.

Das war ein Augenblick! Ich dachte
Der ganze Himmel stieg' herab,
Als ich mich heimlich an sie machte,
Und sie mir da das Händchen gab.

Ich sah sie an mit warmen Blicken;
Da ward ihr helles Auge naß!
O, ich vermag's nicht auszudrücken;
Wie ward mir so! wie fühlt' ich das!

Bist du mein Schwesterchen noch immer? —
Bist du mein gutes Fritzchen noch? —
Ja, ja, ich änderte mich nimmer;
Ich war und bin dein Fritzchen noch,

Und du bist meine kleine, süße,
Unendlich süße Schwester, du! —
Da gaben wir uns Herzensküsse,
Und alle Engel sahen zu.

Overbeck.

---

## Der dankbare Anton.

Minna.

Liebe Mutter, erzähle mir doch ein Geschichtchen; bitte, bitte!

Mutter.

Laß sehen, wie viel du gestrickt hast?

Minna.

Warum?

Mutter.

Weil ich, wie du weißt, nur dann etwas erzählen kann, wenn du recht fleißig gewesen bist. — (Sie besieht

das Strickzeug.) I nun, das geht ja wol an! Ich bin zufrieden, Minna!

Minna.

Nun, erzählst du mir auch was?

Mutter.

Wenn mir etwas einfällt. Komm, wir wollen mit unserer Arbeit in die Laube gehn; unterdessen werde ich mich wol auf etwas besinnen.

(In der Laube.)

Minna.

Nun, Mutter?

Mutter.

Ja, was erzähle ich dir denn? — Hast du die Geschichte vom kleinen dankbaren Anton schon gehört?

Minna.

Nein, liebe Mutter! Was ist das für eine?

Mutter.

Du sollst sie hören.

In Flandern — weißt du auch noch, wo Flandern liegt?

Minna.

O ja, in den Niederlanden.

Mutter.

Richtig! In Flandern also lebte ein armer, armer Mann, der auf der ganzen Welt fast nichts hatte, als einen kleinen guten Sohn von sechs Jahren, welcher Anton hieß.

Der kleine Anton war eben so arm, als sein Vater, und hatte auf der ganzen weiten Welt weiter nichts, als — ein Kaninchen.

Minna.

Ach, Mutter, das sind allerliebste Thierchen, die Kaninchen! Wenn ich doch auch eins hätte!

Mutter.

Liebe Minna, du hast so viele andere Dinge zu deinem Vergnügen, daß du ein Kaninchen füglich entbehren kannst. Du hast gute reinliche Kleider, wohlschmeckendes und gesundes Essen und Trinken, ein bequemes Bettchen, eine niedliche Puppe, ein Lämmchen, ein Paar Täubchen und einen ganzen Schrank voll Bücher und Spielsachen. Von alle Dem hatte der arme Anton nichts.

Minna.

Himmel! er hatte nicht einmahl Kleider?

Mutter.

Alte schmutzige Lumpen, welche kaum seine Blöße deckten!

Minna.

Und kein Bett?

Mutter.

Ein wenig Stroh, in einem Winkel auf der Erde!

Minna.

Und nichts zu essen und zu trinken?

Mutter.

Zu essen oft gar nichts; wenns ihm recht gut ging, so hatte er ein Stück schwarzes trocknes Brot und einen Trunk Wasser dazu.

Minna.

O, der arme Anton! Wenn er doch hier wäre, ich wollte ihm alle Tage von meinem Frühstück und von meinem Vesperbrot die Hälfte geben!

Mutter.

Nun, höre weiter! — So arm der kleine Anton jetzt auch war, so lebte er doch vergnügt; denn sein liebes Kaninchen ersetzte ihm Alles. Auch war es wirklich ein ganz allerliebstes Thierchen.

Minna.

Wie sah es denn aus?

Mutter.

So weiß, wie der Schnee, wenn die Sonne darauf scheint; ach, und sein weißes Fellchen war so weich, so weich wie Seide! Seine Augen schienen ganz von Feuer zu sein.

Minna.

Allerliebst!

Mutter.

Und dabei war es so zahm, an den kleinen Anton so gewöhnt! So oft sein Vater ihm ein Stück Brot zu Hause brachte, setzte er sich damit hinter die Hütte ins Gras. Dann brauchte er nur zu rufen: Hänschen! Hänschen! gleich war sein liebes Kaninchen da, hüpfte ihm in den Schooß, setzte sich auf die Hinterfüße, und nahm ihm ein Stückchen Brot nach dem andern aus dem Munde.

Minna.

O liebe, beste Mutter, so ein Kaninchen muß ich auch haben!

Mutter.

Du kannst ja dein Lämmchen und deine Tauben eben so gewöhnen. Glaube mir, Kind, alle Thiere sind dankbar und lieben uns, wenn sie sehen, daß wir sie lieb haben.

Nun — um wieder auf unsern Anton zu kommen — ungeachtet er oft Hunger, Kälte und vieles Ungemach ausstehen mußte, so war er doch nicht traurig darüber, weil sein liebes Kaninchen ihm alle Tage so viel Freude machte.

Aber nun kam eine schlimme Zeit. Der arme Anton wurde krank, sehr krank!

Minna.

Was fehlte ihm denn?

Mutter.

Er hatte Steinschmerzen.

Minna.

Steinschmerzen? Das verstehe ich nicht.

Mutter.

Wohl dir, daß du nie erfahren hast, was für eine schmerzhafte Krankheit darunter verstanden wird! — Du weißt doch, daß in unserm Leibe eine Blase ist, worin alle die überflüssigen Feuchtigkeiten sich sammeln, welche wir nicht bei uns behalten können?

Minna.

O ja, das weiß ich wol!

Mutter.

Nun stelle dir vor, in dieser Blase entstehen zuweilen Steine, wie ein Taubenei groß, auch wol noch größere, welche sich vor die kleine Oeffnung der Blase legen, daß das Wasser davor nicht herauslaufen kann. Denke, was das für Schmerzen machen muß, wenn die Blase voll ist, und man das Wasser nicht kann laufen lassen!

Minna.

Himmel! — Aber wie können denn solche Steine in der Blase entstehen?

Mutter.

Du mußt wissen, liebes Kind, daß die Steine, wie alle andere Körper, aus ganz feinen Theilchen bestehen. Willst du das recht deutlich sehen, so hole mir einen Hammer.

(Minna holte einen Hammer, und die Mutter schlug damit auf einen kleinen Stein, bis er zu lauter Staubtheilchen zertrümmerte.)

Siehst du, Minna? Aus so feinen Theilchen bestehen die härtesten Steine. Dergleichen Theilchen nun kommen oft mit Speise und Trank vermischt in unsern Leib, und besonders in die Blase. Da setzen sie sich dann zuweilen aneinander und werden Stein. Das war nun jetzt dem armen kleinen Anton widerfahren, und er litt daher ganz fürchterliche Schmerzen.

Minna.

Kann denn das nicht geheilt werden?

Mutter.

Nicht immer: zuweilen muß man daran sterben. Oft aber schneiden die Aerzte dem Kranken ein Loch in den Leib, um den Stein herauszunehmen. Wenn ihnen das gelingt, so ist dem Uebel abgeholfen.

Minna.

Ließ der arme Anton sich denn auch so ein Loch schneiden?

Mutter.

Das hätte er gern gethan, um der unausstehlichen Steinschmerzen loszuwerden. Aber es fand sich kein mitleidiger Arzt, der die Mühe, ihn zu schneiden, umsonst übernehmen wollte, und Geld konnte sein Vater nicht darauf verwenden, weil er keins hatte. Da mußte also der arme Anton liegen, und sich krümmen und winseln, daß es einen Stein hätte rühren mögen.

Minna.

O, der arme Junge!

Mutter.

Da kam denn oft sein liebes Kaninchen, und setzte sich neben ihn aufs Stroh, und sah ihn so kläglich an, als wenn es sagen wollte: Ach, du armer Anton, wie dauerst du mich! Und Anton sah sein liebes Kaninchen dann wieder so wehmüthig an, als wenn er sagen wollte:

Du liebes Thierchen, nun werde ich dich doch wol bald verlassen müssen!

Nun wohnte in der Nachbarschaft ein reicher und mitleidiger Mann. Der hörte von Antons Leiden und von seines Vaters Armuth reden. Gleich kam er selbst gegangen, um zu sehen, ob das Alles wahr sei, und wie er ihm helfen könne?

Als nun dieser gute Mann in die Hütte trat, und den armen, kranken Anton so ganz verhungert und abgezehrt auf seinem Strohlager liegen sah, so konnte er sich der Thränen kaum enthalten.

Armes Kind, sagte er, gieb dich zufrieden, ich will für dich sorgen!

Und gleich ließ er den kranken Knaben in ein schönes Haus tragen. Hier wurde er in ein hübsches, reinliches Bettchen gelegt, und so verpflegt, als wenn er des reichen Mannes leiblicher Sohn gewesen wäre.

Auch mußte gleich ein geschickter Arzt geholt werden, der ihm hülfe. Die Mittel, welche dieser anwandte, hatten eine so glückliche Wirkung, daß der Knabe nach vierzehn Tagen gesund und wohl wieder zu seines Vaters Hütte zurückkehren konnte.

Diesem hatte der reiche Mann unterdeß auch etwas zu verdienen gegeben, und den guten Anton hatte er noch obenein vom Kopfe bis zu den Füßen kleiden lassen. Vater und Sohn fanden sich also nunmehr glücklicher, als sie je gewesen waren, und das treue Kaninchen machte vor Freuden hohe Luftsprünge, da es seinen lieben Anton wiedersah.

Da sagte der gerührte Vater zu seinem Sohne: Sieh, lieber Anton, wie glücklich uns der liebe Herr gemacht hat! Was wollen wir denn nun ihm dafür wieder thun, um ihm unsere Dankbarkeit zu bezeigen?

Anton bedachte sich einen Augenblick; dann rief er freudig aus: O, ich will ihm mein liebes Kaninchen bringen!

Minna (erstaunt).

Ah!

Mutter.

Thue das, liebes Kind, sagte der Vater, es ist dein Liebstes, es ist dein ganzer Reichthum. Besser kannst du ihm deine Dankbarkeit nicht bezeigen. Sage ihm auch, dein Vater wolle alle Wochen einen Tag umsonst für ihn arbeiten.

Der Kleine fing sein Kaninchen, und ungeachtet es ihn schmerzte, sich davon zu trennen, so lief er doch so freudig damit fort, als wenn es ihm erst jetzt sei geschenkt worden, und er es nun zu Hause trage.

Minna.

O, wenns der reiche Mann nur nicht annimmt!

Mutter.

Hättest du es nicht genommen?

Minna.

Nein, Mutter, gewiß nicht!

Mutter.

Nun, der reiche Mann hatte auch ein Herz, wie man es haben muß. Er hörte den kleinen Anton erst ruhig an. Aber dann nahm er ihn auch auf die Arme, küßte ihn, und sagte:

Recht so, gutes Kind! Man muß dankbar sein gegen Diejenigen, die uns Gutes erwiesen haben. Aber ich bin mit deinem guten Willen schon zufrieden. Nimm dein Kaninchen nur wieder mit; ich kaufe dir noch eins dazu, damit du ein Pärchen hast.

Der gute Mann hielt Wort. Er that aber auch noch mehr; er bezahlte für den armen Anton das Schul-

geld, damit er etwas lerne, und seinem ehrlichen Vater gab er so viel zu verdienen, daß Beide ferner keinen Mangel leiden durften.

Anton wurde groß und gut, war immer fromm und arbeitsam; auch ging es ihm immer wohl, und wenn nachher Aeltern ihre Kinder zur Dankbarkeit ermuntern wollten, so erzählten sie ihnen die Geschichte von Anton und seinem Kaninchen. C.

---

## Aufmerksam.

Kind.

Lieber Vater, warum darf denn Gottfried nicht ausgehn?

Vater.

Weil er in der Schule nicht aufmerksam gewesen ist.

Kind.

Was heißt denn aufmerksam? Das Wort verstehe ich nicht.

Vater.

Bist du denn noch niemahls aufmerksam gewesen?

Kind.

Ich weiß nicht.

Vater.

Du weißt es wol, aber du verstehst nur das Wort nicht. Wenn dein Lehrer bei dir sitzt, und mit dir redet, was thust du dann?

Kind.

Ich höre zu.

Vater.

Das ist gut; aber indem du zuhörst, denkst du nicht auch zugleich an etwas?

Kind.

Ja!

Vater.

An was denkst du denn?

Kind.

Ich denke an Das, was mir der Lehrer sagt!

Vater.

Nun gut, wenn du das thust, so bist du aufmerksam; und so mußt du allemahl sein, wenn du etwas hörst oder siehst. Du könntest aber auch, wenn dein Lehrer mit dir redet, unterdessen an etwas Anderes denken, z. B. an deine Spielsachen oder ans Essen, und wenn du das thätest, alsdann wärest du nicht aufmerksam, sondern unachtsam.

Kind.

Ha, ha!

Vater.

Es ist aber nicht recht, wenn man unachtsam ist; denn da lernt man nichts, das heißt, man behält nichts von Dem, was der Lehrer sagt.

Siehe, so hat es Gottfried heute gemacht; darum darf er auch nicht mit ausgehn. Denn wenn man nicht recht thut, so darf man auch kein Vergnügen haben.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

---

## Körper.

Kind.

Lieber Vater, ich fragte heute den Herrn Ernst, was der Mond sei? und da antwortete er mir: es sei ein Körper. Ich kann das nicht begreifen. Der Mond

sieht doch gar nicht so aus, wie ein Mensch, und ich denke, die Menschen haben nur einen Körper.

Vater.

Liebes Kind, Herr Ernst hat wol Recht gehabt; du mußt nur das Wort Körper recht verstehen lernen.

Kind.

Wie muß ich das machen?

Vater.

Acht geben, so will ichs dir sagen. Körper nennt man alle Dinge, die man sehen und fühlen kann. Du kannst deinen Leib sehen und fühlen; also ist dein Leib —

Kind.

Ein Körper!

Vater.

Aber, was meinst du nun, sollte der Stein, der hier liegt, auch wol ein Körper sein?

Kind.

Ich glaube, ja.

Vater.

Kannst du ihn sehen?

Kind.

Ja.

Vater.

Kannst du ihn auch fühlen?

Kind.

Ja.

Vater.

Also ist der Stein allerdings ein Körper. Ferner, der Baum, der da steht, kannst du ihn sehen?

Kind.

Ja.

Vater.

Auch fühlen?

Kind.

O ja.

Vater.

Also ist der Baum auch —

Kind.

Ein Körper.

Vater.

Nun wollen wir vom Monde reden. Kannst du den Mond sehen?

Kind.

Ja, ich sehe ihn am Himmel stehen.

Vater.

Kannst du ihn auch fühlen?

Kind.

Nein, fühlen kann ich ihn nicht.

Vater.

Warum nicht? Nicht wahr, darum, weil er weit von dir ist? Aber wenn du ganz nahe zu ihm kommen könntest, so würdest du ihn wol fühlen, so gut wie du die Erde fühlen kannst, auf der du stehst. — Denn dort steht z. B. ein Haus, das kannst du sehen; aber kannst du es auch fühlen?

Kind.

Nein.

Vater.

Warum nicht?

Kind.

Weil es weit von hier ist.

Vater.

Hältst du es darum für keinen Körper?

Kind.

O ja, denn wenn ich dort wäre, so würde ich es anrühren können.

Vater.

Du hast Recht, und wenn du bei dem Monde wärest, würdest du ihn auch anrühren können; aber dahin können wir nicht kommen.

Kind.

Warum nicht?

Vater.

Weil zwischen hier und dem Monde nichts als Luft ist, und durch die Luft können wir nicht fliegen.

Kind.

Das ist Schade; das sollte einmahl gehen! — Aber was ist denn die Luft?

Vater.

Die Luft ist auch ein Körper.

Kind.

O, das sagst du wol nur so! ich kann sie ja nicht sehen.

Vater.

Das ist wahr; aber du fühlst sie doch.

Kind.

Ich bitte um Vergebung, lieber Vater, ich fühle sie auch nicht.

Vater.

Nicht? Reiche mir doch einmahl die Hand her. (Er bläs't darauf.) Fühlst du nichts auf der Hand?

Kind.

Ja, ich fühle Wind.

Vater.

Dieser Wind ist nichts als Luft, die ich mit meinem Munde nach deiner Hand hingetrieben habe. Du kannst sie fühlen, sie muß also auch —

Kind.

Ein Körper sein.

Vater.

Aber siehe, hier ist mein Schatten; siehst du ihn?

Kind.

Ja.

Vater.

Fühlst du ihn auch? Kannst du ihn angreifen?

Kind.

Ich will einmahl sehen. (Greift danach) Nein, Vater, ich fühle ihn nicht.

Vater.

Also ist auch der Schatten kein Körper.

Kind.

Was ist er denn, Vater?

Vater.

Der Schatten ist eigentlich gar nichts, sondern nur ein Fleck, dahin das Licht nicht scheinen kann, weil ihm ein Körper im Wege steht. — Merke dir also: Alles, was du sehen und fühlen, vornehmlich fühlen kannst, wenn du dabei bist, das ist ein Körper. Also Sonne' Mond, Sterne, Luft, Erde, Wasser, Thiere, Bäume, Steine u. s. w. das Alles sind Körper; denn das Alles kannst du sehen, und wenn du nahe genug dabei bist, auch fühlen.

Kind.

Vater, da habe ich ein Räthsel gemacht!

Vater.

Ei, ei! Laß doch hören!

Kind.

Was ist Das, was man sehen und doch nicht fühlen kann, wenn man auch gleich dicht dabei ist?

Vater.

Brav! das soll ja wol der Schatten sein?

Kind.

Ja, du hast's errathen; nun will ich geschwind zu Julchen laufen, die soll sich einmahl recht den Kopf darüber zerbrechen!

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

---

## Wesen und Mensch.

Vater.

Was bist du, mein Kind?

Kind.

Ich bin ein Mensch.

Vater.

Was ist ein Mensch?

Kind.

Ein Mensch ist — ein Mensch ist —

Vater.

Ja nun, was ist er denn? Ich sehe, du kannst nicht das rechte Wort finden.

Kind.

Ein Mensch ist — ich weiß nicht, wie ich sprechen soll.

Vater.

Wie, wenn du sagtest: ein Mensch ist ein Baum?

Kind.

Ich bitte um Vergebung, ein Mensch ist kein Baum.

Vater.

Oder ein Ding? — Ein Mensch ist ein Ding?

Kind.

Erlaube, lieber Vater, ich bin wol ein Mensch; aber ich bin kein Ding.

Vater.

Oder eine Sache? Ein Mensch ist eine Sache! Wie klänge denn das?

Kind.

Nicht gut.

Vater.

Nun, so will ich dir ein Wort sagen, das du gebrauchen kannst: ein Wesen. Ein Mensch ist ein Wesen.

Kind.

Ein Wesen — ein Wesen — das verstehe ich gar nicht.

Vater.

Siehe, mein Kind, wenn ich einer Sache gar keinen andern Namen zu geben weiß, so kann ich sie doch ein Ding nennen. Ist es nicht wahr, du magst sehen, was du willst, oder hören, was du willst, so fragst du: was ist das für ein Ding? Aber eben darum, weil man das Wort Ding auch von sehr schlechten und geringen Sachen sagt, bekommt das Wort selbst eine schlechte Bedeutung, und darum schickt's sich nicht wohl, daß man einen Menschen ein Ding heißt; und weil das Wort Wesen eben so viel bedeutet, als das Wort Ding, so spricht man lieber: der Mensch ist ein Wesen, als: der Mensch ist ein Ding. Also, der Mensch ist ein Wesen; aber was für ein Wesen?

Kind.

Ein lebendiges Wesen.

Vater.

Aber das ist unser Kater auch; also ist Kater und Mensch wol einerlei?

Kind.

O fi!

Vater.

Aber warum denn nicht, mein Kind?

Kind.

Er sieht ja gar nicht aus, wie ein Mensch.

Vater.

Das ist wahr, aber ein Mensch sieht auch nicht gerade so aus, wie der andere. Das bloße Aussehen kann's also wol nicht machen. — Wie nennt man alles Das, was man vom Menschen sehen kann — seinen Kopf, Hals, Rumpf, Arme und Beine — mit einem Worte?

Kind.

Den Leib des Menschen.

Vater.

Wie nennt man aber das unsichtbare lebendige Wesen, was in diesem Leibe wohnt, und was da macht, daß der Leib selbst auch lebendig ist?

Kind.

Die Seele des Menschen.

Vater.

Wie, wenn wir also sagten: der Mensch ist ein lebendiges Wesen, welches aus einem Leibe und aus einer Seele besteht?

Kind.

Ja, das ist recht.

Vater.

Aber hat nicht der Kater auch einen Leib?

Kind.

Ja.

Vater.

Hat er nicht auch eine Seele?

Kind.

Nein, das glaube ich nicht.

Vater.

Aber warum nicht? Lebt nicht der Leib des Katers auch? Und muß also nicht auch in ihm ein unsichtbares

lebendiges Wesen, oder eine Seele sein, die diesen seinen Leib lebendig macht?

Kind.

Ja doch!

Vater.

Also ist ja der Kater auch ein lebendiges Wesen, welches aus einem Leibe und aus einer Seele besteht? Also sind Kater und Mensch ja doch einerlei? — Du stutzest, Kind? weißt nicht, was du dazu sagen sollst? Höre zu, ich will dir sagen, worin der Unterschied besteht. Glaubst du etwa, daß der Kater im Stande sei, so wie wir, über Etwas nachzudenken, Etwas so recht zu begreifen, wie du jetzt begriffen hast, was ein Wesen ist?

Kind.

Nein, das kann er wol nicht.

Vater.

Das macht, seine Seele ist nur eine unvernünftige Seele, die unsrige aber ist vernünftig.

Kind.

Ah, nun weiß ich, wie ich sagen muß, wenn ich gefragt werde: was ein Mensch ist!

Vater.

Und wie willst du denn nun sagen?

Kind.

Ich will sagen: ein Mensch ist ein lebendiges Wesen, das aus einem Leibe und aus einer vernünftigen Seele besteht.

Vater.

Das ist recht gesagt! So wird Keiner den Menschen mit dem Kater verwechseln können.

Kind.

Aber giebt's denn noch mehr Wesen, als den Menschen und den Kater?

Vater.

Liebes Kind, ich kann alle Sachen Wesen heißen, wenn sie gleich sonst gar nicht einerlei sind. Z. B. ein Mensch ist etwas ganz Anders, als ein Baum, und ein Baum etwas ganz Anders, als ein Stein; aber Wesen kann ich sie alle Drei nennen, denn, Wesen kann ich Alles nennen, was nur irgendwo ist.

Kind.

Also sind alle Thiere wol auch Wesen?

Vater.

Ja, man kann sie so nennen.

Kind.

Und die Blumen auch?

Vater.

Ja!

Kind.

Gut, das will ich mir merken, und wenn ich einer Sache keinen andern Namen zu geben weiß, so will ich sie ein Wesen nennen.

Vater.

Recht so! du bist ein gutes, lernbegieriges Wesen! Dafür sollst du auch einen Kuß haben.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

---

## Theil.

Vater.

Weißt du denn nun bald alle Theile deines Leibes zu nennen?

Kind.

Ja, wenn ich nur erst wüßte, was ein Theil ist?

Vater.

Das sollst du bald wissen. Sieh, hier ist ein Apfel; den schneide ich jetzt mitten von einander; nun siehst du zwei Stücke; sind dies zwei ganze Aepfel?

Kind.

Nein, es sind zwei Stücke.

Vater.

Recht, und diese Stücke heißen Theile. In wie viel Theile habe ich also den Apfel getheilt?

Kind.

In zwei Theile.

Vater.

Und nun kann ich diese zwei Theile wieder in mehrere Theile theilen; denn wenn ich nun jedes Stück wieder mitten von einander schneide: wie viel Stücke sind es dann?

Kind.

Viere.

Vater.

Recht; nun habe ich also den Apfel, der vorhin ganz war, in vier Stücke zerschnitten; jedes solches Stück heißt ein Theil, und alle vier Theile zusammen machen einen ganzen Apfel aus.

Siehe, mein Kind, so könnte man alle Körper theilen, und wenn man sie auch nicht wirklich von einander schneidet, so sind doch die Theile da, ob sie gleich bei einander bleiben. Also auch dein Leib hat solche Theile.

Kind.

Willst du denn meinen Leib auch von einander schneiden?

Vater.

Nein, das darf und werde ich nicht thun; denn da

würde ich dich tödten. Wir sehen aber doch die Theile deines Leibes, wenn er gleich nicht zerschnitten ist, so gut, als wir die Theile des Apfels sahn, ehe er zerschnitten war. So wie ich hier stehe, siehest du meinen ganzen Leib; der Kopf, der Rumpf, die Arme und die Füße sind Theile meines Leibes. Keiner von diesen Theilen ist für sich allein ein Leib, so wie kein Stück des Apfels für sich allein ein Apfel ist: z. B. mein Kopf — ist dieser ein Menschenleib?

Kind.

Nein.

Vater.

Aber ein Theil des Menschenleibes ist er, denn er gehört dazu. Ist mein Arm ein Menschenleib?

Kind.

Nein; er gehört aber zu deinem Leibe.

Vater.

Folglich ist er ein Theil meines Leibes, und so alle die übrigen Stücke und Glieder des Leibes. Weil nun nicht alle Theile unsers Leibes einerlei sind, so nennen wir einige feste und einige flüssige; weißt du auch, was fest und flüssig ist?

Kind.

Ich weiß es nicht recht.

Vater.

Ich will dir es gleich zeigen. Ich habe dir gesagt, daß man alle Körper zertheilen kann. Hier steht eine Schüssel mit Wasser; ich mache mit dem Messer einen Schnitt durch das Wasser, und wenn ich nun das gethan habe, siehest du dem Wasser an, daß ich es durchschnitten habe?

Kind.

Nein! es sieht noch eben so aus, wie zuvor.

Vater.

Das macht, weil die Theile, die ich mit dem Messer trennte, gleich wieder zusammen gingen; und daran kannst du allemahl einen flüssigen Körper kennen. Was von sich selbst gleich wieder zusammen geht, wenn es getheilt wird, das ist flüssig; was aber getheilt bleibt, wenn man es von einander trennt, das heißt man fest. Z. B. ein Stück Holz; wenn ich das von einander schneide, so bleiben die zwei Stücken getrennt; sie gehen nicht wieder zusammen in eins, wie das Wasser, und daran erkennt man einen festen Körper. Nun wirst du auch von andern Dingen sagen können, ob sie fest oder flüssig sind: z. B. der Essig, ist er fest oder flüssig?

Kind. Flüssig.

Vater. Das Bier?

Kind. Flüssig.

Vater. Der Zucker?

Kind. Fest.

Vater. Das Blut?

Kind. Flüssig.

Vater. Die Knochen?

Kind. Fest.

Vater. Die Thränen?

Kind. Flüssig.

Vater. Die Haut?

Kind. Fest.

Vater. Aus was für Theilen besteht also dein Leib? Aus festen oder flüssigen?

Kind. Aus festen und aus flüssigen.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

---

## Die Schifffahrt.

Fritzchen an seinen Freund Hänschen.

Das waren mir selige Tage!
Bewimpeltes Schifflein, o trage
Noch einmahl mein Hänschen und mich!
O wieg' uns noch einmahl behende
Von hinnen bis an der Welt Ende;
Zur Wiege begehren wir dich.

Wir fuhren und fuhren auf Wellen;
Da sprangen im Wasser die hellen,
Die silbernen Fische herauf.
Wir fuhren und fuhren durch Auen;
Da ließen die Blumen sich schauen,
Da liefen die Lämmer zu Hauf.

Wir schwebten in lüsternen Kreisen;
Da sangen die Lerchen die Weisen,
Da zirpeten Taucher im Rohr.
Wir schwebten auf strömenden Flächen;
Da rauschte Gemurmel von Bächen,
Da säuselten Lüftchen ans Ohr.

Wir spielten im treibenden Nachen,
Wir gaben uns Manches zu lachen,
Wir hatten des Spieles nicht Rast.
Wir ließen die Hörner erklingen,
Wir Alle begannen zu singen,
Und ich hielt mein Hänschen umfaßt!

Das waren mir selige Tage!
Du kleiner Gefälliger, sage:
Sie waren so selig auch mir!
Dann such' ich das Schifflein mir wieder,
Dann setz' ich mich neben dir nieder,
Und fahre durchs Leben mit dir.

Overbeck.

---

## Fritz, der Nåscher.

Fritz war ein herzensguter Junge,
Und Lernen war ihm nur ein Spiel;
Doch auf den Wohlschmack seiner Zunge
Hielt, leider! Fritzchen gar zu viel.

Ihm that's im Erd= und Himbeersuchen
Von allen Jungen keiner nach;
Und traun! er wär' um ein Stück Kuchen
Geklettert auf das Rathhausdach.

Mit Diebstahl hätt' er sein Gewissen
Um alle Welt zwar nicht beschwert;
Allein im Punkt der Leckerbissen
War's doch nicht ganz so unversehrt.

Selbst ein paar Kirschen oder Pflaumen
Zu stehlen hielt er für erlaubt;
Denn ach! ihm hatte schon sein Gaumen
Die Herrschaft über sich geraubt.

Die Speisekammer zu bemausen,
Stieg er ins Fenster einst hinein.
Da, dacht' er, giebt es was zu schmausen!
Da wird gewiß noch Torte sein!

Doch diesmahl fand der gute Schlucker
Sich sehr betrogen. Wie er sah,
Stand nichts, als nur ein wenig Zucker,
In einem irdnen Näpfchen, da.

Mit seinem nassen Finger düpfte
Der Leckermund das Näpfchen aus,
Und aus dem offnen Fenster schlüpfte
Der Dieb gleich einer Katz' heraus.

Doch bald fing er sich an zu krümmen,
Gleich einem Wurm, und ächzt' und schrie;
Denn solch ein Brennen, solch ein Grimmen
In den Gedärmen fühlt' er nie.

Vergebens war's, um Hülfe flehen;
Sein Naschen bracht' ihn mörd'risch um.
Was er für Zucker angesehen,
War größtentheils Arsenikum *).

---

## Das reinliche Kind.

Zu Paris war ein kleines Mädchen, welches man die niedliche Marion nannte.

Diese Marion war so reinlich, daß es ein Vergnügen war, sie anzusehn.

Wann sie aß, oder trank, oder spielte, nahm sie sich immer sehr in Acht, daß sie sich ja nicht beschmutzte, und sobald sie merkte, daß ihre Hände oder ihr Gesicht nur im geringsten unrein waren, gleich lief sie zu ihrer Mutter, und sagte:

*) Ein starkes Gift.

Liebe Mutter, sieh, da sitzt mir was Schmutziges: sei doch so gut, und wasche mir es ab!

Von ihrem fünften Jahre an that sie dieses selbst, und da bat sie sich nur Wasser und ein Handtuch aus, so oft sie etwas Schmutz an sich bemerkte.

Ihre Wäsche war immer weiß, wie Schnee, und an ihren Kleidern sah man niemahls etwas Beflecktes oder Zerrissenes.

Eine vornehme Dame, welche dieses an der niedlichen Marion bemerkt hatte, erzählte es der Königinn, und die Königinn befahl ihr, die kleine niedliche Marion zu ihr zu führen.

Das geschah.

Die Königinn war erfreut, das liebe kleine Geschöpf zu sehen. Marion wollte ihr den Rock küssen; aber die Königinn gab ihr einen Kuß auf den Mund.

Sie ließ auch die kleinen Prinzessinnen kommen, daß sie mit ihr spielten, und zuletzt gab sie ihr mancherlei allerliebste Spielsachen, die ganze Schürze voll.

Seht, Kinder, so macht man sich beliebt durch Reinlichkeit.

Hört nun auch, wie es einst einem unreinlichen Kinde ging.

Dieses war Kasimir der Schmutzige, in der Russischen Stadt Moskau.

Hatte man je einen jungen Schmutzlümmel gesehn, so war es dieser.

Seine Hände, sein Gesicht, seine Kleider waren immer so beschmutzt, daß er fast einem Schorsteinfeger ähnlich sah.

Wer ihn ansah, der empfand Ekel, und mußte das Gesicht von ihm wegkehren.

Eines Tages wollte der Russische Kaiser seinen Kin-

dern, den jungen Prinzen und Prinzessinnen, ein Vergnügen machen. Er befahl also, daß man hübsche Kinder aus der Stadt nach seinem Schlosse führen solle.

Unglücklicherweise führte Jemand den Kasimir auch herbei. Seine Aeltern hatten ihn zwar reinlich angezogen; aber ehe er auf dem Schlosse ankam, hatte er sich, seiner Gewohnheit nach, von unten bis oben wieder besudelt.

Jetzt trat der Kaiser in den Saal, und hatte eine rechte Freude über die vielen artigen und reinlichen Kinder, die er da versammelt sah.

Auf einmahl fiel ihm der schmutzige Kasimir in die Augen.

Wer, fragte er, hat uns dieses Schweinchen hergeführt? Fort mit ihm, zum Schorsteinfeger!

Sein Befehl wurde erfüllt. Kasimir mußte Schorsteinfeger werden.

Die andern Kindern lobte der Kaiser, und beschenkte sie, da sie wieder zu Hause gingen, mit vielen wunderschönen Sachen. E.

---

## Ein bewährtes Mittel, recht lange, recht gesund und recht froh zu leben.

Wer von euch, ihr Kinder, hat Lust, ein recht hohes Alter zu erreichen, und wer von euch wünscht, immer recht gesund und froh zu sein, der höre mir zu!

Ich habe ein sicheres Mittel dazu entdeckt; hört, wie ich das angefangen habe.

Ich las in den Zeitungen, bei London in England sei ein Mann gestorben, der habe hundert und zehn Jahre gelebt, der sei nie krank, sondern immer munter und vergnügt gewesen.

Gleich schrieb ich hin nach London, und fragte: Wie hat der Mann denn das gemacht, daß er so alt geworden und immer so gesund und so vergnügt gewesen ist? Und ich erhielt zur Antwort:

Er war immer freundlich und gefällig gegen Jedermann, zankte sich niemahls in seinem ganzen Leben, aß und trank nie mehr, als er nöthig hatte, um keinen Hunger und Durst zu leiden, und war immer fleißig und arbeitsam von früher Jugend an. Deßwegen ist er so alt geworden!

Das merkte ich mir in mein Gedächtnißbuch, worin ich Dasjenige aufzuschreiben pflege, was ich nicht wieder vergessen will.

Bald darauf las ich wieder in den Zeitungen, bei Stockholm in Schweden sei eine Frau gestorben, die habe hundert und funfzehn Jahre gelebt; die sei nie krank, sondern immer munter und vergnügt gewesen.

Gleich schrieb ich nach Stockholm, und fragte: Wie hat die Frau denn das gemacht, daß sie so alt geworden und immer so gesund und so vergnügt gewesen ist? Und ich erhielt zur Antwort:

Sie war immer eine große Freundinn von Reinlichkeit, wusch sich alle Tage nicht nur Hände und Gesicht, sondern auch den ganzen Oberleib und die Füße mit kaltem oder lauen Wasser. So oft sie aber Gelegenheit dazu hatte, tauchte sie sich ganz und gar darein. Daneben aß und trank sie keine Leckereien, kein Zuckerbrot, keinen Kaffee, keinen Thee und keinen Wein. Deßwegen ist sie so alt geworden!

Das merkte ich mir abermahls in meinem Gedächtnißbuche an.

Wiederum las ich in den Zeitungen, bei Petersburg in Rußland sei ein Mann gestorben, der habe

hundert und zwanzig Jahre gelebt; der sei nie krank, sondern immer munter und vergnügt gewesen.

Gleich schrieb ich nach Petersburg, und fragte: Wie hat der Mann denn das gemacht, daß er so alt geworden, und immer so gesund und vergnügt gewesen ist? Und ich erhielt zur Antwort:

Er stand immer früh auf, legte sich immer früh zu Bette, schlief nie mehr, als sieben Stunden, war nie müßig, arbeitete oft und viel in freier Luft, besonders in seinem Garten, saß und ging nie krumm oder schief, sondern immer ganz gerade, und verschmähete von ganzem Herzen die üppigen Vergnügungen der Stadtleute, an welchen er nie Theil nahm. Deßwegen ist er so alt geworden!

Ich schrieb mir auch dieses in mein Gedächtnißbuch.

Endlich las ich noch einmahl in den Zeitungen, bei Edinburg in Schottland lebe noch jetzt ein Mann von hundert und zwanzig Jahren, der sei auch nie krank, sondern immer munter und vergnügt gewesen.

Gleich schrieb ich auch nach Edinburg, und fragte: Wie hat der Mann denn das gemacht, daß er so alt geworden, und immer so vergnügt gewesen ist? Und ich erhielt zur Antwort:

Er hat es eben so gemacht, wie der alte Mann bei London, wie die alte Frau bei Stockholm und wie der alte Mann bei Petersburg. Er hat sich aber auch besonders von früher Jugend an recht hart gewöhnt, hat nie über Frost oder Hitze, oder über andere Beschwerlichkeiten geklagt; er war bei Tage nie zu warm gekleidet, und des Nachts nie mit Federbetten bedeckt; er genoß immer die einfachsten und natürlichsten Nahrungsmittel, und war nie müßig. Besonders rühmt man von ihm, daß er in seiner Jugend seinen Aeltern und Lehrern im

mer viele Freude gemacht habe. Deßwegen ist er so alt geworden!

Nachdem ich auch dieses aufgeschrieben hatte, dachte ich bei mir selbst: nun wärest du ja wol ein großer Narr, wenn du es nicht eben so machen wolltest, wie diese Leute es gemacht haben!

Ich schrieb mir also Alles, was man von diesen alten und glücklichen Leuten mir gemeldet hatte, auf eine weiße Tafel, und hing diese Tafel über meinem Schreibpult auf, damit es mir immer vor Augen schwebe, was ich thun und lassen müsse, um eben so lange und eben so vergnügt zu leben.

Alle Morgen und alle Abende las ich nun, was auf dieser Tafel stand, und bemühete mich, so viel mir immer möglich war, das Alles eben so gut zu machen.

Und nun kann ich euch, ihr lieben Kinder, als ein ehrlicher Mann versichern, daß ich seit der Zeit viel gesunder und vergnügter gewesen bin, als ich jemahls war.

Sonst hatte ich fast alle Tage Kopfweh; jetzt alle Vierteljahre kaum noch ein einziges Mahl.

Sonst durfte ich, so oft es regnete, oder schneite, oder windig war, nicht aus der Stube gehn, wenn ich nicht Schnupfen, Husten oder Bauchweh haben wollte; jetzt gehe ich alle Tage bei jeder Witterung aus, und kriege keinen Schnupfen, keinen Husten und kein Bauchweh mehr.

Sonst konnte ich keine halbe Stunde gehn, ohne daß ich müde, entkräftet oder schwindelig wurde; jetzt kann ich vier Meilen wandern, ohne müde, entkräftet oder schwindelig zu werden.

Ihr könnt denken, wie ich mich darüber freuen muß! Denn es ist doch gar zu schön, immer recht gesund, frisch und stark zu sein!

Aber ganz will es doch noch nicht mit mir gehn; Alles, was die alten Leute thaten, kann ich doch noch nicht nachmachen. Den Kaffee, zum Beispiel, den ich auch abgeschafft hatte, habe ich wieder anfangen müssen zu trinken, weil ich sonst nicht gut mit dem Kopfe arbeiten konnte.

Das machte mich bekümmert, und ich schrieb deßwegen an den alten Mann bei Edinburg, um zu hören, was doch wol die Ursache sei, warum ich noch nicht in allen Stücken es eben so machen könne, als er?

Und der alte Mann bei Edinburg antwortete mir: das komme daher, daß ich nicht früh genug, nicht schon als Kind so zu leben angefangen habe. Jung gewohnt, alt gethan! sagte er; jetzt sei ich schon viel zu alt dazu, um mich so sehr abzuhärten, daß ich eben so lange und eben so gesund und vergnügt, als er, leben könne. Aber ich solle doch nur fortfahren, mich nach ihm zu richten, so viel ich könne, so werde ich wenigstens gesunder sein und älter werden, als Andere, die es nicht so machen.

Da dachte ich in meinem Sinn: ach, wer doch nur noch jung wäre! Wie wollte ich mich bestreben, alles Dasjenige zu thun, was man thun muß, um es eben so weit in der Welt zu bringen, als jene alten Leute es gebracht haben!

Hätte mir das doch Einer in meiner Jugend schon gesagt!

Glückliche Kinder, die ihr dies leset, da ihr noch jung seid, und noch Alles nachmachen könnt.

Was hindert euch, künftig eben so gesund, eben so vergnügt und eben so lange zu leben, als der alte Mann bei London, die alte Frau bei Stockholm, und die alten Männer bei Petersburg und Edinburg?

Glückliche Kinder! C.

---

## Die Fischer.

Es wohnt, ein Herr von Haren,
Vor etwa funfzehn Jahren,
Auf seinem Gute Wölbst.
Der hatte seine Freude
An seinen Söhnen; Beide
Erzog der Vater selbst.

Er ließ, sie zu vergnügen,
Bald einen Drachen fliegen,
Bald ihnen, doch von fern,
Im Forst die Eber zeigen,
Und bald Raketen steigen
Bis an den nächsten Stern.

Auf einem Teich, der mitten
Im Garten lag, durchschnitten
Sie oft auf einem Kahn
Die kleinen krausen Fluten,
Mit ihren Angelruthen
Den giergen Hecht zu fahn.

Dies Fischen und dies Wiegen
Im Kahn war ein Vergnügen,
Das gern sich Tag für Tag
Gemacht die Junker hätten,
Nur daß der Kahn an Ketten
Und einem Schlosse lag.

Als Herr und Frau von Haren
Einst in der Kirche waren

Und sich deß nicht versahn,
Da suchten ihre Jungen
Den Schlüssel, ach! und sprungen
Damit fort nach dem Kahn.

Bei herzlich-frohem Muthe
Schwebt' ihre Angelruthe
Nun mitten über'n Teich.
He! rief ein Hirt, der nahe
Am Zaun stand und dies sahe,
Säh jetzt der Vater euch!

Doch unsre Junker kehrten
Den Rücken ihm, und hörten
Die Warnung kaum mit an.
Jetzt zuckt die Schnur; o Freude!
O, großer Fang für Beide!
Ein Karpfen hängt daran.

Der Eine bückt sich über
Den Rand des Kahns; darüber
Wird ihm der Kopf zu schwer.
Der Bruder will nicht sinken
Ihn lassen: Beid' ertrinken.
* * *
Folgt ihr den Aeltern mehr!

Overbeck.

---

## Die Freuden des Stadtlebens.

Karl, der achtjährige Sohn eines Landpredigers, hatte bisher die vielen Freuden genossen, welche das Landleben gewährt.

Ihr Stadtkinder, wollt ihr hören, worin diese Freuden bestanden? Ich will sie euch erzählen.

Früh Morgens um sechs Uhr war er schon mit seinem Vater im Garten, und was gab es da?

O, da gab es eine frische, stärkende Morgenluft und herrlichen Sonnenschein, die Einem das Herz so groß, so fröhlich machen!

Da gab es Blumen von allerlei Farben und Gestalten, die einen so süßen Wohlgeruch aushauchen!

Da gab's Erdbeeren, Johannisbeeren, Kirschen, Pflaumen, Stachelbeeren, Aepfel, Birnen, Aprikosen, Pfirsichen und Himbeeren!

Da gab es auch ein kleines Gärtchen, das unserm Karl ganz allein gehörte, das er selbst bearbeiten, bepflanzen und begießen half; und was in diesem Gärtchen wuchs, das kaufte die Mutter ihm für blanke Groschen ab.

Da war auch ein Bach, der den Garten umfloß, und in dem Bache waren Fische! Da stellte denn der Vater des Abends Reusen aus, und des Morgens lief er hin mit Karln, zu sehn, wie viel sie jedesmahl gefangen hatten.

Wenn dieses geschehen war, so durfte Karl mit seinen Schwestern noch eine ganze Stunde im Garten spielen; dann kam der Vater, und setzte sich mit ihnen in eine Laube, und lehrte ihnen tausend angenehme und nützliche Sachen, bald Dieses, bald Jenes.

So verstrichen ein paar Stunden, ohne daß sie wußten, wie?

Nun ging Karl mit dem Vater wieder an den Bach. Sie entkleideten sich, und plunsch! sprangen Beide ins Wasser, und plätscherten, wie die Enten.

O, das war euch eine rechte Herzenslust!

Erquickt und gestärkt durch das kühle Bad, ging Jeder an seine Gartenarbeit; oder man besuchte das Feld, die schönen Saaten zu besehen, oder die Weide, wo das Vieh ging.

Da hatte Karl sein eignes Schäfchen und sein eigenes Lämmchen, die ihm gleich entgegensprangen, um aus seiner Hand das Brot zu empfangen, welches er ihnen mitzubringen pflegte.

Er hatte auch sein Hühnchen, und sein Paar Täubchen, die so zahm waren, daß sie ihm auf Hand und Schulter flogen, so oft er sich nur blicken ließ.

Nach dem Mittagsessen wurde wiederum eine ganze Stunde in dem Garten gespielt. Dann setzte der Vater sich abermahls mit den Kindern in die Laube, und wußte ihnen so vielerlei zu sagen und zu erzählen, daß sie nicht merkten, wo ihnen die Zeit blieb.

Zwischendurch wurde mit einer Armbrust nach dem Ziele geschossen, oder geangelt, oder Kegel geschoben, oder sonst etwas zur Erholung vorgenommen.

Dann erschien die Mutter mit einer Schale voll süßer Milch und Erdbeeren, oder was sonst die Jahrszeit eben mit sich brachte. Der Vater schüttelte Obst, und die Kinder lasen auf.

Den Rest des Tages brachte man mit Gartenarbeit und mit Spielen hin.

Im Herbst hatte Karl seinen Donenstieg im nahen Walde, um im Winter — o, da gab's erst recht ein königliches Vergnügen, wenn der Teich mit spiegelhellem Eise bedeckt war!

Da wurden Schrittschuhe angeschnallt, und nun flog Karl, so klein er auch noch war, wie ein Vogel dahin!

Der Sommer brachte ihm tausend Freuden, aber so bald die Zeit des Eislaufs gekommen war, gestand er

doch, daß kein anderes Vergnügen damit zu verglei-chen sei.

Seht, Kinder, so waren unserm Karl die Tage ver-flossen! Nicht wahr, das konnte man doch ein angeneh-mes Leben nennen? Karl hielt es selbst dafür, und war deßwegen sehr zufrieden und glücklich.

Einst besuchte ihn ein junger Vetter aus der Stadt. Der schwatzte ihm so viel von Stadtlustbarkeiten — von prächtigen Mahlzeiten, schönen Häusern, schönen Kleidern, Schauspielen, Bällen und Mummereien — vor, daß dem armen Jungen der Kopf davon schwin-delte.

Von dem Augenblicke an sehnte er sich, in der Stadt zu sein; und da sein Vater dieses merkte, sagte er zu ihm:

Höre, Karl, ich weiß zwar, daß dein Wunsch, in der Stadt zu leben, thöricht ist; aber ich will ihn den-noch dir gewähren, damit du aus deiner eigenen Erfah-rung lernest, was für ein Unterschied zwischen natürli-chen und üppigen Vergnügungen ist. Mache dich fertig! Morgen sollst du mit deinem Vetter dahin reisen.

Karl war vor Freuden außer sich. Er packte seine besten Kleidungsstücke in einen Koffer, und am folgen-den Morgen gings fort zur Stadt.

Was er für Augen machte, da er nun ins Thor fuhr, und zum ersten Mahl das Gewühl einer großen und volkreichen Stadt, und die schön bemahlten Häu-ser sah!

Ach, wie schön es hier ist! rief er einmahl über das andere aus. — O, das ist noch nichts! antwortete der Vetter, du sollst noch andere Dinge zu sehn kriegen.

Jetzt waren sie angekommen. Das väterliche Haus des kleinen Vetters glänzte von prächtigem Hausgeräth, und die Leute darin waren so geputzt, daß der arme

Karl in seiner ländlichen Kleidung wie ein kleiner Bauer gegen sie abstach.

Komm, sagte er zu seinem Vetter, laß uns in euren Garten gehn; es wird mir hier so bange!

In unsern Garten? antwortete dieser; wir haben keinen!

Keinen Garten? — Nun, so laß uns nur auf euren Hof gehn!

Was nennst du unsern Hof? Wir haben keinen.

I, wo habt ihr denn eure Kegelbahn?

Nirgends, lieber Karl; hier in der Stadt hat man so was nicht.

Nicht? — Nun, so laß uns zu eurem Bache gehn, um uns zu baden!

Ja, wer einen Bach hätte! Sieh, Karl, hier an unser Haus stoßen hinten und auf beiden Seiten drei andere Häuser, und an diese wieder andere, und das geht so fort durch die ganze Stadt. Da sind keine Gärten, keine Bäche; nichts als Häuser und Straßen.

Nun, so laß uns auf die Straße gehn und Ball spielen?

Ja, das schickt sich nicht!

Warum nicht?

Da würden uns die Leute für Gassenjungen halten.

Karl seufzte aus tiefer Brust; aber was war zu thun? Er war nun einmahl in der Stadt, und mußte aushalten.

Jetzt hatte sich die Abendgesellschaft eingefunden, und die Kinder wurden gerufen, um den Gästen ihre Aufwartung zu machen. Karl mußte mit.

Wie erschrak er, da er in einen hellerleuchteten Saal voll prächtig gekleideter Damen und Herren trat, die ihn alle mit großen Augen ansahen!

Was ist das für ein Bauerknabe? fragte eine Dame, indem sie mit dem Fächer auf Karl wies.

Die Frau vom Hause antwortete: es sei ihr kleiner Vetter vom Lande, der erst eben angekommen sei; man habe noch keine Zeit gehabt, ihn ordentlich zu kleiden, und bitte deßwegen um Entschuldigung.

Karl stand auf Kohlen. Komm, sagte er zu seinem Vetter, laß uns nun wieder in die andere Stube gehn!

Das schickt sich nicht, antwortete der Vetter; wir müssen nun wenigstens eine Stunde hier bleiben.

Wird denn nicht bald gegessen werden? fragte Karl, und der Vetter antwortete:

Gegessen? Wo denkst du hin? Es geht ja erst auf sieben, und vor zehn Uhr wird hier nicht zu Tisch gegangen.

Ach, du lieber Himmel! seufzte Karl. — Bis zehn Uhr wird gespielt! fuhr der Vetter fort.

Gespielt? O, das ist gut! So wird uns doch die Zeit nicht lange werden.

Ja, aber wir spielen nicht mit; man spielt mit Karten, und das thun nur die großen Leute; wir Kleinen müssen zusehen.

Ach, du lieber Himmel! seufzte Karl von neuen. Wie wirds mir hier gehn!

Jetzt wurden die Spieltische herbeigebracht; Alle setzten sich, und fingen an zu spielen; nur die Kinder blieben müßig.

Karl trippelte, gähnte, seufzte; aber Keiner hatte Acht auf ihn, Keiner gab sich mit ihm ab.

Ein paar Mahl traten ihm die Thränen in die Augen; aber da half nun einmahl nichts, er mußte aushalten.

Endlich sank er vor Müdigkeit auf einen Stuhl, der in der Ecke stand, und schlief ein.

Kaum mochte er fünf Minuten genickt haben, so verlor er das Gleichgewicht, und fiel mit großem Gepolter zur Erde.

Das machte nun ein allgemeines Aufsehn; Aller Augen waren auf ihn gerichtet; er stand mit Verwirrung wieder auf, und der Herr des Hauses sprach zu ihm:

Ei, ei, Karl! Führt man sich so in einer artigen Gesellschaft auf! Erinnere dich, daß du jetzt in der Stadt, und nicht bei deinen Bauern auf dem Lande bist!

Ach, du lieber Himmel! sagte Karl, ich habe ja nichts gethan; ich habe ja nur geschlafen, und da bin ich vom Stuhle gefallen!

Die ganze Gesellschaft brach in ein lautes Gelächter aus, und der Hausherr antwortete:

Aber man muß jetzt nicht schlafen, und es ist ungeschickt, vom Stuhle zu fallen.

Karl fing an zu weinen.

Bringt ihn hinunter, bis zum Essen gerufen wird, sagte die Hausfrau. Und so wurde der arme Junge in das Wohnzimmer geführt, wo sein kleiner Vetter zwar zuweilen zu ihm kam, aber doch nicht bei ihm bleiben konnte, weil er von Zeit zu Zeit wieder zu der Gesellschaft mußte.

Ach! seufzte nunmehr Karl, was für ein Narr bin ich gewesen, daß ich glaubte, in der Stadt sei's besser, als auf dem Lande!

Gegen zehn Uhr wurde er zu Tische gerufen. Da gab es zwanzigerlei Speisen, wovon die eine immer noch besser schmeckte als die andere; auch Zuckerwerk, Eingemachtes und Früchte — Alles von herrlichem Geschmack und in großem Ueberfluß.

Karl aß von Allem, ließ es sich trefflich schmecken, und dachte bei sich selbst: dasmahl ist es doch besser in

der Stadt; so was haben wir doch bei uns auf dem Lande nicht!

Die Mahlzeit dauerte bis nach Mitternacht. Karls kleiner Magen war zur Ungebühr ausgedehnt, und seine Augen waren voll Schlafs.

Man brachte ihn zu Bette; aber wehe! wie gings ihm, da er ein paar Stunden geschlafen hatte!

Er erwachte von schrecklichen Bauchschmerzen, mußte oft aufstehen, und konnte die ganze Nacht kein Auge mehr zuthun.

Erst um acht Uhr stand man in diesem Hause auf, und eher konnte er auch keine Hülfe bekommen. Jetzt mußte er Arzenei einnehmen, und die Bauchschmerzen verließen ihn.

Nun wünschte er auszugehn, um die Stadt in Augenschein zu nehmen. Aber man sagte ihm, es schicke sich nicht, sich auf der Straße sehen zu lassen, ehe das Haar gehörig gekräuselt sei, und der Haarkräusler blieb unglücklicher Weise aus.

Karl mußte also bis zwei Uhr, da man zu Tische ging, sich mit langer Weile quälen.

Um vier Uhr erschien endlich der Haarkräusler; aber ehe er an Karls Kopf kam, schlug die Glocke fünf.

Nun saß er unter den Händen des Haarkräuslers; der zerrte, zupfte und riß ihn an den Haaren, daß ihm die Thränen aus den Augen liefen. Weil er noch niemahls aufgesetzt worden war, so währte es eine Stunde und darüber, ehe der Künstler sein Werk vollendet hatte.

Jetzt war es geschehn, und nachdem Karl sein bestes Kleid angelegt hatte, hieß es, daß man ihm nun auch ein Vergnügen machen wolle.

Nun wirds kommen! dachte Karl, sprang vor Freuden in die Höhe, fiel seinem kleinen Vetter um den

Hals, fing an mit ihm zu ringen, und bauz! lagen Beide auf der Erde.

Karl war unglücklicherweise unten zu liegen gekommen; das war er nicht gewohnt; er rang also so lange, bis er den Vetter unterkriegte. Der Haarputz ging darüber rein verloren.

In diesem Augenblicke traten des Vetters Aeltern in die Stube. Himmel! wie die die Hände zusammenschlugen!

Karl meinte: es sei ja nur Spaß gewesen; aber da kam er an! So ein Spaß, hieß es, sei ein bäuerischer Spaß; den könne er auf dem Lande machen. Wenn er aber in der Stadt sein wolle, so müsse er sich nach den Sitten der Stadtleute richten.

Das vorgehabte Vergnügen, welches in einem Lustgange bestand, unterblieb; der Vetter kriegte Stubenarrest; Karl brachte den ganzen Abend mit Weinen zu, und am folgenden Morgen bat er, unter heißen Thränen, daß man ihn wieder zu seinem Vater aufs Land schicken möge. E.

---

## Liebe und Gehorsam gegen die Aeltern.

O Gott, mein Vater, dein Gebot
Sei mir ins Herz geschrieben:
Den Aeltern sollst du bis in Tod
Gehorchen und sie lieben.
O, dieser theuren, süßen Pflicht
Vergesse meine Seele nicht!

Nun, weil ich lebe, will ich sie
Von ganzem Herzen lieben,
Gern ihnen folgen, und sie nie
Erzürnen, nie betrüben;
Durch Sittsamkeit sie zu erfreun,
Das müsse meine Freude sein!

Von meiner ersten Kindheit an
Erzeigten sie mir Gutes!
Mehr, als ich je vergelten kann,
Erzeigten sie mir Gutes;

Und noch sind sie für mich, ihr Kind,
So zärtlich und so treu gesinnt!

So lang' ich lebe, will ich sie
Auch wieder zärtlich lieben,
Gern ihnen folgen, und sie nie
Erzürnen, nie betrüben.
Erwachsen einst, wie jetzt noch klein,
Will ich der Aeltern Freude sein.

Overbeck.

---

## Folgen der Ordnung und Unordnung.

Karl und Ernestinchen waren Geschwister, aber von verschiedener Gemüthsart.

Karl war die Ordnung selbst; seine Kleider hielt er immer reinlich; seine Spielsachen und seine Bücher standen immer am rechten Orte. Alles, was seine Aeltern ihm geschenkt hatten, das schonte und verwahrte er, als ein Heiligthum.

Ernestinchen that von diesem Allem das Gegentheil. Ihre Kleidungsstücke waren fast immer beschmutzt oder zerrissen. Ihre Puppe lag des Tages wol zehnmahl auf der Erde; ihre übrigen Spielsachen waren fast immer verpoltert, und so oft sie zur Schule gehen sollte, mußte man erst das ganze Haus durchsuchen, um ihre Bücher zu finden.

Karl, sagte der Vater oft, indem er ihn in seine Arme schloß, wenn du fortfährst, so ordentlich und sparsam in allen deinen Sachen zu sein, so wird es dir gewiß wohl gehn, du wirst ein braver und zugleich ein wohlhabender Mann werden.

Ernestine, sagte die bekümmerte Mutter oft, wenn du fortfährst, so unordentlich und nachläßig mit deinen Sachen umzugehn, so wirst du einst in Armuth und große Noth gerathen.

Nun hört, ihr lieben Kinder, wie diese Vorhersagung an Beiden in Erfüllung ging!

Karl lernte die Handlung. So wie er, als Kind, es mit seinen Spielsachen und mit seinen Büchern ge-

macht hatte, so machte er es jetzt mit Allem, was sein Herr ihm anvertrauete.

Er hielt Alles zu Rathe, er legte Alles an seinen rechten Ort.

Sah er irgendwo ein Blatt weggeworfenes Papier liegen, so nahm er es auf, um gelegentlich etwas darein zu wickeln.

Fand er irgendwo ein Endchen Bindfaden, so legte er es in eine besondere Schublade, um es gelegentlich zu gebrauchen, wenn er Packete machen mußte.

Seine Wäsche war immer weiß, seine Kleidung immer reinlich, und so lange er in der Lehre stand, hatte man kein einziges Beispiel, daß er aus Unvorsichtigkeit oder Gedankenlosigkeit irgend ein Gefäß zerbrochen hätte.

Sein Herr bemerkte diese schöne Tugend bald an ihm, und gewann ihn deßwegen lieb.

Er vertrauete ihm immer mehr an, lieh ihm auch etwas Geld, um einen kleinen Handel für sich zu führen, und da er sah, wie sehr ihm Alles glückte, und wie sparsam er Alles zu Rathe hielt, so beschloß er, noch mehr für ihn zu thun.

Er hatte eine einzige Tochter, ein gutes, wohlgezognes Mädchen, und durch Klugheit, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit hatte er sich ein großes Vermögen erworben.

Einst wurde Karl, der nun schon sechs und zwanzig Jahre alt geworden war, zu ihm in seine Schreibstube gerufen.

Er wußte nicht, was er da sollte; aber wie erstaunte er, da sein Herr ihn umarmte, und zu ihm sagte:

Lieber Karl, Ihr ordentliches und sparsames Betragen hat Ihnen meine ganze Liebe erworben.

Ich bin alt, habe, wie Sie wissen, nur eine einzige Tochter, und der Himmel hat mich mit vielen Gütern gesegnet.

Bevor ich sterbe, wünschte ich diese meine Tochter einem so ordentlichen und tugendhaften Manne zu geben, als Sie sind. Gefällt sie Ihnen, und glauben Sie glücklich mit ihr leben zu können, so sei sie die Ihrige, und mein ganzes Vermögen dazu!

Der junge Mann konnte vor Erstaunen und Freude nicht antworten. Er bückte sich auf die Hand des guten Alten, und benetzte sie mit Thränen der Dankbarkeit.

Die Vermählung wurde bald darauf vollzogen; Karl sah sich im Besitz einer liebenswürdigen Gattinn und eines großen Vermögens. Er lebte selbst glücklich, und sah sich im Stande, einige hundert Nothleidende mit seinem Ueberflusse zu unterstützen.

Das war die Folge des ordentlichen und sparsamen Lebens, wozu er schon als Kind sich gewöhnt hatte. —

Nun hört auch, wie es seiner Schwester, Ernestinen, der Unordentlichen, ging!

So wie sie als Kind gewesen war, blieb sie auch ihr ganzes Leben hindurch.

Ihre Aeltern starben, da sie sechzehn Jahr alt war, und was sie ihr nachließen, das ging schon acht Tage darauf, durch Ernestinens Schuld, verloren.

Weil sie auf nichts recht achtete, so ließ sie, da sie des Abends mit einem Lichte in die Kammer ging, einen Funken fallen; der Funken zündete, und ehe eine Stunde verging, stand ihr ganzes Haus in Flammen.

Sie selbst konnte sich nur eben noch durchs Fenster retten; ihr Haus, ihre Möbeln, ihre Kleider — kurz Alles, was sie hatte, wurde vom Feuer verzehrt.

Zwar schenkten mitleidige Leute ihr schon am folgenden Tage so viele Kleider wieder, daß sie anständig erscheinen konnte; aber sie beschmutzte und zerriß dieselben in so kurzer Zeit, daß Keiner Lust hatte, ihr abermahls etwas zu schenken.

Eine reiche Frau, die von ihrem Unglücke gehört hatte, nahm sie zu sich, und versprach ihr ein ansehnliches Jahrgeld, wenn sie ihr helfen würde, die Haushaltung zu führen.

Da sollte sie nun danach sehen, daß die Bedienten und Mägde Alles hübsch ordentlich machten, daß Alles hübsch an seinen rechten Ort gesetzt werde, und daß Alles nett und rein sei.

Aber wie wenig war sie dazu geschickt!

So oft sie zu Tische kam, sah sie selbst wie ein Aschenbrödel aus. Alles, was sie unter den Händen hatte, wurde beschmutzt, zerrissen, zerbrochen oder gestohlen. Die Bedienten, die sie zur Ordnung anhalten sollte, wurden in kurzer Zeit eben so unordentlich, als sie selbst war. Alles gerieth in Verwirrung.

Die Frau, welche so was in ihrem Hause nicht gewohnt war, machte ihr anfangs sanfte, dann harte Vorwürfe. Dann weinte Ernestine, und versprach, sich zu bessern. Aber schon am folgenden Tage war Alles wieder in eben der Unordnung.

Endlich wurde sie abgedankt.

Nun irrte sie verlassen und nothleidend umher. Zuweilen fanden sich wieder mitleidige Leute, welche ihr helfen wollten; aber wenn sie einen Versuch mit ihr machten, so sahen sie bald, daß sie zu nichts zu gebrauchen war, und zogen die Hand von ihr ab.

Jetzt mußte sie betteln gehen.

Einst begegnete sie auf der Landstraße einem wohlgekleideten Herrn zu Pferde. Sie zeigte ihm ihre Lumpen und ihr abgehungertes Gesicht, und bat ihn um ein kleines Almosen.

Der wohlgekleidete Herr fragte sie nach ihrer Herkunft, und o Himmel! wie erschrak er, da er aus ihren Antworten erkannte, daß sie seine Schwester Ernestine sei!

Er nahm sie mit sich in das nächste Städtchen, ließ sie kleiden, miethete ihr ein kleines Haus, und versprach, ihr alle Jahr so viel Geld zu schicken, daß sie anständig davon leben könne.

Das that er auch; aber Ernestine kam dennoch nie auf einen grünen Zweig. Wenn ihr guter Bruder Karl ihr heute hundert Thaler schickte, so waren sie acht Tage darauf gemeiniglich schon verplämpert. Da mußte sie denn wieder Noth leiden, bis ein neues Geschenk von ihrem Bruder ankam.

So sehr waren Unordnung und Verschwendung ihr nun schon zur andern Natur geworden!

Sie lebte noch sechs Jahr, fast immer in Armuth und Elend, ungeachtet ihr guter Bruder ihr jährlich über vierhundert Thaler schickte.

Endlich starb sie auf einem Strohlager, denn ihre Betten hatte sie verkaufen müssen, und die Verachtung aller Menschen folgte ihr bis ins Grab.

Seht, Kinder, so geht es Denen, die nicht in ihrer Jugend schon sich an Ordnung, Sparsamkeit und gute Haushaltung gewöhnen! E.

---

# Sämmtliche

# Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

---

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

---

Drittes Bändchen.

---

## Kinderbibliothek.

Zweiter Theil.

---

In der Reihe die vierzehnte Original-Auflage.

---

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

# Inhalt.

Seite

## Der kleine Vogelfänger.

Peter (stürzt ins Zimmer).

O Mutter! Mutter! sieh einmahl,
Was ich hier hab'! ein Vögelchen, o sieh!

Mutter.

Ich seh'! Wer gab es dir?

Peter.

Ich selbst!
Auf seinem Neste fing ich es.

Mutter.

Und in dem Nest'?

Peter.

O, in dem Neste war
Ein ganzes Nest voll Jungen; ach, so klein,
So klein! Und ohne Federn noch!

Mutter.

Und was gedenkst du ihm zu thun?

Peter.

In einen Käfich setz' ich es, und dann
Häng' ich es hier ans Fenster hin.

Mutter.

Und dann?

Peter.

Geb' ich ihm Zuckerbrot,
Und Korn, und Milch, so viel es mag!

Mutter.

Und seine Jungen?

Peter.

O die hol' ich gleich;
Die sollen auch im Käfich wohnen!

Mutter.

So?
Allein, ich sorge, Kind, daß man
In diesem Augenblick, dich selbst
Zu holen, kommen wird.

Peter.

Wohin?

Mutter.

Zu deinem Vater.

Peter.

I, wo ist denn der?

Mutter.

In einem Loch, das man Gefängniß nennt.
Da soll er — so befiehlt der Fürst —
Zeitlebens sitzen, du mit ihm.

Peter (weinend).

Der böse, böse Fürst!

Mutter.

Warum?
Er will euch ja nichts thun; ihr sollt
Dort Alles haben, was ihr wünscht;
Nur sollt ihr nie heraus, nie mich,
Nie unsern Garten wiedersehn. —
Du weinst? Bedenke doch, der Fürst
Thut dir ja nur, was du dem Vogel thust!

Peter

(noch immer weinend, indem er den Vogel fliegen läßt).

Den Vogel mag ich nun nicht mehr.

Mutter.

Komm, armer Junge, setze dich

Auf meinen Schooß, und hör' mir zu.
Zu deinem Besten hab' ich dich
Umsonst erschreckt. Dein Vater ist
Nicht im Gefängniß; dich, mein Kind,
Wird Keiner holen. Sieh, ich wollte nur,
Du sollest fühlen, daß es böse sei,
Wenn einem armen Thierchen man
So ohne Noth das Leben bitter macht.
So wie jetzt dir zu Muthe war,
So war's dem Vogel auch, als du
Ihn fingst; was das Gefängniß dir,
Das war der Käfich ihm. Denn, Kind,
Auch Thieren ist die Freiheit werth,
Und ein Tirann ist Der, der ohne Noth
Sie ihnen raubt. Nicht wahr, mein Sohn,
Das hast du nicht bedacht?

Peter.

Ach nein!
Das hab' ich wirklich nicht bedacht!

Mutter.

So denke künftig dran, und laß
Nie aus der Acht, daß unser Vater, Gott,
Die Thiere, so wie uns, zur Freude schuf;
Und daß, wer ohne Noth sie quält,
Ein Wütrich ist, der nicht verdient,
Daß unser guter Vater, Gott,
Ihm selbst ein frohes Leben schenkt.

E.

---

## An den Kristmonat.

Der du mit Frost und Eise
Die armen Leute plagst,
Und grau, wie eine Meise,
Den schönen Himmel machst;
Der du uns kurze Tage
Und lange Nächte giebst,
Und, ach! zu meiner Plage
Das Stubensitzen liebst:

Ich mag dich gar nicht leiden,
Du rauher, kalter Mann!
Du raubst mir gar viel Freuden,
Und stellst dich gräulich an.
Du gönnest mir das Gehen
In Feld' und Walde nicht;
Ich soll durch Glas nur sehen,
Ich armer kleiner Wicht!

Die traurigen vier Wände
Sind meine liebe Noth;
Das Sitzen hat kein Ende,
Ich sitze mich noch todt.
Und, gleich als obs im Zimmer
Noch wunderherrlich wär',
Da heulst du draußen immer,
Und plätscherst hinterher.

Mit deinen Weihnachtsgaben
Hast du wol oft bethört
So manchen armen Knaben,
Daß er nicht aufgehört,

Dich herzuwünschen. Denke
Nur nicht zu schlecht von mir;
Was nützt mir dein Geschenke
Mit Regen vor der Thür?

Da kommt mir etwa eben
Ein Hut, ein neues Kleid. —
Wozu wird mir's gegeben?
Ich mache mich bereit,
Ich putze mich aufs beste —
Allein, da fällt ein Sprang! *)
Fort, Hut und Kleid und Weste,
Fort, in den Kleiderschrank!

Und dann die paar Rosinen
Und Feigen, die du hast;
Sie sollen ja nicht dienen,
Und sind dem Bauch zur Last.
Nein, frisches Obst vom Baume,
So aus der ersten Hand,
Das, das behagt dem Gaume;
Gedörrtes ist nur Tand.

Es lebe mir, es lebe
Der Sommer, warm und schön!
Der Kirschbaum und die Rebe
Sind nicht vorbeizugehn!
Das Beet voll Rittersporen
Ist herrlich auch zu sehn!
Dezember, hast verloren;
Der Sommer nur ist schön!

Overbeck.

*) Ein Regenschauer.

## Gespräch
über das vorstehende Gedicht.

Fritz.

Vater, wie gefällt dir das Lied?

Vater.

Recht gut.

Fritz.

Mir nicht.

Vater.

Warum nicht?

Fritz.

I, das muß ja wol ein verzogener Weichling gewesen sein, der das gemacht hat!

Vater.

Ei, ei, Fritz, so rasch im Verurtheilen?

Fritz.

Ja, Vater, warum winselt er so über den Winter, als wenn, ich weiß nicht was für ein Unglück wäre!

Vater.

Aber ist es denn nicht wahr, Fritz, daß es im Winter stürmt, schneit, friert? —

Fritz.

Ja, aber deswegen ist es ja auch Winter! Und was thut das?

Vater.

Nun, es ist aber doch nicht angenehm, wenn Einem der kalte Nordwind so um die Nase bläſ't!

Fritz.

Ja, aber was thut das?

Vater.

Oder, wenns oft vier Wochen hinter einander regnet, daß man fast gar nicht aus dem Hause gehen kann!

Fritz.

Ja, aber was thut das? — O, und ich gehe doch hinaus, wenns schon ein wenig regnet!

Vater.

Freilich, wenn man sich etwas hart gewöhnt hat, so nimmt mans so genau nun eben nicht.

Fritz.

Na, warum hat der Mann sich nicht auch so gewöhnt? So brauchte er nicht so zu winseln.

Vater.

Vielleicht verstehst du ihn unrecht; seine Meinung war wol nur, daß der Winter nicht völlig so angenehm, als der Sommer, wäre.

Fritz.

So hätte er das sagen sollen. Aber er sagt ja: der Sommer wäre nur allein schön; und das ist doch nicht recht gesprochen! O, wenn der Teich erst zugefroren ist, und wir dann auf Schrittschuhen laufen! Oder wenn Schnee gefallen ist, und wir dann im Schlitten fahren, das ist doch auch gewiß recht schön!

Vater.

Du hast Recht, Fritz; der Winter hat seine Freuden so gut, als der Sommer, und es freut mich, daß du das erkennst. Ein unverwöhnter, unverzärtelter und arbeitsamer Mensch kann in jeder Jahrszeit vergnügt sein; und es ist Thorheit oder Undank gegen den Schöpfer der Welt, wenn man bei jedem rauhen Lüftchen, welches uns anwehet, sogleich in Seufzer, Murren oder Klagen ausbricht. Aber dem Verfasser unsers Liedes thust du dennoch Unrecht, Fritz!

Fritz.

Ja, warum?

Vater.

Wenn der Mahler einen verzärtelten Menschen mitten im Sommer in Pelzwerk eingehüllt und am hellen Kaminfeuer sitzend mahlte: was würdest du sagen? Etwa, daß er selbst ein großer Weichling sein müsse?

Fritz.

Nein! Ich würde nur sagen, daß er einen Weichling gemahlt habe.

Vater.

Recht gesprochen! Aber eben so billig solltest du nun auch in deinem Urtheile über den Dichter sein, der unser Lied an den Wintermonat machte. Denn Mahler und Dichter sind fast einerlei, nur daß Jener mit Farben, Dieser mit Worten mahlt; Beide wollen nur Etwas darstellen, oder ein Bild von Etwas machen.

Fritz.

Ja, dann!

Vater.

Unser Dichter, den ich sehr gut kenne, und der gewiß kein Weichling ist, wollte bloß beschreiben, was ein verzärteltes Stadtkind denkt und spricht, wenns im Winter etwas rauh ist; muß er nun deswegen selbst ein verzärtelter Mensch sein?

Fritz.

Nein! — aber daran hatte ich nicht gedacht.

Vater.

Also abermahls eine Warnung, daß du künftig behutsamer im Urtheilen, und nicht sogleich mit deinem Tadel bei der Hand sein mußt! Fast jede Sache hat zwei oder mehr Seiten, von der man sie ansehen kann; und man sollte sich also billig nie erlauben, über Etwas zu urtheilen, was man nicht zuvor nach allen seinen Seiten angesehen hat.

Fritz.

Nun, das will ich mir gewiß merken!

Vater.

Daran wirst du wohl thun! Zur Belohnung für diesen guten Vorsatz will ich dir auch ein anderes Lied lehren, worin jede Jahrszeit ihr verdientes Lob erhält. Hier ist es: E.

## Auf den Wechsel der Jahrszeiten.

Wie schön ist der Wechsel der Zeiten,
O Freunde, im wandelnden Jahr!
Wie herrliche Freuden bereiten
Und bringen dem Menschen sie dar!

Der Frühling schenkt Wonne und Leben
Der wiedererwachten Natur;
Hier grünen die Bäume, dort Reben,
Dort Saaten auf lachender Flur.

Der Sommer, mit heißeren Tagen,
Reift, was ihm der Frühling gebar;
Zu mindern der Sonnenglut Plagen,
Bringt kühlende Früchte er dar!

Des Jahres gewonnenen Segen
Genießet die herbstliche Zeit;
Dann reift uns die Traube entgegen,
Das Herz zu erquicken bereit.

Und schüttelt vom kalten Gefieder
Der Winter uns Schnee auf die Flur,
So schlägt uns sein Stürmen nicht nieder;
Sein Eislauf ergetzet uns nur.

Drum lieb' ich den Wechsel der Zeiten,
O Freunde, im wandelnden Jahr:
Wie herrliche Freuden bereiten
Und bringen dem Menschen sie dar!

Overbeck.

---

## Man muß das Gute, aber nicht die Thorheiten Anderer nachahmen.

Gust sagte: ich bin ein Trommelschläger; stellte sich ans Fenster, und trommelte auf der Fensterscheibe.

Ich will auch trommeln, sagte Häns chen; stellte sich ans Fenster, trommelte, zerbrach die Scheibe, und schnitt sich in die Finger.

Gust und Hänschen standen am Bache; über den Bach war ein Stab gelegt, und Gust sagte: da will ich hinübergehn!

Ich auch! rief Hänschen.

Beide traten auf den Stab, wollten hinübergehn, fielen aber Beide ins Wasser, und kamen nur so eben mit dem Leben davon.

Ich will mich scheren, sagte Gust, der seines Vaters Bartbecken stehen sah, seifte sich ein, und schabte die Seife mit einem Tischmesser wieder ab.

O, ich will mich auch scheren! rief Hänschen, seifte sich ein, nahm ein Messer, und schnitt sich in die Backe.

Da erzählte ihm sein Vater folgende Fabel:

E.

---

## Der Affe.

Ein drollig Eichhorn tanzt' in bunten
Und krausen Sprüngen hin und her
Auf einer Eich', und war bald unten,
Bald oben, hüpfte kreuz und quer,
Und machte Männchen fein und zierlich.

Das sah ein Aff'. Ein Aeffchen ist,
Wie ihr schon aus der Fibel wißt,
Vor allen Thieren gar possirlich.
Er sah das Spiel ein Weilchen an;
Schnell klettert' er die Eich' hinan,
Den Vorrang in Possirlichkeiten
Dem Eichhornnärrchen abzustreiten.

Er that dem Eichhorn Alles nach,
Und machte Männchen, sprang behende
Von Zweig zu Zweigen; aber — ach!
Das Spiel nahm ein betrübtes Ende.
Wie konnt' es auch wol anders sein?
Der Affe fiel, und brach ein Bein.

Gereizt durch sein Gewinsel, kamen
Die Affenbrüder allzumahl,
Und hörten, wie des Bruders Qual
Die weise Warnung anbefahl:
Nie fremde Thorheit nachzuahmen.

Overbeck.

---

## Was sind Kennzeichen?

Kind.

Lieber Vater, du sagtest, ich sollte mich gewöhnen, allemahl zu denken, wenn ich Etwas sähe oder hörte: aber sage mir nur, was soll ich da denken?

Vater.

O liebes Kind, da kannst du allerlei denken! Wenn du jetzt Etwas siehest oder hörest, das du vorher noch niemahls gesehn oder gehört hattest, so fällt dir dabei ein: was ist das? hernach: wo kommt das her? und endlich: wozu ist das nütze? oder, wozu gebraucht man das? Ist's nicht wahr, so oft du etwas Neues siehst, so fragst du: was ist das? Du willst von den Sachen, die du siehst, gern eine Kenntniß erlangen.

Kind.

Eine Kenntniß erlangen? Ich weiß nicht, was du damit meinst.

Vater.

Kenntniß von einer Sache erlangen, heißt so viel, als Etwas von ihr zu wissen bekommen. Man kennt eine Sache recht, oder hat eine gute Kenntniß von ihr, wenn man so viel von ihr weiß, daß man sie von allen andern Dingen unterscheiden kann. Z. E. hier liegt ein Haufen Obst: kannst du aus der ganzen Menge einen Borsdorfer Apfel heraussuchen?

Kind.

Nein, das kann ich nicht.

Vater.

Also kennst du auch die Borsdorfer Aepfel noch nicht recht, weil du kein Kennzeichen hast, wodurch du sie von allen andern Aepfeln unterscheiden kannst. Aber unter diesem Obste sind auch einige Birnen: zeige mir sie.

Kind.

Hier ist eine Birne, hier noch eine!

Vater.

Woran kennst du sie denn?

Kind.

Die Birnen sehen anders aus, als die Aepfel.

Vater.

Ei, das glaub' ich nicht; die Aepfel sehen grün, und die Birnen auch grün aus.

Kind.

Ja, aber die Birnen sind unten am Stengel spitzig, und die Aepfel nicht.

Vater.

Gut, mein Kind, du hast dir also ein Merkmahl gemacht, oder ein Kennzeichen, wodurch du die Aepfel von den Birnen unterscheiden kannst, und das ist die Gestalt: die Birnen haben eine andere Gestalt, als die Aepfel. Wenn du nun aber Feigen und Birnen unter einander liegen sähest, so würde dein Kennzeichen nichts taugen; denn die Feigen sind unten am Stengel auch spitzig, wie die Birnen. Du müßtest sie also an der Farbe erkennen; denn die reifen Feigen sehen braun aus, und die Birnen grün oder gelb. Alsdann wäre die Farbe dein Kennzeichen. Wir wollen es noch einmahl versuchen. Hier liegen drei Bänder; das erste soll mein sein, das zweite dein, und das dritte deinem Bruder. Jetzt will ich sie durch einander mengen. Kennst du nun deins noch?

Kind.

Dieses hier.

Vater.

Woran kennst du es denn?

Kind.

Weil es roth ist, und die andern beiden sind nicht roth.

Vater.

Gut; also war hier die rothe Farbe dein Kennzeichen. Aber nun wollen wir drei rothe Bänder nehmen; das erste soll wieder mein sein, das zweite dein, und das dritte deinem Bruder. Ich menge sie unter einander, und nun zeige mir deins.

Kind.

Dieses hier.

Vater.

Woran kennst du es aber jetzt? Sie sind ja alle drei roth.

Kind.

Meines war das längste.

Vater.

Gut; also war hier die Länge dein Kennzeichen. Ferner: hier sind zweierlei Flöckchen; — sie sind blau, und sind auch von jeder Art, große und kleine. Die zur rechten Hand liegen, sind von Seide. Sieh sie beide recht an, greif sie an, und merke dir Etwas, woran du die wollenen, und auch Etwas, woran du die seidenen unterscheiden kannst.

Kind.

Nun habe ich mir Etwas gemerkt.

Vater.

Gut, ich will sie unter einander mengen, und nun lies mir ein seidenes und ein wollenes heraus.

Kind.

Hier ist ein seidenes, und hier ein wollenes.

Vater.

Woran kennst du sie denn?

Kind.

Die wollenen sind rauh, und die seidenen glatt.

Vater.

Recht wohl; das siehst du, und wenn du es auch nicht sähest, so könntest du es fühlen. Das ist ein gutes Kennzeichen. Noch Etwas: hier stehen drei Gläser; in dem einen ist Wein, in dem zweiten Essig, in dem dritten Wasser. Es ist ein Glas so groß und so voll, als das andere; der Wein sieht roth, der Essig roth, und das Wasser auch roth aus. Woran wolltest du nun wol erkennen, in welchem Glase der Wein, in welchem der Essig, und in welchem das Wasser ist?

Kind.

Ich müßte sie kosten.

Vater.

Weißt du denn, wie Wein, und wie Essig schmeckt?

Kind.

O ja, das weiß ich wol.

Vater.

Nun gut; das wäre also wieder ein Kennzeichen, der Geschmack. Aber gesetzt nun, du dürftest sie nicht kosten, und wolltest doch gern wissen, was in jedem Glase wäre; woran würdest du es sonst merken können?

Kind.

Wenn ich es nicht kosten dürfte, so weiß ich es nicht.

Vater.

So will ich dir noch ein anderes Kennzeichen sagen, den Geruch. Wein hat einen andern Geruch, als Essig, und Wasser hat gar keinen Geruch. — Kennst du deinen Bruder Karl?

Kind (lachend).

O, wenn ich den nicht kennte!

Vater.

Woran kennst du ihn denn?

Kind.

An seinem Gesichte.

Vater.

Recht! Also, wenn gleich funfzig andere Knaben dastånden, so würdest du von allen funfzigen keinen Einzigen für deinen Bruder Karl ansehn; denn kein Einziger würde gerade so ein Gesicht haben, als er; und du hast dir in seinem Gesichte Kennzeichen gemerkt, wodurch du ihn von allen andern Menschen unterscheiden kannst. Solche Kennzeichen muß man sich von allen Sachen merken, damit man nicht ein Ding für das andere ansehe. Sobald du eine Sache von allen andern Sachen unterscheiden kannst, so heißt es: du hast sie kennen gelernt.

Nun will ich sehn, ob du dir gute Kennzeichen machen kannst. Hier sind zehn Kartenblätter; davon merke dir einmahl dieses einzige. Suche dir ein Kennzeichen, woran du es immer kennst. Morgen will ich dich fragen, was es für eins gewesen; da sollst du es mir unter allen zehn heraussuchen.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

---

## Was ist eine Eigenschaft?

Kind.

Wie sieht denn eine Eigenschaft aus? Ich habe gehört, der liebe Gott habe so schöne Eigenschaften; die möcht' ich einmahl sehen!

Vater.

Liebes Kind, Gottes Eigenschaften kann man nicht sehen, so wie man auch den lieben Gott selbst nicht sehen kann, weil er kein Körper ist; denn nur die Körper kann man sehen, und also auch nur die Eigenschaften der Körper.

Kind.

Aber was ist denn das für ein Ding, eine Eigenschaft?

Vater.

Ich habe dir neulich gesagt, man müsse sich bei jeder Sache, die man sehe, höre u. s. w. Etwas merken, woran man sie kennen, d. i. von andern Sachen unterscheiden könne; weißt du das noch?

Kind.

Ach ja, Kennzeichen!

Vater.

Richtig! Wenn du nun dir an einer Sache Etwas gemerkt hast, woran du sie kennen willst, so mußt du Acht geben, ob du Das, was du dir gemerkt hast, allemahl, oder nur manchmahl an derselben Sache findest. Findest du es allemahl, so heißt es eine Eigenschaft derselben Sache, und alsdann ist es ein sicheres Kennzeichen. Findest du es aber nicht allemahl, so ist es auch keine Eigenschaft, und kein sicheres Kennzeichen. Ich will dir gleich ein Beispiel geben.

Sieh, hier sind zwei Körper — denn daß es Körper sind, weißt du daher, weil du sie Beide sehen und fühlen kannst. Das Eine ist ein Stück Leder, und das Andere ein Span Holz. Wirst du wol Beide kennen? Wirst du das Holz vom Leder unterscheiden können? Ich meine so, daß du nicht das Leder für Holz, und das Holz für Leder ansiehest. Sage mir einmahl,

welches ist das Leder, und welches ist das Holz?

Kind.

Dies hier ist Leder, und das da Holz.

Vater.

Woher weißt du das?

Kind.

Weil du mir es gesagt hast.

Vater.

Ja, das taugt nichts. Denn wenn du nun einmahl anderswo Holz und Leder beisammen siehst, und es ist Niemand dabei, der dir's sagen kann, so wirst du alsdann nicht wissen, was Holz, und was Leder sei. Du mußt dir selbst Kennzeichen machen, das heißt, du mußt dir an jedem Körper Etwas merken, wodurch du ihn kennen und von andern Körpern unterscheiden kannst. Sieht denn das Leder eben so aus, wie das Holz, und das Holz, wie das Leder?

Kind.

Nein, das Leder sieht braun, und das Holz weiß aus.

Vater.

Du machst dir also hier die Farbe zum Kennzeichen, woran du diese beiden Körper unterscheiden willst; aber findest du denn dieselbe braune Farbe allemahl bei dem Leder, wie die weiße Farbe allemahl bei dem Holze? Verstehst du das nicht, so will ich dich anders fragen: sieht denn alles Leder braun, und alles Holz weiß aus?

Kind.

Nein!

Vater.

Nun, also kannst du auch Beides nicht daran kennen; die braune Farbe ist keine Eigenschaft des Leders, und die weiße Farbe keine Eigenschaft des Holzes, weil man sie nicht allemahl bei diesen Körpern an-

trifft. Denn hier will ich dir ein paar andere Stücke zeigen; die sehen Beide weiß aus. Nun wirst du nicht wissen, welches Holz, oder welches Leder ist. Aber nimm sie einmahl in die Hand; vielleicht findest du etwas Anderes, woran du sie kennen kannst. Greift sich denn das Holz eben so an, wie das Leder?

Kind.

Nein; das Holz ist hart, und das Leder ist weich.

Vater.

Das ist schon besser; aber ich will dir noch Etwas daran zeigen. Siehe, das Leder kann ich biegen, und das Holz nicht. Ebendieses findest du wenigstens bei den meisten Arten von Leder, und bei den meisten Arten Holz; also ist es eine Eigenschaft des meisten Leders, daß es sich biegen läßt, es mag braun oder weiß, roth oder schwarz sein.

Sieh einmahl deinen Bruder an. Er sieht jetzt blaß aus; aber sieht er immer blaß aus?

Kind.

Nein.

Vater.

Also ist das keine Eigenschaft von ihm, weil es sich nicht allezeit bei ihm findet. Du kannst dir also auch diese blasse Farbe nicht zu einem Kennzeichen deines Bruders machen. Aber wie sehen seine Haare aus?

Kind.

Schwarz.

Vater.

Hat er allezeit schwarze Haare?

Kind.

Ja.

Vater.

Also ist das eine Eigenschaft seiner Haare, und ein

Kennzeichen deines Bruders, daran du ihn wenigstens von allen andern Leuten in unserm Hause unterscheiden kannst, weil hier sonst Niemand schwarze Haare hat, als er.

Noch Etwas: dein Bruder ist lustig, und das ist er zu aller Zeit. Folglich ist das eine Eigenschaft deines Bruders, daß er lustig ist, weil man das immer an ihm findet.

Eben so hat jedes Ding seine Eigenschaften; z. B. der Mensch hat Eigenschaften des Körpers: er ist schön, er ist stark, er ist dick und dergleichen. Aber er hat auch Eigenschaften der Seele: er ist klug, er ist dumm, er ist fleißig, er ist mitleidig u. s. w.

Gott hat also auch Eigenschaften. Er ist z. B. sehr gütig, sehr weise oder verständig; er ist allwissend, das heißt, er weiß Alles; er ist allmächtig, das heißt, er kann Alles thun, was er will, und ist Herr über alle andere Dinge u. s. w.

Ein jedes Ding kann gute, und kann schlechte Eigenschaften haben. Gott hat lauter gute Eigenschaften, wie du nun wol verstehen wirst; denn ich weiß, du hältst es für gut, wenn Jemand freundlich, liebreich und freigebig ist, wenn er viel weiß und viel kann. Siehest du, das sind die schönen Eigenschaften Gottes, von welchen du gehört hast.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

---

## Der Schmetterling und die Biene.

Wär's Wetter schön,
So sprach ein Schmetterling, ich wollte
Ins Feld, zu scherzen und zu tändeln, gehn.

Und ich, antwortete die Biene,
Ging' an mein Tagewerk ins Grüne,
Wär's Wetter schön.

Gleim.

---

## Was ist Unterschied und Gleichheit?

Kind.

Lieber Vater, darf ich dich wol schon wieder Etwas fragen?

Vater.

Frage mich, mein Kind, so oft du willst; es ist mir allemahl lieb, wenn du Lust hast, etwas zu lernen.

Kind.

Was ist denn ein Unterschied?

Vater.

Weißt du schon, was Gleichheit ist?

Kind.

Ich bitte um Vergebung, das weiß ich auch nicht.

Vater.

Nun, so wirst du doch noch wissen, was eine Eigenschaft ist?

Kind.

O ja, lieber Vater, das hast du mir ja erst gestern gelehrt.

Vater.

Nun sieh, wenn zwei Dinge einerlei Eigenschaften haben, so sind sie einander gleich; wenn aber das eine Ding andere Eigenschaften hat, als das andere, so heißt es, sie sind unterschieden.

Kind.

Haha!

Vater.

Sieh, hier in der Stube stehen sechs Stühle; wir wollen zwei davon neben einander stellen, damit du sie recht übersehen kannst. Nun sage mir: sieht Einer aus, wie der Andere, oder sieht dieser anders aus, als jener?

Kind.

Ich dächte, es sähe Einer aus, wie der Andere.

Vater.

Ich dächte es auch; denn sieh, dieser hier hat braunes Gestell, jener hat auch braunes Gestell; dieser hat einen rothen Ueberzug, jener auch; dieser ist eben so hoch, als jener, eben so groß, als jener, mit Einem Worte, Einer hat eben die Eigenschaften, die der Andere hat. Nun sage mir: sind diese beiden Stühle einander gleich, oder sind sie unterschieden?

Kind.

Sie sind einander gleich.

Vater.

Allerdings. Nun will ich aber einen hölzernen Schemel neben diesen Stuhl setzen: sind diese Beiden auch einander gleich?

Kind.

Nein, gar nicht.

Vater.

Warum denn nicht?

Kind.

Der Stuhl ist gepolstert, der Schemel aber nicht.

Vater.

Recht, mein Kind; das ist also ein Unterschied zwischen dem Stuhle und dem Schemel. Ferner: hier stehen zwei Tische; findest du nun Gleichheit, oder einen Unterschied zwischen ihnen?

Kind.

O Vater, ich finde einen großen Unterschied.

Vater.

Welchen denn?

Kind.

Dieser hier ist rund, und jener dort ist viereckig.

Vater.

Ganz richtig. Der Unterschied zwischen diesen beiden Tischen ist also in der Gestalt. — Sie sind aber auch einander gleich; denn dieser ist eben so hoch, als jener; dieser hat vier Füße, jener hat auch vier Füße; dieser ist von Holz gemacht, jener auch. Also im Gestell, in der Höhe, in der Materie *) dieser beiden Tische ist eine Gleichheit; aber in der Gestalt der Tischblätter ist ein Unterschied.

Und eben so können viele andere Dinge in gewissen Stücken einander gleich, in gewissen Stücken aber von einander unterschieden sein. Z. B. hier liegen zwei Stücke Geld; sind sie einander gleich, oder sind sie von einander unterschieden?

Kind.

Sie sind von einander unterschieden.

Vater.

Aber ich dächte, sie wären einander gleich; denn dieses ist doch eben so groß, als jenes; dieses ist rund, und jenes auch rund.

Kind.

Ja, aber dieses ist doch gelb, und jenes ist weiß.

---

*) Materie nennt man Dasjenige, woraus ein Ding gemacht ist. Also die Materie der beiden Tische ist Holz, denn von Holz sind sie gemacht.

Vater.

Du hast Recht, mein Kind; also ist der Unterschied zwischen diesen beiden Münzen in der Farbe, oder vielmehr in dem Metalle, woraus sie geprägt sind; denn du weißt doch noch, wie dieses gelbe Metall heißt?

Kind.

Gold.

Vater.

Und dieses weiße hier?

Kind.

Silber.

Vater.

Also ist in der Gestalt und der Größe dieser beiden Münzen eine Gleichheit; aber in der Farbe? —

Kind.

Eine Ungleichheit.

Vater.

Oder, welches einerlei ist, ein Unterschied.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

---

## Fritzchens Abschied von seinem Steckenpferde.

Da stehe du in gutem Frieden,
Du liebes Steckenpferdchen, du!
Nun werd' ich dich nicht mehr ermüden;
Vor mir hast du nun gute Ruh!

Ich soll dich nicht mehr wiedersehen! —
Warum? die Großen sind dir feind!
Ich soll nun in die Schule gehen,
Und lesen in dem Kinderfreund!

Das wollt' ich gern! Wenn nur das Sitzen,
Das Sitzen nicht so lästig wär'!
Da muß man ganze Stunden schwitzen,
Darf nicht so springen rund umher!

Darf nicht Galopp und Trab da reiten!
Denn in der Schule fehlt's an Raum;
Und unter all' den großen Leuten
Da wagt es unser Einer kaum!

Je nun, ich will darob nicht klagen;
Es muß ja nun einmahl so sein!
Und alle wackre Leute sagen:
Das Winseln sei für Weiberlein.

Doch, eh wir von einander scheiden,
Du liebes, gutes, buntes Pferd!
Nimm meinen Dank für alle Freuden,
Die du sonst deinem Fritz gewährt!

Wie manche, manche frohe Stunde
Hast du mir Kleinen nicht gemacht!
Wie hat nicht oft aus Herzensgrunde
Die gute Mutter drob gelacht!

Wer war in trüben Wintertagen
Mein Trost und meine Lust, als du?
Wer schützte Fritzchen vor den Plagen
Der langen Weile dann, als du?

Wie herrlich schmeckte deinem Reiter
Sein Mittagsbrot, sein frischer Trank!
Wie fröhlich war sein Herz, wie heiter!
Wie süß sein Schlaf auf harter Bank!

Das dank' ich dir, und weiß doch nimmer,
Wie ich es dir vergelten soll!
Doch lieben will ich dich auf immer,
Du gutes Ding! — Nun lebe wohl!

Overbeck.

---

## Was heißt: glückselig sein?

Kind.

Was sind denn das für Menschen: glückselige Menschen? Herr Ernst hat mir heute davon gesagt.

Vater.

Glückselig, mein Kind, heißen wir, wenn es uns wohl geht, und wenn wir nicht besorgen dürfen, daß es über kurz oder lang uns einmahl übel gehen werde. Denn wenn es uns übel geht, oder wenn wir nur besorgen müssen, daß es uns künftig übel gehen werde, so heißen wir unglückselig. Hältst du dich für glückselig oder für unglückselig?

Kind.

Für glückselig.

Vater.

Warum?

Kind.

Weil es mir wohl geht, sehr wohl!

Vater.

Es ist wahr, du bist gesund, hast, was du gebrauchst, und du bist vergnügt; aber weißt du denn auch gewiß, daß es dir immer so wohl gehen werde, als jetzt?

Kind.

Nein, das weiß ich nicht gewiß.

Vater.

So bist du auch noch nicht recht glückselig. Aber wünschest du nicht, es zu werden?

Kind.

O gern, wenn ich nur wüßte, wie man es machen muß, daß man recht glückselig wird!

Vater.

Das will ich dir gleich sagen: du mußt klug und fromm werden, das heißt, du mußt den lieben Gott kennen lernen, ihn lieb haben, und so leben, wie er es haben will. Wenn du das thust, so wird dich Gott wieder lieb haben, und alsdann wird es dir immer wohl gehn, oder du wirst glückselig sein.

Viele Menschen halten sich für glückselig, weil sie gut Essen und Trinken und schöne Kleider haben, oder weil sie vornehm und reich sind; aber sie sind darum nicht glückselig.

Denn diese guten Dinge hören einmahl auf, wenigstens wenn ihre Besitzer sterben; und wenn sie nun nicht klug und fromm gelebt haben, so wird es ihnen nach dem Tode übel gehn.

Du sollst mir darüber selbst deine Meinung sagen. Wenn du alle Tage gut Essen und Trinken und auch schöne Kleider hättest, wärest aber nicht gesund, hieltest du dich da für glückselig?

Kind.

Nein.

Vater.

Wenn du nun aber gesund wärest, und Alles vollauf hättest, wärest aber ungezogen und würdest deßwegen von allen Menschen verachtet und gehasset; hieltest du dich da für glückselig?

Kind.

Nein.

Vater.

Also sei nicht ungezogen, sondern gieb dir Mühe, daß du artig und sittsam werdest, damit die Leute dich lieb haben; weil du sonst nicht glückselig werden kannst!

Wenn du nun aber auch noch so viel Freunde hättest, wüßtest aber gewiß, daß der liebe Gott dich nicht lieb hätte, weil du nicht fromm lebtest: wärest du da glückselig?

Kind.

Nein.

Vater.

Also sei fromm, damit Gott dich lieben kann; sonst ist es ganz unmöglich, daß du glückselig werden kannst.

Damit du die Sache noch besser verstehen lernest, will ich dir Etwas erzählen.

Ich habe einmahl zwei Knaben gekannt; der eine hieß Kristoph, und der andere Martin.

Kristoph hatte arme Aeltern, Martin reiche.

Kristoph lebte von Brot und Wasser, Martin von Torte, Braten, Thee und Kaffee.

Kristoph hatte Kleider von grober Leinwand und Wolle, Martin von Seide.

Welchen hältst du nun für glückseliger?

Kind.

Martin.

Vater.

Höre mir weiter zu.

Kristoph hielt seine schlechten Kleider reinlich und ordentlich, Martin hatte seine kostbaren Kleider immer beschmutzt und zerrissen.

Kristoph war fleißig und sittsam, Martin faul und unbändig.

Kristoph war bei seinen schlechten Speisen gesund, Martin war bei seinen Leckerbissen immer krank, und mußte einen Tag um den andern Arzenei einnehmen.

Kristoph hatten alle Leute lieb, Martin ward von allen Leuten verachtet.

Hältst du noch Martin für glückseliger, als Kristoph?

Kind.

Nein; nun glaube ich doch, Kristoph war glückselig, und Martin nicht.

Vater.

Und da glaubst du ganz recht. Noch Etwas will ich dir erzählen; höre mir zu, mein Kind!

Es lebten zwei Menschen in einer Stadt, ein Reicher und ein Armer.

Der Reiche hatte alle Tage viele köstliche Speisen, der Arme nicht einmahl satt trockenes Brot.

Der Reiche hatte kostbare Kleider, der Arme ging halb nackend.

Der Reiche war gesund und guter Dinge, der Arme war krank und elend.

Der Reiche hatte immer viel Leute um sich, die sich seine Freunde nannten, und mit welchen er schmausete und sich vergnügte; der Arme hatte keinen einzigen Freund, und Niemand wollte ihm helfen.

Welcher von diesen Beiden scheint dir nun glücklicher gewesen zu sein: der Reiche, oder der Arme?

Kind.

O, der Reiche!

Vater.

So scheint es; aber gieb nur Acht, wie es am Ende ablaufen wird.

Der Arme bat den Reichen um einen Bissen Brot; der Reiche wollte ihm selbst diesen nicht einmahl gern geben.

Der Arme war ein frommer Mann und ehrte Gott; der Reiche war ein böser Mensch, dachte nicht einmahl an Gott.

Der Arme starb endlich, und kam in den Himmel, wo es ihm beständig wohl geht; der Reiche starb endlich auch, und nun waren seine guten Tage zu Ende. Nun kam er an einen Ort, wo es ihm sehr übel ging, wo er gemartert und geplagt wurde, zur Strafe, weil er nicht fromm gelebt hatte.

Wer war nun glückseliger: der Reiche oder der Arme?

Kind.

O, der Arme! Ja, gewiß, Vater, der Arme war glückseliger.

Vater.

Siehe also, wenn es bloß deinem Leibe wohl geht, so ist das keine wahre Glückseligkeit. Nur der Mensch ist wahrhaftig glückselig, den Gott lieb haben kann. Dem wird es nicht nur, so lange er hier lebt, sondern auch nach dem Tode immer wohl gehen.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

---

## Wie mans treibt, so gehts!

Hans war im Kinderrocke schon
Ein ungezogner Knabe:
Keck sprach er allen Menschen Hohn;
Das war so seine Gabe.

Manch Gängelband riß er entzwei,
Zum Herzeleid der Zofe *);
Entwischte dann, und war er frei,
So schwärmt' er wild im Hofe!

Mit seiner Kraft wuchs auch sein Muth,
Sein Ungestüm, sein Toben.
Kein Nachbar war dem Knaben gut,
Kein Lehrer wollt' ihn loben!

Er sprang, er lief, er kletterte
Hoch über Zaun und Hecken;
Oft schrie die Mutter Ach und Weh!
Und sah es an mit Schrecken!

Kein Graben war für ihn zu breit,
Er mußt' hinüber springen.
Doch wollte die Verwegenheit
Nicht immer recht gelingen.

Sah er des Vaters Roß im Stall,
Husch! war der Bube droben;
Und dann gings über Berg und Thal,
Daß Kies und Funken stoben!

Das Sitzen war nun gar sein Tod,
Das Lernen seine Plage;
Die Lehrer hatten ihre Noth,
Und führten bittre Klage!

Beim Schreiben hatt' er selten Ruh;
Ihn schreckten die Vokabeln.
Kaum hört' er noch geduldig zu
Der Amme Wunderfabeln.

---

*) Der Wärterinn.

Nun wuchs der Bursche so heran
Im zügellosen Wesen;
Der Bart verkündigte den Mann,
Doch konnt' der Mann kaum lesen.

Leer war der Kopf und roh der Sinn,
Wild, ungestüm und flüchtig;
Die edle Jugendzeit war hin,
Hans war zu nichts nun tüchtig.

Groß war er wol, doch ungeschickt,
Und seiner Aeltern Schande!
Zuletzt ging er, von Schimpf gedrückt,
Aus seinem Vaterlande!

Was half ihm das? — Ihm fehlte stets
Geschick und Brot und Ehre!
Denn, Freunde, wie mans treibt, so gehts;
Merkt euch die weise Lehre!

Overbeck.

---

## Was ist Mitleid?

Vater.

Nun, du hast gelustwandelt?

Kind.

Ja, Vater.

Vater.

Erzähle mir doch, was hast du denn gesehen? Was hast du gehört?

Kind.

Lieber Vater, es begegnete uns ein Bettler.

Vater.

Ich habe dir schon mehrmahls gesagt, du sollst nicht Bettler sagen. Bettler ist ein schimpflicher Name, und wenn die Leute gleich arm sind, so muß man sie deßwegen doch nicht schimpfen.

Kind.

Es begegnete uns ein Armer, der hatte kein Hemde an, sondern nur lumpige Kleider; das sah ganz abscheulich aus.

Vater.

Abscheulich? — Ich dächte vielmehr erbärmlich. Was sagte denn der Arme?

Kind.

Er bettelte. — Nicht doch; er wollte gern etwas haben.

Vater.

Gabst du ihm nicht etwas?

Kind.

Lieber Vater, ich hatte nichts.

Vater.

Aber dauerte dich denn nicht dieser arme Mann?

Kind.

Nein, lieber Vater, ich fürchtete mich vor ihm, und lief so hurtig, als ich konnte.

Vater.

Das hättest du nicht nöthig gehabt; der arme Mann würde dir nichts gethan haben. Besser wäre es gewesen, wenn du Mitleiden mit ihm gehabt hättest.

Kind.

Was ist denn das, Mitleiden?

Vater.

Ich will es dir erklären. Wenn deine Mutter Kopf=

schmerzen hat, und auf dem Bette liegt: ist dir das lieb oder nicht lieb?

Kind.

Es ist mir nicht lieb.

Vater.

Also dauert dich alsdann deine liebe Mutter?

Kind.

Ja, Vater, sie dauert mich sehr.

Vater.

Nun, eben dieses Dauern heißt man Mitleiden. Moritz ist dein guter Freund; warum weintest du denn, als er letzthin sich in die Hand geschnitten hatte, und so viel Blut aus der Wunde lief? Fühltest du denn etwas davon?

Kind.

Ich fühlte wol nichts, aber es dauerte mich doch.

Vater.

Nun siehe, dieses Dauern ist Mitleiden; denn weil du ihn lieb hast, so wünschest du ihm lauter Gutes, und kein Böses; wenn er fröhlich ist, so freuest du dich mit ihm, und wenn er leidet, so leidest du mit ihm.

Du sollst aber alle Menschen lieb haben, und also auch mitleidig sein, so oft du einen Kranken oder Elenden siehest.

Damit du ihnen aber auch eine Freude machen kannst, so mußt du von deinem Taschengelde immer etwas aufheben, um den Armen, die dich bitten, etwas geben zu können.

Kind.

Nun, das will ich auch gewiß thun, lieber Vater!

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

---

## Soll man denn auch die bösen Menschen lieb haben?

Kind.

Lieber Vater, du sagtest, ich solle alle Menschen lieb haben.

Vater.

Ja, mein Kind, das sagte ich.

Kind.

O das kann man aber doch nicht!

Vater.

Warum nicht?

Kind.

Ja, den Heinrich kann ich doch unmöglich lieb haben!

Vater.

Warum denn nicht?

Kind.

Weil er so ein böser Junge ist.

Vater.

Ist er das?

Kind.

Ja wol! er ist immer so unartig, und so ungehorsam, und will andere Kinder immer schlagen.

Vater.

Ei, das ist häßlich.

Kind.

Na, siehst du, Vater, den kann ich doch unmöglich lieb haben?

Vater.

Freilich nicht so lieb, als den guten Jakob, der immer artig und folgsam ist, und Keinem was zuwider thut; aber, wenn Heinrich in einen Graben fiele, und

3*

nicht wieder herauskönnte: wolltest du ihn liegen lassen, oder würdest du ihm die Hand reichen, um ihm wieder herauszuhelfen?

Kind.

Ich würde ihm die Hand reichen.

Vater.

Oder, wenn du sähest, daß ein Schwein in seinen kleinen Garten käme, und ihn umwühlte: würdest du es wühlen lassen, oder würdest du es hinausjagen?

Kind.

Ich würde es hinausjagen.

Vater.

Oder wenn du etwas dazu beitragen könntest, daß Heinrich seine Untugenden ablegte und artig würde, so artig, als Jakob ist: würdest du das nicht gern thun?

Kind.

O, sehr gern!

Vater.

Du wünschest ihm also doch nichts Böses?

Kind.

Nein.

Vater.

Würdest du vielmehr gern sehen, wenns ihm gut ginge, und bist du bereit, ihm zu helfen, wenn du kannst?

Kind.

Ja.

Vater.

Nun, liebes Kind, mehr verlangt man auch nicht von dir.

Kind.

Aber ich meine, ich sollte ihn auch lieb haben?

Vater.

Ganz recht; aber das heißt ja auch schon, Jemand

lieb haben, wenn man wünscht, daß es ihm wohl gehe, und wenn man auch bereit ist, etwas dazu beizutragen.

Kind.

Ja, dann!

Vater.

Freilich giebt es noch eine andere Art, Jemand lieb zu haben, wenn man nämlich gern in seiner Gesellschaft ist, und sich über ihn freut, weil er gut und liebenswürdig ist. Aber auf diese Art kann man nur die guten Menschen lieb haben.

Kind.

Ja, so habe ich den guten Jakob lieb!

Vater.

Und so kannst du den unartigen Heinrich nicht lieb haben, bis er auch wird artig geworden sein: denn wer mag mit unartigen Leuten gern in Gesellschaft sein? oder wer kann sich über ihre Unarten freuen?

Was willst du nun aber thun, wenn er wieder zu dir kommt, oder wenn er dich bittet, daß du wieder zu ihm kommest?

Kind.

Ich will ihm sagen, er möge sich erst bessern und nicht wieder so unartig sein, sonst könne ich nicht mit ihm umgehen.

Vater.

Gut, Kind; thue das, so wirst du ihn vielleicht auf bessere Wege bringen. Und glückt es dir, o dann freue dich! Dann hast du recht was Gutes gethan, und der liebe Gott, welcher Wohlgefallen daran hat, wird dich dafür lieben und es dir immer wohl gehen lassen.

C.

---

## Was ist Ursache, und was ist Wirkung?

Vater.

Hast du schon gesehn, daß dein schöner Nelkenstock verwelkt ist?

Kind.

Ach ja, lieber Vater!

Vater.

Aber weißt du auch die Ursache davon?

Kind.

Ursache? Ich weiß nicht, was du damit meinest.

Vater.

Ich wundere mich, daß du das nicht weißt, da du mich doch so oft um die Ursache der Dinge fragst, die dir vorkommen.

Kind.

Ich?

Vater.

Du! Als ich heute zu Mittage mein Messer und meine Gabel weglegte, fragtest du da nicht, warum ich nicht mehr essen wolle? Als dein Bruder gestern nicht mehr in die Stube kommen wollte, fragtest du ihn da nicht: Warum willst du denn nicht hereinkommen?

Kind.

Ja, das that ich.

Vater.

Nun siehe, mit diesem Warum? fragst du allemahl nach der Ursache; z. B. wenn du sprichst: warum ist denn der Nelkenstock verdorrt? so heißt das eben so viel, als wenn du sprächst: ich möchte gern die Ursache wissen, warum der Nelkenstock verdorrt ist;

oder, ich möchte gern wissen, was daran Schuld sei, daß der Nelkenstock verdorrt ist. (Er giebt dem Kinde einen leichten Schlag mit der Feder.) Was war das?

Kind.

Ein Schlag.

Vater.

Wer war die Ursache davon?

Kind.

I, das warest du, Vater!

Vater.

Richtig. Du siehst also, daß man unter dem Worte Ursache Dasjenige versteht, wodurch Etwas hervorgebracht oder gemacht wird. Aber weißt du auch, wie man dasjenige nennt, was von einer Ursache hervorgebracht oder gemacht wird?

Kind.

Nein.

Vater.

Das nennt man eine Wirkung; ich z. B. war die Ursache des Schlages, und der Schlag war eine Wirkung. — Laß doch hören, ob du mich verstanden hast! Nicht wahr, das Feuer, welches jetzt im Ofen brennt, macht, daß es hier in der Stube warm ist? Was ist also das Feuer?

Kind.

O, nun weiß ichs wol! Es ist eine Ursache.

Vater.

Aber was ist die Wärme in der Stube, die von diesem Feuer herrührt?

Kind.

O, das weiß ich auch! Es ist eine Wirkung.

Vater.

Richtig! (Er nimmt ein Glas, und schlägt mit dem Messer daran). Was hörst du?

Kind.

Ich höre, daß es klingt.

Vater.

Gut; aber was ist nun wol die Ursache dieses Klingens? Oder warum klingt das Glas jetzt, da es doch vorher nicht klang?

Kind.

Weil du mit dem Messer daran schlägst.

Vater.

Recht; also wird das Anschlagen die Ursache, und das Klingen die Wirkung sein. (Er nimmt einen Stahl, und schlägt mit dem Feuerstein daran.) Was siehst du da?

Kind.

Ich sehe Funken.

Vater.

Woher kommen denn die Funken?

Kind.

Sie kommen aus dem Stahle.

Vater.

Nicht so, mein Kind; denn wenn ich den Stahl auf dem Tische liegen lasse, oder ihn bloß in der Hand halte: siehest du Funken herauskommen?

Kind.

Nein, da sehe ich keine.

Vater.

Oder siehest du aus dem Feuersteine Funken kommen, wenn er auf dem Tische liegt?

Kind.

Nein, auch da sehe ich keine.

Vater.

Aber sobald ich mit dem Feuersteine an den Stahl schlage, siehe, so kommen Funken. Was ist also die Ursache der Funken?

Kind.

Das Anschlagen.

Vater.

Allerdings. Das Anschlagen ist die Ursache der Funken, und die Funken sind eine Wirkung des Anschlagens.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

---

## Der Schmetterling.

Es war einmahl ein hübsches Ding
Von Farben und Gestalt,
Ein kleiner bunter Schmetterling,
Erst wenig Stunden alt.

Sein ausgeschweiftes Flügelpaar
War purpurroth und blau,
Gesäumt war es mit Golde gar:
Auch trug ers recht zur Schau.

Zu allen Blumen flog er hin,
Und rief, wie's Mährchen spricht,
Den Andern zu: „Wie hübsch ich bin!
„Bewundert ihr mich nicht?

„Gewiß, kein Vogel ist so schön,
„So liebenswerth, als ich?
„Denn Keiner ist, ihr müßts gestehn,
„So schön geputzt, als ich."

Hier traf nun auch von ungefähr
Der kleine bunte Mann
Im Klee, von süßer Bürde schwer,
Ein muntres Bienchen an.

„Weg, Biene," schrie er, „packe dich!
„Wie häßlich siehst du aus!"
Thor, sprach sie lächelnd, kennst du mich?
Komm erst, und sieh mein Haus.

Geschicklichkeit ist wahre Zier,
Und Güte nur gefällt;
Allein dein Putz — was nützt er dir?
Was nützt er wol der Welt?

Weiße.

---

## Eulenspiegel und ein Fuhrmann.

Eulenspiegel ging eines Tages über Feld.

Unterwegs begegnete ihm ein Fuhrmann, der auf einer steinigen Straße seine Pferde über die Gebühr antrieb, daß sie laufen mußten.

Kann ich, fragte er im Vorbeijagen, wol noch vor Abend zur Stadt kommen?

Eulenspiegel antwortete: wenn ihr langsam fahrt.

Der Kerl ist wol nicht klug, dachte der Fuhrmann, und trieb seine Pferde nur noch mehr an.

Gegen Abend kam Eulenspiegel auf demselben Wege zurück, und traf denselben Fuhrmann wieder auf der Straße an, und zwar in großer Verlegenheit.

Von dem Jagen auf steinigem Boden war ihm ein Rad gebrochen.

Er konnte also mit seinem Wagen nicht aus der Stelle, und mußte sich bequemen, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen.

Sagte ichs euch nicht, sprach Eulenspiegel, daß ihr langsam fahren müßtet, wenn ihr noch zur Stadt wolltet? —

Dieser Eulenspiegel hatte unter andern die sonderbare Gewohnheit, daß er lachte, so oft sein Weg bergan ging, und hingegen weinte, so oft er den Berg auf der andern Seite wieder hinabstieg.

Warum mochte er das wol thun?

Wenn ich bergan steige, sagte er, so denke ich an das angenehme Thal, in welches ich auf der andern Seite wieder hinuntergehen werde, und freue mich schon zum voraus darauf.

Wenn ich aber bergunter gehe, so denke ich daran, daß mir bald wieder ein neuer Berg in den Weg kommen wird, den ich hinaufsteigen muß, und stelle mir schon zum voraus die Mühe vor, die mir das machen wird; und — setzte er hinzu — es wäre gut, wenn die Menschen bei dem Glück und Unglück ihres Lebens es eben so machten; so würden sie im Glücke nicht übermüthig, im Unglücke nicht verzagt werden.

E.

---

## Das Kameel und die Katze.

Die Katze.

Willkommen, Bruder!

Kameel.

Wie? dein Bruder? Ich?

Katze.

Nun ja doch; sieh nur, zieret mich
Ein Buckel nicht, so schön, als dich?

Kameel.

Mag sein; doch kann der deinige auch tragen,
Was meiner trägt?

Katze.

Das sollst du mich nicht zweimahl fragen!
Nur her damit, ich werd' es spielend tragen.

Kameel.

Bedenke, Thor, mein Pack ist fast für mich zu schwer.

Katze.

O welch Gerede! Doch nur her,
Nur her damit!

Kameel.

Es sei! Tritt' näh'r;
Da ists!

Katze.

O weh mir! Welche Bürde!
Ich bin zerquetscht!

Kameel.

Schon recht; wer nach der Würde
Der Großen strebt, der fühl' auch ihre Bürde!

E.

---

## Der Rosenstock.

Wer schenkt mir ein Bäumchen in meinen Garten? sprach Wilhelm zu seinem Geschwister.

Der Vater hatte jedem ein Stückchen Erdreich zum Bepflanzen gegeben.

Ich nicht! ich nicht! riefen zwei von ihnen; aber

Ich! ich! rief die gutherzige Lotte; was willst du für einen?

Einen Rosenstock, antwortete er; denn meiner, sieh! ist verdorrt.

Gut, sprach Lotte, und nahm den Spaten und wollte anfangen, ihn auszuheben.

Was seh' ich? sprach Wilhelm; du hast ja selbst nur zwei, und der da ist noch dazu so klein! So gieb mir doch wenigstens den!

Nein! nein! rief das Mädchen, der würde dir dann auch verdorren. Ich kann ihn ja in deinem Garten auch blühen sehn.

Wilhelm kriegte den Busch, und war froh.

Da ging der Gärtner vorüber, und trug einen Spanischen Fliederbaum.

Soll ich den da in die Stelle pflanzen? fragte er Lotten.

„Wenn er ihn sonst nicht gebrauchen kann."

Nein, sagte er, ich wollte ihn eben auf den Platz werfen, weil des Zeugs zuviel im Garten ist. Er setzte ihn ein.

Nun kam der Mai; Wilhelms Rosenstock gedieh, und trug viele schöne Rosen.

Davon kriegte Lotte jeden Morgen eine halb aufgeblühte Knospe in ihr Haar und an die Brust.

Aber der Flieder gedieh auch, und gab so viel Schatten, daß Lotte sich in der stärksten Mittagshitze darunter bergen konnte — ja sogar kam der Vater hernach oft unter diesen Baum, und erzählte in seinem Schatten lehrreiche Geschichten.

C.

---

## Die beiden Hunde.

### Spitz, der gutherzige, und Spatz, der neidische.

#### Eine Fabel.

Zwei Hunde dienten einem Herrn, aber sie waren von ungleicher Gemüthsart.

Spitz, der Hofhund, war gutwillig und freundlich; Spatz aber, der Schooßhund, unfreundlich und neidisch.

Spitz konnte sich recht herzlich freuen, wenn sein Herr dem Spatz liebkosete; aber Spatz fing allemahl an zu knurren, so oft sein armer Hausfreund es wagte, zu des Herrn Füßen auf allen Vieren hinzukriechen, um ihm auch eine Liebkosung abzugewinnen.

Kriegte Spatz ein Stückchen Fleisch, so wedelte Spitz mit dem Schwanze, und freuete sich so sehr darüber, als wenn ers selbst gekriegt hätte.

Wurde hingegen Spitzen einmahl ein Knochen zugeworfen, so fing der Spatz ein Geschrei an, als wenn das Haus in Feuer stände; da denn der gutherzige Spitz den Knochen gemeiniglich in Stiche ließ, und, um Zank zu vermeiden, nach seiner Hütte schlich.

Dem Herrn, der dies einige Mahle bemerkt hatte, wollte das gar nicht gefallen an dem Spatz.

Eines Tages, da er bei Tische saß, warf er zu gleicher Zeit Beiden Etwas vor, dem Spatz ein Stück Fleisch, und dem Spitz einen Knochen.

Kaum sah der neidische Spatz, daß sein Gefährte auch was gekriegt hatte, als er sein Fleisch unwillig hinwarf, und auf Spitzen zusprang, um ihm den Knochen wegzunehmen.

Dieser ließ es geschehn, und wollte schon wieder nach seiner Hütte gehn.

Aber der Herr rief ihn zurück, gab ihm das Stück Fleisch, welches Spatz hingeworfen hatte, und sagte:

Friß, mein guter Hund; es ist billig, daß du dies bekommest, weil dir jenes genommen ist.

Spatz machte große Augen.

Und, fuhr der Herr fort, weil du so gutherzig und nachgebend bist, der da aber so neidisch und unfreundlich ist, so sollst du künftig Haushund, und jener Hofhund sein.

Fort mit ihm, an die Kette!

Gesagt, gethan. Spatz wurde angekettet, und Spitz blieb im Hause.

Da sah man nun recht, was für ein Unterschied zwischen einem guten und einem bösen Herzen ist.

So oft der gute Spitz einen Leckerbissen kriegte, entzog er ihn seinem eignen Munde, und brachte ihn zu Spatzens Hütte, wedelte mit dem Schwanze, und nöthigte ihn, davon zu essen.

Auch erbot er sich von freien Stücken, ihm des Nachts Gesellschaft zu leisten in seiner Hütte, und ihn zu wärmen, daß er nicht frieren möchte.

Aber der neidische und tückische Spatz wollte nichts anrühren von Dem, was jener ihm brachte, und wies sein freundliches Anerbieten mit Knurren ab.

Was geschah? — Neid und Aerger über Spitzens Glück zogen ihm die Auszehrung zu, an der er sterben mußte.

E.

---

## Heldenthat eines siebenjährigen Kindes.

Der arme Bertram, ein Tagelöhner, hatte sechs Kinder, und es ward ihm sauer, sie zu ernähren.

Zum Unglück fiel eine theure Zeit ein, und das liebe Brot kostete nun noch einmahl so viel, als vorher.

Bertram arbeitete Tag und Nacht; aber es war ihm doch unmöglich, so viel Geld zu verdienen, als er nöthig hatte, um seine hungerigen Kinder mit trocknem Brote zu sättigen.

Darüber war er nun unaussprechlich betrübt.

Er rief seine Kleinen zu sich, und sprach zu ihnen, indem die Thränen ihm über die Wangen flossen:

Meine herzensliebe Kinder, das Brot ist so theuer geworden, daß ich mit aller meiner Arbeit nicht mehr so viel verdienen kann, als ihr gebraucht, um euch ganz satt zu essen.

Seht, für ein einziges solches Brötchen muß ich alles Geld hingeben, was ich den ganzen Tag über verdient habe.

Ihr müßt also zufrieden sein, wenn ich künftig das Wenige unter euch vertheile.

Es wird freilich nicht genug sein, daß ihr satt davon werdet, aber es wird doch zureichen, daß ihr nicht vor Hunger sterbet.

Mehr konnte der arme Mann nicht sagen; er sah gen Himmel, und weinte.

Seine Kinder weinten auch, und Jedes dachte bei sich selbst: ach, du lieber Gott, hilf doch uns armen Kindern; hilf doch unserm armen alten Vater, und laß uns doch nicht verhungern!

Der Vater theilte jetzt die Brötchen in sechs gleiche Theile, und reichte sie den Kindern.

Aber eins von ihnen, das Gottlieb hieß, wollte sein Stückchen nicht nehmen, sondern sagte:

Ich kann nicht essen, lieber Vater, weil ich krank bin.

Eßt ihr mein Stückchen, oder theilt es unter die Andern aus.

Armer Junge! Und was fehlt dir denn? antwortete der Vater, indem er ihn in seine Arme nahm.

Ich bin krank, sagte Gottlieb, recht krank; ich will mich nur auf mein Strohbette legen.

Und so legte er sich nieder.

Der bekümmerte Vater ging am andern Morgen hin zum Arzte, und bat ihn: er möchte doch so mitleidig sein, und zu seinem kranken Kinde gehn, um ihm zu helfen.

Der Arzt, der ein frommer Mann war, that das gleich, ungeachtet er wol wußte, daß er nichts dafür bekommen werde.

Er besah den kranken Knaben, fühlte an seinen Puls, aber konnte aus seiner Krankheit doch nicht recht klug werden.

Indeß wollte er ihm doch Etwas verschreiben.

Thun Sie das nicht, lieber Herr, sagte Gottlieb; denn ich würde es doch nicht einnehmen.

Nicht einnehmen? antwortete der Arzt; und warum nicht?

Gottlieb.

Fragen Sie mich nicht, lieber Herr; ich kanns Ihnen ja doch nicht sagen.

Arzt.

Und warum nicht? — Gottlieb! Gottlieb! du scheinst mir ein unartiger Junge zu sein!

Gottlieb.

Lieber Herr Doktor, ich spreche wirklich nicht im Bösen so.

Arzt.

Gut! ich will dich nicht zwingen, aber ich werde es deinem Vater sagen, der mag sehen.

Gottlieb.

Ach, um Gottes Willen nicht! Bester Herr Doktor, daß doch ja mein lieber Vater davon nichts erfährt!

Arzt.

Du bist ein wunderlicher Junge! Aber ich muß es ja deinem Vater melden, wenn du mir nicht gleich selbst sagst, warum du nicht einnehmen willst.

Gottlieb.

Ach, lieber Gott! so muß ichs Ihnen denn wol sagen! Aber lassen Sie erst meine Brüder und meine Schwestern hinausgehen.

Der Arzt hieß die Kinder hinausgehen, und da sagte Gottlieb zu ihm:

Sehen Sie nur, lieber Herr, mein armer Vater kann in dieser theuren Zeit täglich nichts, als ein einziges Brötchen verdienen.

Das will er immer unter uns vertheilen; und da kriegt Jeder nur ein Stückchen, und er selbst nimmt wol gar nichts davon.

Das thut mir nun so weh, daß der arme Vater und meine armen Brüder und Schwestern hungern sollen; und da wollte ich lieber gar nichts essen, damit sie mein Stückchen unter sich theilen möchten.

Sehen Sie, deßwegen habe ich gesagt, daß ich krank wäre, und daß ich nicht essen könnte.

Aber daß es ja mein lieber Vater nicht erfährt!

Der Arzt trocknete sich die Augen, und sagte:

Aber hungert dich denn nicht, mein liebes Kind?

Gottlieb.

Ach ja, mich hungert wol recht sehr, aber das thut mir doch nicht so weh, als wenn ich meinen guten Vater und meine Brüder hungern sehen muß.

Arzt.

Aber du wirst sterben, wenn du nichts genießest.

Gottlieb.

Ich weiß wol, lieber Herr; aber ich will auch gerne sterben: so hat ja mein Vater für Ein Kind weniger zu sorgen, und ich bin dann bei dem lieben Gott, und bitte ihn, daß er meinem Vater und meinen Geschwistern zu essen gebe.

Der rechtschaffene Arzt war außer sich vor Mitleid und Freude, da er das fromme Kind so reden hörte.

Er nahm es in seine Arme, drückte es fest an seine Brust, und sagte:

Nein, guter Junge, du sollst nicht sterben!

Unser Aller Vater, der liebe Gott, wird für dich und die Deinigen sorgen.

Danke ihm, daß er mich zu euch geführt hat; ich bin bald wieder bei dir.

Er lief darauf nach Hause, bepackte einen Bedienten mit allerhand Speise, und kam eiligst mit ihm zurück zu Gottlieb und zu seinen hungrigen Geschwistern.

Gottlieb mußte sich mit an den Tisch setzen, und Alle aßen, bis sie satt waren.

Das war einmahl ein Anblick für den guten Arzt!

Da er weggehen wollte, sagte er zu Gottlieb, er

solle unbekümmert sein; er wolle ferner für sie sorgen.

Das that auch der rechtschaffene Mann wirklich; er schickte alle Tage so viel zu essen, daß Alle davon satt werden konnten.

Andere gute Leute, die davon hörten, machten es eben so.

Der Eine schickte ihnen Speise, der Andere Geld, der Dritte Kleider, so daß sie in kurzer Zeit mehr hatten, als sie gebrauchten.

Sogar der Fürst erfuhr, was Gottlieb für seinen Vater und für sein Geschwister hatte thun wollen, und freute sich sehr darüber.

Er ließ den Bertram zu sich holen, und sagte:

Ihr habt einen wackern Sohn.

Daraus vermuthe ich, daß ihr selbst ein guter Vater sein müßt.

Ich habe daher befohlen, daß euch alle Jahre in meinem Namen hundert Thaler ausgezahlt werden sollen.

Eure Kinder, besonders Gottlieb, sollen in allen nützlichen Künsten und Wissenschaften unterwiesen werden; und wenn sie dann etwas Rechts werden gelernt haben, so nehme ich es über mich, sie zu versorgen.

Bertram ging gerührt zu Hause, und dankte Gott auf seinen Knien, daß er ihm einen so guten Sohn gegeben habe. C.

---

## Der schadenfrohe Kater, und der unschuldig leidende Pudel.

### Eine Fabel.

Ein boshafter Kater, Namens Murner, fand ein abscheuliches Vergnügen daran, einem ehrlichen Pudel, so oft er konnte, Verdruß zu machen.

Wurde das Essen aufgetragen, hurtig sprang er auf den Tisch, mausete in der Geschwindigkeit das Erste das Beste, was er ablangen konnte, ließ ein Stück davon neben dem Pudel fallen, und sprang zum offenen Fenster hinaus.

Wenn dann die Bedienten wieder hineinkamen, und das Stück hingeworfener Speise bei dem Pudel liegen sahn, so hielten sie ihn für den Dieb, und der unschuldige arme Pudel kriegte Schläge.

Ein andermahl, wenn Murner wieder mit dem Pudel allein im Zimmer war, warf er ein Glas, oder eine Tasse, oder was sonst eben für ein zerbrechliches Gefäß dawar, neben dem Pudel zu Boden, und ergriff, wie gewöhnlich, die Flucht.

Der Pudel wurde dann abermahls für den Thäter gehalten, und erbärmlich gepeitscht.

Dieser trug sein Leiden mit Geduld; denn, dachte er, meine Unschuld wird doch endlich einmahl an den Tag kommen.

Eines Tages lag er im Sonnenscheine, nicht weit vom Hühnerstalle.

Nahe dabei hatte man eine Falle aufgestellt, um den Marder zu fangen, der Tags vorher ein paar Hühner geraubt hatte.

In der Falle lag ein todtes Huhn, um den Marder anzulocken.

Murner, der eben wieder auf neue Bubenstücke sann, sah dieses Huhn; und gleich faßte er den Anschlag, dem armen Pudel wieder neue Schläge zuzuziehen.

Ich will das Huhn wegnehmen, dachte er, und in aller Stille mir gütlich damit thun; des dummen Pudels Rücken wird es dann entgelten müssen.

Leise schlich er hin, um seinen Vorsatz auszuführen.

Aber kaum berührte er mit seinen diebischen Pfoten

das Huhn, als die Falle niederfiel, und ihm den Rücken zerschmetterte.

Auf sein Geschrei kamen Leute herbeigelaufen, die ihn aber schon todt fanden.

Da gerieth Jeder gleich von selbst auf die Vermuthung, daß eben dieser Kater auch wol alle die übrigen Schelmereien verübt habe, für welche der unschuldige Pudel die Strafe hatte leiden müssen.

Und weil es sich wirklich nachher fand, daß seit dem Tode des Katers dergleichen nicht wieder geschah, so gewannen alle Leute den guten Pudel lieb, und belohnten ihn für Alles, was er unverdienterweise gelitten hatte, reichlich.

E.

---

## Der treue Hund.

Kinder, auch die Thiere sind erkenntlich gegen ihre Wohlthäter; wie viel mehr müssen wir es sein!

Sie lieben ihre Herren, sind ihnen treu und ergeben; doch eine Thierart mehr, als die andere.

Vornehmlich zeichnen sich hierin die Hunde vor allen andern aus. Das könnt ihr aus folgender traurigen Geschichte sehn.

Ein Kaufmann machte einst eine Reise zu Pferde, und sein treuer Pudel begleitete ihn zu Fuß.

Die Absicht dieser Reise war, von einem etwas entfernten Orte eine ansehnliche Summe Geldes abzuholen, die da Jemand dem Kaufmanne schuldig war.

Er empfing das Geld, und ritt vergnügt zurück nach Hause.

Unterweges fiel der Mantelsack, worein er den Geld-

beutel gesteckt hatte, von dem Pferde herab zur Erde, weil er nicht fest genug war angeschnallt gewesen.

Der Kaufmann, der in Gedanken saß, merkte nichts davon; wol aber merkte es sein treuer Pudel.

Er versuchte, ob er den Mantelsack mit den Zähnen aufheben und seinem Herrn nachtragen könnte; aber er war ihm zu schwer.

Er lief also hin zu seinem Herrn, sprang an dem Pferde auf, und bellte so laut und unaufhörlich, daß der Kaufmann nicht wußte, was er davon denken solle.

Er gebot ihm, zu schweigen; aber umsonst! Er gab ihm einen Schlag mit der Peitsche; aber vergebens!

Der treue Hund fuhr fort, zu bellen und zu heulen, und an dem Pferde aufzuspringen, als wenn er seinen Herrn mit Gewalt herunterziehen wollte; und da ihn dieser durch mehr Peitschenschläge abwehrte, fiel er das Pferd an, um ihm durch Bellen und Beißen zu verstehn zu geben, daß es umkehren solle.

Der Kaufmann erschrak, und glaubte, daß er toll geworden sei. Er liebte den Hund, und es schmerzte ihn, daß er sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, ihn todt schießen zu müssen.

Lange bemühete er sich, ihn durch Zurufen zu besänftigen, aber da Alles nicht helfen wollte, ergriff er endlich die Pistole, zielte und drückte mit weggewandten Augen los.

Der gute Pudel stürzte, erholte sich aber wieder, und kroch ängstlich winselnd näher zu seinem Herrn.

Dieser konnte den Anblick nicht ertragen, gab dem Pferde die Sporen, und jagte davon.

Nach einer kleinen Weile konnte er sich gleichwol nicht enthalten, zurückzusehen, ob das arme Thier wol schon todt sei? Aber indem er sich auf dem Pferde

umdrehte, bemerkte er den Verlust seines Mantelsacks.

Wie ein Stein fiel es ihm da plötzlich aufs Herz, daß das wol die Ursache sein möchte, warum der Hund so sehr gebellt habe. Ich Grausamer! rief er aus, und jagte spornstreichs zurück, mehr wegen des armen Pudels, als wegen des Geldes besorgt.

Er fand ihn an der Stelle, wo er ihn geschossen hatte, nicht mehr, sondern sah aus der blutigen Spur, daß er weiter zurück müsse gekrochen sein. Voll Bekümmerniß folgte er dieser Spur: und — o wer vermag seine Betrübniß auszusprechen, da er das arme treue Thier neben dem Geldbeutel liegend fand, zu dem es zurückgekrochen war!

Er sprang vom Pferde, um zu sehen, ob es noch zu retten sein möchte?

Aber ach! — der sterbende Hund leckte ihm liebevoll die Hand — und verschied.

C.

---

## Fritzchens Abendgedanken.

Der Tag ist hin, und seht, die Augenlieder
 Sind matt, und fallen zu.
Der schöne Tag! — doch morgen kommt er wieder,
 Ich geh' indeß zur Ruh.

Gespielet hab' ich heut', gelacht, gesprungen;
 Gewiß, das freut mich sehr!
Doch ist mir's auch im Lernen wohl gelungen;
 Und das, das freut mich mehr.

Ich habe meinen Aeltern viel Vergnügen
Mit meinem Fleiß gemacht!
O schön! das soll mich süß in Schlummer wiegen,
Und würzen mir die Nacht.

Mir wird von frommen, guten Kindern träumen,
Die schon im Himmel sind,
Und spielen unter schönen Apfelbäumen. —
Komm, süßer Traum, geschwind!

Nein, komm noch nicht! laß mich vor allen Dingen
Hinauf gen Himmel sehn,
Und meinen Dank dem lieben Gotte bringen,
Vor dem die Engel stehn.

Du lieber Gott, hast alles Das gegeben,
Was mich so sehr erfreut,
Gesundheit, Aeltern, Lehrer, und daneben
Die liebe Sommerzeit,

Den schönen Garten, Wiesen, Bach und Lauben,
Mein liebes Blumenbeet,
Mein allerliebstes kleines Haus voll Tauben,
Und all' mein Spielgeräth!

Du hast mir auch den schönen Tag gegeben,
Und Zeit zu Fleiß und Spiel,
Und dies vergnügte süße, süße Leben,
Und noch so tausend viel!

O, lieber Gott! ich danke dir, ich danke!
O, sei mir ferner gut!
Du Gütiger! nochmahls: ich danke, danke!
Sei mir doch ferner gut!

Gieb, daß ich dich und meine Aeltern liebe,
    Und gerne folgsam sei,
Auch immer mich in allem Guten übe;
    Und steh mir immer bei!

Ach, was erfleht man nicht von dir für Gaben!
    O Gott! ich faß' es kaum!
Laß Alle Theil an deinem Segen haben!
    Und — komm nun, schöner Traum!

Overbeck.

---

## Der junge Reisende.

Der junge Schnellfuß, der große Lust zu reisen hatte, begab sich mit seinem Hofmeister auf den Weg.

Kaum aber war er an einen fremden Ort gekommen, so fragte er schon: wo gehen wir nun weiter hin? und wollte sich niemahls Zeit lassen, Dasjenige zu besehen, was daselbst Gutes und Merkwürdiges zu sehen war. So sehr verlangte ihn stets, nach neuen Gegenden zu kommen!

Sein Hofmeister bat ihn, er möge sich doch etwas verweilen, er werde sonst keinen Nutzen von seiner Reise haben, sondern bloß von einem Orte zum andern geflogen sein.

Vergebens! Er konnte ihn nicht dazu bewegen. Aber was erfolgte?

Als der junge Mensch zu Hause kam, wußte er von allen Oertern, die er durchlaufen war, weiter nichts, als den bloßen Namen derselben zu sagen.

Da sah er seine Thorheit ein, und mußte sich ent-

schließen, dieselbe Reise noch einmahl zu machen, wenn er Nutzen davon haben wollte.

So geht es auch Denen, die niemahls auf Dasjenige Acht geben, was ihr Lehrer ihnen jetzt erklärt, sondern nur immer weiter wollen, nur nach Dem, was folgt, fragen; sie wissen darüber am Ende gar nichts. —

Wer was Rechts lernen will, der muß sich Zeit nehmen, auf Alles, was vorkommt, genau zu achten, und nicht eher zu dem Ende eines Buchs eilen wollen, als bis er den Anfang recht gefaßt hat.

E.

---

## Der übereilte Bau.

Einem erwachsenen Manne, der in seiner Jugend eben so, wie der junge Schnellfuß, sich verwöhnt hatte, ging es nicht besser.

Er verlangte einst von einem Baumeister, daß er ihm ein Haus von drei Stockwerken bauen solle.

Indeß nun dieser beschäftigt war, den Grund zu dem ersten Stockwerke zu legen, trieb ihn schon der Bauherr an, daß er das zweite fertig machen solle.

Der Baumeister bat, er möge sich doch so lange gedulden, bis er erst einen festen Grund dazu gelegt habe; aber er ließ ihm keinen Frieden, bis er seinen Willen erfüllte und das zweite Stockwerk aufrichtete, ohne vorher mit dem ersten fertig geworden zu sein.

Kaum waren die Eckpfeiler des zweiten Stocks aufgerichtet, so mußte er auch schon am dritten arbeiten, weil der Mann vor Begierde brannte, sein Haus vollendet zu sehen. Aber was geschah?

Ehe noch das Oberste von dem Hause fertig werden

konnte, stürzte schon das ganze Gebäude wieder ein, weil es nicht ordentlich und eins nach dem andern aufgeführt war.

Da mußte man denn von vorne wieder anfangen.

E.

---

## Fritzchens Lob des Landlebens.

Rühmt immer eure große Stadt,
Und laßt ihr Lob erschallen!
Mein liebes kleines Dörfchen hat
Mir dennoch mehr gefallen.

Hier muß ich ganze Tage lang
Im öden Zimmer sitzen;
Dort konnt' ich frei und ohne Zwang
Die schönen Tage nützen.

Am frühen Morgen konnt' ich gleich
In meinen Garten hüpfen;
Und nach den Vögeln im Gesträuch,
Ihr Nest zu suchen, schlüpfen.

Wenn ich ein Röschen offen sah,
Wie pflegt' ich dann zu springen,
Und es mit Freuden der Mama
Zum Morgengruß zu bringen!

Sie nahm es freundlich, küßte mich
Für meine kleine Mühe,
Und sah mich an, und freute sich,
Daß ich nicht minder blühe.

Da ging ich immer Hand in Hand
Mit meiner Schwester Käthchen;
Der gleichet doch im weiten Land
Und in der Stadt kein Mädchen.

Sanft, wie ein Maientag, ist sie,
Geschäftig, wie ein Bienchen.
Sie fütterte des Morgens früh
Im Hühnerhof die Hühnchen.

Ein Lämmchen, weißer als der Schnee,
Folgt' ihr am rothen Bändchen,
Wohin sie ging, und aß den Klee
Aus ihrem weißen Händchen.

Die Blumen wuchsen schöner, die
Mir unser Gärtner schenkte,
Wenn die geliebte Schwester sie
An meiner Seite tränkte.

Ans kleine Schmerlenbächlein ging
Sie oft mit mir zum Fischen,
Und ließ, wenn ich ein Fischchen fing,
Mitleidig es entwischen.

Da zürnt' ich manches Mahl mit ihr,
Doch war es gleich vorüber,
Und nach dem Schmollen hatten wir
Einander desto lieber.

Nun muß ich, wie ein Vögelein,
Getrennt von seinen Lieben,
Im goldnen Käfich eingesperrt,
Mich Tag und Nacht betrüben.

O, dürft' ich, liebes Dörfchen, dich
Nur einmahl wieder sehen;
Gewiß, die Städter sollten mich
Sobald nicht wieder sehen.

Overbeck.

---

## Der Thau auf Rosenblättern.

Sieh doch, Kleiner, diese Perle,
O wie hell und rein
Glänzt sie auf dem Purpurblättchen
Hier im Sonnenschein!

Als ich gestern nach dem Donner
Diese Rose sah,
Ach! da hingen große Tropfen
Trüben Regens da.

Stürme wollten sie entblättern;
Aber sieh! wie jetzt
Jener Morgensonne Schimmer
Sie nun wieder letzt!

Oft wird heut' ein Sturm des Leides
Ueber dich ergehn;
Ach! dann werden trübe Thränen
Dir im Auge stehn.

Aber morgen, guter Knabe,
Morgen — freue dich! —
Drängen Freudenthränen wieder
Aus dem Auge sich.

Bild der Unschuld ist die Rose;
Sei ihr gleich, sei gut!
Tugend nur schenkt wahre Freuden,
Und im Unglück Muth.

Overbeck.

---

## Das gute Mädchen.

Von Kranon in Frankreich wurde neulich folgende angenehme Geschichte gemeldet.

Der Herr dieses Orts, der gewiß ein guter Mann ist, weil er gute Leute lieb hat, thut Alles, was er nur kann, um seine Leute auch gut zu machen.

Er giebt deßwegen alle Jahr 200 Thaler aus seiner Tasche, und die giebt er halb dem Manne, oder dem Burschen, halb aber der Frau oder Jungfer, die sich am besten aufgeführt haben.

Er giebt ihnen dies Geld öffentlich in der Kirche, und daselbst werden auch ihre Namen öffentlich genannt, und die guten Handlungen erzählt, wodurch sie sich der Belohnung werth gemacht haben.

Diejenigen, welche dies Jahr so belohnt wurden, waren ein alter Mann und eine Jungfer.

Der alte Mann wurde für gut gehalten, weil er 78 Jahr gelebt hatte, und Niemand war, der ihm etwas Uebles nachsagen konnte, Jedermann aber gestehen mußte, daß er von Jugend an fleißig gearbeitet habe, daß er immer dienstfertig und freundlich gegen Jedermann gewesen sei, und daß er sechs Kinder erzogen habe, mit welchen alle Menschen zufrieden wären; und dann auch darum, weil er eine alte 80jährige Ehefrau

hatte, die lange schon blind war, der er mit vieler Beschwerde warten mußte, und der er dennoch gern wartete, ohne jemahls dabei zu murren und mit ihr oder mit seinem Schicksale unzufrieden zu sein.

Die Jungfer aber war ein Mädchen, das wir nicht besser beschreiben können, als wenn wir Das erzählen, was der Pfarrer von ihr versichert. Derselbe sagt:

Da ich der Jungfer melden sollte, daß sie unter den Frauenspersonen Diejenige sei, der für dieses Jahr der Preis zuerkannt werde, so fand ich sie beschäftiget, das Brusttuch ihres kränklichen Vaters zu flicken; und da ich ihr sagte, künftigen Sonntag würde ich ihr den Kranz aufsetzen, und sie im Namen des Herrn öffentlich beschenken, weil ihre Tugend bekannt geworden sei, so antwortete sie: das verdiene ich nicht!

Und ich erwiederte: So verdient es ihre Tugend.

Sie sah mir aber mit großen Augen ins Gesicht, und sagte: Ich weiß von keiner Tugend!

Wie? sprach ich da, ists etwa, daß wir in der Person uns irren? Ist sie es nicht, die schon in ihrem elften Jahre bei fremden Leuten dienen ging?

Ja, sprach sie, denn ich wollte meinen armen Aeltern nicht ihr Bißchen Brot vor dem Munde wegnehmen, sondern mir selbst das meinige verdienen.

Ich fragte nun weiter: Ist ihre Herrschaft nicht jedesmahl mit ihr zufrieden gewesen?

Und sie erwiederte: Ich that Alles, so gut ich konnte, und weiter bekümmerte ich mich um nichts!

Nicht wahr, fragte ich da ferner, schon in ihrem 15ten Jahre ist sie wieder zurückgekommen, und bis hierher in ihres Vaters Hause geblieben?

Sie antwortete hierauf: Ja, das bin ich. Meine Mutter wurde damahls krank, da mußte sie Pflege ha=

ben; und nun nach ihrem Tode auch mein alter kranker Vater.

Sie hat also wol, fuhr ich fort, mit ihrer Hände Arbeit ihren abgelebten Vater und auch ihre kleine Schwester hier ernährt?

Und sie versetzte: So viel ich konnte, habe ich gethan; und das wäre ja auch abscheulich, wenn das Einer nicht thun wollte! Er ist ja mein Vater, er hat ja mich erzogen, und das kann er nun nicht mehr bei meiner Schwester thun!

Ich sah nun wol, daß hier kein Irrthum war, und sagte also: Habe sie guten Muth, liebe Jungfer; sie wird nun bald weniger Plage haben.

Hundert Thaler wird sie bekommen, und da wird sich bald ein guter Mann finden, der sie zur Frau nimmt und sie versorgt. — Sie antwortete: Das hat denn gewiß noch eine Weile Zeit! Denn bin ich gleich 21 Jahr schon alt, so ist doch diese meine Schwester nur noch klein; und kann die wol sich und unsern Vater nähren?

Dies ist's, was der Pfarrer von diesem guten Mädchen erzählt; und daraus sieht man denn wol, Wen unser Herr und unsere Leute hier für gut zu halten pflegen.

E.

---

## Der Knabe und sein Vater.

Ein Schüler aß, wie viele Knaben,
Die Datteln für sein Leben gern;
Und um des Guten viel zu haben,
Pflanzt' er sich einen Dattelkern

In seines Vaters Blumengarten.
Der Vater sah ihm lächelnd zu,
Und sagte: Datteln pflanzest du?
O Kind, da mußt du lange warten!
Denn wisse, dieser edle Baum
Trägt oft nach zwanzig Jahren kaum
Die ersten seiner süßen Früchte.
Karl, der sich dessen nicht versah,
Hielt ein, und kraus'te das Gesichte.
Ei, sprach er endlich zum Papa,
Das Warten soll mich nicht verdrießen,
Belohnt die Zeit nur meinen Fleiß,
So kann ich ja dereinst, als Greis,
Was jetzt der Knabe pflanzt, genießen.

Ungenannter.

---

## Winterlied.

Jauchzet, wenn der Frühling weckt!
Aber gebt dem Winter
Auch sein Löbchen; denn es steckt
Wahrlich was dahinter.

Lange Tage sind wol gut,
Doch die kurzen geben
Rasche Beine, warmes Blut,
Schmausekraft daneben.

Seht, im Sommer hängt das Kinn
Müd' und matt herunter;
Winterluft macht Herz und Sinn
Stark, und wach, und munter.

Hinterm Ofen sitzt und heckt
Schelmerei die Streiche;
Pößchen dahlt, und Muthwill neckt,
Kurzweil strengt die Bäuche.

Schaut das schöne weiße Land,
Wie's in Silber strahlet!
Und den sonniglichen Rand
Hell mit Gold bemahlet!

Stampft die schneebedeckte Bahn!
Klingt sie nicht wie Schellen?
Was kann Mai, der Sommermann,
Dem entgegenstellen?

Blumen sind, bei Ja und Nein!
Allerliebste Sachen,
Und der Sommer pflegt sich fein
Breit damit zu machen;

Doch weiß auch der Januar
Blumen aufzutreiben;
Künstlich wachsen sie sogar
An den Fensterscheiben.

Drum den Winter auch geliebt,
Wie ihn Gott gegeben!
Was der liebe Gott uns giebt,
Dient zum frohen Leben.

Wer vergnügt ist, der lebt wohl;
Alle Jahreszeiten
Sind der guten Gaben voll
Und voll Fröhlichkeiten.

Overbeck.

## Geschichte dreier braven Männer.

### 1. Woltemade.

Bei dem Vorgebirge der guten Hoffnung, unten in Afrika, lag ein Schiff vor Anker, welches nach Batavia in Ostindien segeln wollte.

Es wartete auf guten Wind; aber plötzlich entstand der heftigste Sturm.

Der wüthete zwei Tage und zwei Nächte in einem fort, zerbrach die Masten, zerriß die Segel und die Ankerseile, hob das Schiff bald hoch in die Luft, und warf es bald wieder in den tiefsten Abgrund hinunter.

Endlich blieb es auf einer Sandbank sitzen, und nun wurde ein Stück desselben nach dem andern von den Wellen losgerissen.

Das sahen die Einwohner eines Dorfs, welches nahe an der Küste lag.

Gern wollten sie den Unglücklichen, welche auf dem Schiffe waren, helfen; aber sie hatten kein Fahrzeug.

Unter ihnen war Woltemade, ein alter Bauer von siebzig Jahren.

Dieser läuft, ohne ein Wort zu sagen, nach seiner Hütte, wirft sich auf sein Pferd, eilt nach der Küste zurück, und ruft um sich her: Menschen, laßt uns Menschen retten!

Und so stürzt er sich mit dem Pferde ins schäumende Meer, schwimmt mitten durch die hohen Wogen auf 300 Schritte weit bis an das Schiff, und ruft den Elenden Trost und Hülfe zu.

Zwei von euch, sagte er, springen herab, und fassen den Schweif meines Pferdes an! Gott wird uns hinüber helfen: dann komme ich wieder und hole noch mehre.

Eiligst hängen Zwei sich an des Pferdes Schweif, und der Greis schwimmt mit ihnen durch.

Kaum hat er sie glücklich ans Ufer gebracht, so stürzt er sich von neuen in das brausende Meer, ruft abermahls zwei Gefährten zu seiner gefährlichen Reise vom Schiffe herab, kommt abermahls glücklich ans Ufer, und fährt auf dieselbe Weise fort, bis er 14 Menschen gerettet hat.

Die Geretteten beten ihn beinahe an; seine Anverwandte und seine Freunde hingegen beschwören ihn mit Thränen, sich der Gefahr doch nun nicht von neuen auszusetzen.

Aber da war kein Halten.

Woltemade hört und sieht auf nichts, als auf Diejenigen, die noch in Gefahr sind, reißt sich abermahls los, schwimmt wiederum zum Schiffe hin, und bittet dort wiederum, wie zuvor.

Unglücklicherweise wirft, seinem Verbote zuwider, sich noch ein Dritter herab, ergreift im Fallen den Zügel des schon entkräfteten Pferdes, zieht mit demselben das arme Thier in den Abgrund hinunter, und ersäuft sich selbst, seine beiden Gefährten und — Jammer! auch den trefflichen Woltemade! E.

## 2. Boussard.

Zu Dieppe in Frankreich kam neulich ein Schiff an, eben da ein heftiger Sturmwind blies, und es lief Gefahr, von den Wellen gegen die hervorragende Landspitze geworfen und zertrümmert zu werden.

Es war schon Abends um 9 Uhr, und die Annäherung der Nacht machte den fürchterlichen Zustand der auf dem Schiffe befindlichen zehn Personen noch schrecklicher.

Ein Lothsmann versuchte zu vier verschiedenen Mahlen, auszulaufen, um das Schiff, wo möglich, in den Hafen zu bringen; aber vergebens! Der entgegenblasende Sturm war so heftig, daß er jedesmahl unverrichteter Sache zurückgetrieben wurde.

Schon hatte man zur Rettung dieser Unglücklichen alle Hoffnung aufgegeben.

Aber plötzlich trat ein großmüthiger Mann hervor, der entschlossen war, sein eigenes Leben zu wagen, um das Leben Derer zu retten, die er nicht kannte.

Boussard ist sein Name; und sein Stand? — Er ist nur ein armer Lothsmann.

Er hatte anfänglich versucht, das Schiffsvolk durch ein Sprachrohr zu benachrichtigen, wie sie steuern müßten; aber die Dunkelheit der Nacht, das Heulen des Windes und das Rauschen der Wellen verhinderten, den Schiffer zu sehen und zu hören; und bald darauf wurde das Schiff von dem Sturme auf den Strand geworfen.

Das Jammergeschrei der Unglücklichen, die das Schiff unter sich schon in Trümmern zerfallen sahn, machte den braven Boussard taub gegen die Vorstellungen und Bitten der Seinigen, welche ihn abhalten wollten, die beschlossene That zu wagen.

Er band sich mitten um den Leib ein Tau, befestigte das andere Ende desselben an seinem Kopfe, riß sich darauf von Weib und Kindern los, und warf sich mitten in die schäumenden Wellen, um dieses Tau an das Schiff zu bringen.

Er schwamm auch glücklich hin, aber in dem Augenblicke, da er das Tau ablangen wollte, ward er von einer Welle ergriffen, und gewaltsam an das Ufer zurückgeworfen.

Boussard ließ sich durch diesen ersten unglückli-

chen Versuch nicht abschrecken. Er erneuerte ihn vielmehr fünfmahl hinter einander, und wurde immer wieder nach dem Lande zurückgetrieben.

Schon bedeckten die vom Schiffe losgerissenen Bretter und Balken die Oberfläche des Wassers zwischen dem Schiffe und dem Ufer, und der Augenblick war nahe, daß der ganze Ueberrest in Trümmern zerfallen wollte.

Boussard warf sich von neuen ins Wasser.

Plötzlich wurde er durch eine Welle dergestalt ans Schiff geschlagen, daß man ihn für todt hielt.

Aber er lebte, der brave Mann, kam einen Augenblick nachher wieder hervor, und zwar mit einem Matrosen in den Armen, der sich von dem Schiffe in die See geworfen hatte, und versunken wäre, wenn sein Retter ihn nicht ergriffen hätte.

Diesen, der bereits ohne Bewegung und fast todt war, brachte er zuerst ans Ufer.

Dann glückte es ihm, nach großer Mühe, das Schiff zu erreichen und das Tau hinaufzuwerfen.

Durch Hülfe desselben wurden sechs Menschen von dem Schiffe glücklich ans Ufer gezogen.

Noch war Einer übrig, der sich auf dem Schiffe festgebunden hatte, weil er krank war, und nicht so viel Kräfte hatte, um sich mit dem Stricke ans Land ziehen zu lassen.

Boussard raffte seine letzten Kräfte zusammen, riß sich aus den Armen Derer, die ihn zurückhalten wollten, los, und sprang noch einmahl in See, um, wo möglich, auch diesen zu retten.

Es gelang ihm, und er hatte nun die himmlische Freude, acht Menschen am Ufer zu sehen, die, nächst Gott, ihm allein ihr Leben zu verdanken hatten.

Zwei waren ertrunken, deren Leichen man den folgenden Morgen am Strande fand. E.

## 3. Ein Ungenannter.

In Italien liegt eine Stadt, die heißt Verona, und bei derselben fließt ein Strom vorbei, welcher die Etsch genannt wird.

Diese Etsch war neulich im Winter zugefroren.

Ein plötzlich einfallendes Thauwetter aber brach das Eis, und machte den Strom auf einmahl anschwellen.

Die Gewalt des Grundeises riß einen der Brückenbogen an beiden Ufern ein; nur der mittelste Bogen that noch einigen Widerstand.

Auf demselben ruhete ein kleines Häuschen, in welchem sich der Zöllner mit seiner ganzen Familie befand.

Das Geschrei dieser Unglücklichen, welche um Rettung fleheten, zog eine Menge Menschen herbei; aber da war Keiner, der es wagen wollte, ihnen zu Hülfe zu kommen.

Indeß sank ein Stück dieses letzten Bogens nach dem andern hin, und man erwartete mit jedem Augenblicke den gänzlichen Einsturz desselben.

Plötzlich sprengte unter die Menge der mitleidigen Zuschauer ein edler Graf (Spolverini war sein Name) und hielt einen Beutel mit Gelde empor, den er Demjenigen zu geben versprach, der den unglücklichen Zöllner mit seiner Familie retten würde.

Aber es fand sich Keiner; denn die Lebensgefahr, die damit verbunden war, schien Allen zu groß und zu schrecklich zu sein.

Endlich drängte sich durch den Haufen ein armer Landmann, dem wol Niemand so viel Edelmuth zugetrauet hätte.

Derselbe sprang in einen Kahn, und ruderte, der Gewalt des Eises und der Wellen ungeachtet, hin zu dem einstürzenden Bogen.

Die schon von Todesangst ergriffene Familie des Zöllners ließ sich eiligst an einem Seile hinab in seinen Kahn, und glücklich brachte er sie ans Ufer.

Kaum waren sie gelandet, so stürzte der Bogen mit dem Häuschen ein. Die Luft erscholl vom Frohlocken der Zuschauer.

Jetzt bot der Graf dem edelmüthigen Erretter die verheißene Belohnung dar; aber wer erstaunte nicht, da er diesen kaltblütig zurücktreten und sich weigern sah, den Beutel anzunehmen.

Für Geld, sprach er, habe ich mein Leben nicht gewagt; hier ist eine unglückliche Familie, die jetzt Habe und Gut verloren hat; ihr geben Sie, was Sie für mich bestimmt hatten.

Mit diesen Worten kehrte er sich um, und verlor sich unter der Menge.

Sein Name ist nicht bekannt geworden, aber im Himmel steht er angeschrieben. —

Der Volksdichter Bürger hat diesen merkwürdigen Vorgang in folgendem schönen Liede kräftig besungen: E.

## Das Lied vom braven Manne.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
Und schnob durch Welschland, trüb' und feucht;
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wann der Wolf die Herde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst,
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee,
Der Sturz von tausend Wassern scholl,
Das Wiesenthal begrub ein See,
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her,
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.
O Zöllner! O Zöllner! Entfleuch geschwind!

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
Laut heulten Sturm und Wog' ums Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan,
Und blickt' in den Tumult hinaus. —
Barmherziger Himmel! Erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich! —

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter, als Strom und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
An beiden Enden, hier und dort,
Zerborsten und zertrümmert, schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. —
Barmherziger Himmel, erbarme dich!

Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein,
Und Jeder schrie, und rang die Hand;
Doch mochte Niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind. —

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! So nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte Umsturz sich;
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!

Rasch galoppirt ein Graf hervor,
Auf hohem Roß, ein edler Graf!
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff. —
Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt!

Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag an, mein braver Sang, sag' an!
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav!
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich.

Und immer höher schwoll die Flut;
Und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Muth. —
O Retter! Retter! komm geschwind!
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach,
Laut krachten und stürzten Bogen nach.

Halloh! Halloh! Frisch auf gewagt!
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt;
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind. —

Sieh, schlecht und recht ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort,
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn, in Gottes Namen, sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! der Nachen war allzuklein,
Der Retter von Allen zugleich zu sein.

Und dreimahl schwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimahl kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die Letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort. —

Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran,
Doch that er's wol um Goldesklang,
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

Hier, rief der Graf, mein wackrer Freund,
Hier ist der Preis! Komm her, nimm hin! —
Sag' an, war das nicht brav gemeint? —
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn! —
Doch höher und himmlischer, wahrlich, schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

Mein Leben ist für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.
Dem Zöllner werd' eu'r Geld zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!
So rief er mit herzlichem Biederton,
Und wandte den Rücken und ging davon. —

Hoch klingst du Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann!

---

## Die jungen Reisenden.

Drei Söhne reicher Aeltern hatten von ihrem Taschengelde eine Summe von 300 Thalern erspart.

Sie wurden eins, daß sie dafür gemeinschaftlich eine

Lustreise durchs Land thun wollten, und erhielten von ihren Aeltern die Erlaubniß dazu.

Sie reiseten also ab, und freueten sich schon zum voraus über die vielen schönen Gegenden und merkwürdigen Sachen, die ihnen zu Gesicht kommen würden.

Sie waren aber kaum zwei Meilen weit gekommen, als sie in der Ferne ein starkes Feuer gewahr wurden.

Sie eilten dem Orte zu, und fanden die unglücklichen Einwohner des Dorfs mit dem Löschen eines Brandes beschäftiget, der schon einige ihrer Häuser verzehrt hatte.

Die edlen Jünglinge blieben keine müßige Zuschauer dabei.

Sie halfen vielmehr, so sehr sie immer konnten; und der Brand wurde gelöscht.

Man dankte ihnen für ihre Hülfleistung; sie aber sahen einander schweigend an, verstanden sich, gingen auf den Pfarrer zu, und übergaben ihm die 300 Rthlr., welche sie verreisen wollten.

Verwenden Sie dieses, sagten sie zu ihm, zum Besten der armen Abgebrannten.

Wir haben die Absicht unserer Reise schon erreicht, und können nun immer wieder umkehren. Wir wollten dieses Geld zu unserm Vergnügen anwenden, und das ist nun geschehen.

Mit diesen Worten verließen sie den gerührten Geistlichen, kehrten zurück nach ihrer Vaterstadt, und die Segenswünsche der dankbaren Landleute und Aller, die diese schöne That vernahmen, folgten ihnen nach.

C.

---

# Aesop.

Aesop ging einst nach einem Städtchen hin.
Ein Wandrer kommt, der grüßet ihn,
Und fragt: Wie lange, Freund, hab' ich zu gehen
Bis zu dem Flecken dort, den wir von weiten sehen?

Geh! spricht Aesop. Und er: Das weiß ich wol,
Daß, wenn ich weiterkommen soll,
Ich gehen muß. Allein du sollst mir sagen,
In wie viel Stunden? —
Nun, so geh! —
Ich sehe wol!
Brummt hier der Fremde, dieser Kerl ist toll,
Ich werde nichts von ihm erfragen,
Und dreht sich um, und geht.
He! ruft Aesop, ein Wort!
Zwei Stunden nur, so bist du dort!

Der Wandrer bleibt betroffen stehen;
Ei, ruft er, und wie weißt du's nun? —

Und wie, versetzt Aesop, konnt' ich den Ausspruch thun,
Bevor ich deinen Gang gesehen?

L. H. Nicolai.

## Der drollige Affenfang.

Am Oronoko-Flusse, in Amerika, bedient man sich, wie erzählt wird, eines sonderbaren Mittels, die Affen zu fangen. Hier ist eine Beschreibung davon.

Die Affen finden einen sonderlichen Geschmack an dem Indischen Korne, welches Mais genannt wird.

Davon thut man nun Etwas in ein Gefäß, welches einen langen und zugleich sehr engen Hals hat, so daß ein Affe nur eben die eine Pfote hineinbringen kann. Und dieses Gefäß stellt man dann unter einen Baum, worauf man einen Affen sitzen sieht, und geht davon.

Kaum hat der Affe es bemerkt, so steigt er herab, steckt sein Pfötchen in den engen Hals, und nimmt eine Handvoll Mais vom Boden auf.

Nun kann er aber die geschlossene Pfote nicht wieder zurückziehen; und sie aufzumachen, und den Mais, dessen er sich einmahl bemächtiget hat, wieder fahren zu lassen, dazu kann er sich auch nicht entschließen, es koste was es wolle.

Er fängt also ein klägliches Geschrei an, als wenn er in großen Nöthen wäre, ungeachtet es nur bei ihm steht, sich wieder frei zu machen.

Aber seine Begierde nach dem Mais ist so groß, daß er sich lieber tödten, als seine Beute fahren läßt.

Die Jäger versichern, niemahls erlebt zu haben, daß auch nur ein Einziger die Pfote aufgemacht hätte, um sich durch Flucht zu retten.

Diese sonderbare Thorheit der Affen hat zu folgendem erdichteten Gespräch Anlaß gegeben:

# Der Sklav und der Affe.

## Eine Fabel.

Sklav.

Mich zu erwarten! O, des Thoren!

Affe.

Was willst du denn?

Sklav.

Du bist verloren;
Dich tödten will ich!

Affe.

Mich? Um eine Handvoll Mais?
Fi! Bruder Mensch, stinkst ja von Geiz!

Sklav.

'S ist nicht für mich; bin nur statt meines Herren hier.

Affe.

So ist dein Herr ein wildes Thier,
Und du, sein Sklav, bist eine feige Memme!

Sklav.

Wart, Unthier! —

Affe.

Muß ja wol; bin leider! in der Klemme.
Gesteh' nur, daß es schimpflich sei,
Aus bloßem Zwang als Sklav zu handeln.
Bin nur ein Aff', doch bin ich frei!

Sklav.

Das wäre! — Sei's denn, Aff'! magst diesmahl wandeln,
Wohin du willst. Fort, fort nur; säume nicht!

Affe.

Ach, siehst ja wol, woran's gebricht!

Sklav.

Mach' auf die Hand!

Affe.

Das kann ich nicht!

Da würd' ich ja den schönen Mais verlieren!

Sklav.

So giebt's der Sklaven denn auch unter Thieren:
Ein Bißchen Mais ist dein Tirann,
Der meinige ein weißer Mann.
Stirb, Sklav! Muß meines Herren Willen,
Wie du des deinigen, erfüllen.

C.

---

## Badelied.

Zum Bade! zum Bade!
Vom Blumengestade
Hinab in die wallenden Fluten!
Die Sonne gebietet;
Sie wütet, sie wütet
Mit himmeldurchströmenden Gluten.
Ha! wie so gelinde
Die lispelnden Winde
Die glühenden Wangen uns kühlen!
Wie schäumend die hellen,
Lichtblinkenden Wellen
Die schwebenden Hüften umspühlen!
Bald tauchen wir nieder,
Bald heben wir wieder
Uns rudernd aus sandigen Tiefen;
Und kämpfen und ringen,
Stromüber zu dringen,
Daß Locken und Wangen uns triefen!

Auf Wogen zu schweben,
Sich jauchzend zu heben,
Welch Wonnevergnügen, ihr Brüder!
Da rauschen den Kummer
Die Wellen in Schlummer,
Da stählt man die nervigen Glieder!
Durchbrauset die Flächen
Von Flüssen und Bächen,
Von pappelumschatteten Teichen!
Bis Flockengewimmel
Und Stürmegetümmel
Den lachenden Sommer verscheuchen!

Overbeck.

---

## Gespräch

zwischen dem Herrn von G. und einem armen Greise.

Herr v. G. (zu den Bedienten).

Warum laßt ihr einen so guten Alten nicht gerade zu?

Der Alte.

Gnädiger Herr, sie wollten — ich aber wollte nicht.

Herr v. G.

Und warum?

Der Alte.

Ich schäme mich, es zu sagen, da ich Sie sehe. Ich thue Etwas, das ich nicht gewohnt bin. Ich komme — zu betteln.

Herr v. G.

Vater! — wäret ihr mein leiblicher Vater, ich würde mich eurer nicht schämen. Dies habt ihr aber

freilich nicht wissen können. Ich habe gute Freunde bei mir; seid so gut, einer davon zu sein.

Der Alte.

Nein, Herr! und wenn sie Alle wären, wie Sie; ich habe nicht Zeit.

Herr v. G.

Was habt ihr denn zu thun?

Der Alte.

Was Wichtiges, Herr! zu sterben. — Ich will wol Alles sagen, weil wir allein sind: ich habe nur höchstens acht Tage noch zu leben.

Herr v. G.

Wie wißt ihr das?

Der Alte.

Das weiß ich so — ich kann es selbst nicht sagen — weil ich es weiß, weil ich es fühle, weil es gewiß ist; und nun — meine Tochter und ihr Mann haben mich zwei Jahr ernährt.

Herr v. G.

Da haben sie ihre Schuldigkeit gethan.

Der Alte.

Ich hatte mir so viel Geld gesammelt, um Niemand aufs Alter beschwerlich zu fallen. Wie gings? Ich lieh dies Geld einem adeligen Herrn. Der aß und trank, und war fröhlich und guter Dinge, bis er nichts wiedergeben konnte. Verzeihen Sie, gnädiger Herr! Sie sind auch ein Edelmann; allein ich sage die Wahrheit.

Herr v. G.

Und ich höre sie so gern, beträfe sie mich auch selbst, als ihr sie nur sagen könnt.

Der Alte.

Klüger wär's gewesen, wenn ich mich zu Tode ge-

arbeitet hätte. Da fiel ich aber einmahl blaß und bleich hin, und das hielt ich für Gottes Wink, in dieser Welt zu schließen. Gnädiger Herr! ich habe nicht die Arbeit gescheut; wie ich jung war, kurirt' ich mich mit Arbeit, ich habe nie andere Arzenei gebraucht. Was Einen in der Jugend stärkt, schwächt im Alter — ich konnte nicht, Herr; ich hatte schon ein halb Jahr bloß gebetet und gesungen, da ging mein Geld verloren! Ich versuchte meinen Arm, ich fing an zu wollen, ich wollte in ganzem Ernst; allein ich konnte nicht, ich konnte nicht — verzeihen Sie diese Thränen! Ich habe keine betrübtere Stunde, als eben diese Probestunde gehabt, wo ich so schlecht bestand.

Herr v. G.

Da gingt ihr zu euren Kindern?

Der Alte.

Ja, Herr! und sie kamen mir entgegen. Ich habe nur eine Tochter, ich fand aber an ihrem Manne einen Sohn! Was sie hatten, hatte ich. Sie pflegten mich, obgleich ich ihnen keinen Dreier nachlassen konnte. Gott labe sie dafür an seinem himmlischen Freitische, auch aus Gnade und Barmherzigkeit, wie sie's hier an mir gethan!

Herr v. G.

Und jetzt, Vater, sind sie gegen euch kälter?

Der Alte.

Nein, Herr, das nicht! Aber sie sind arm geworden. Das Gewitter schlug ihr Häuschen zu Grunde. Sie hatten etwas zu meinem Begräbnisse zurückgelegt — ich bin nun so ein alter Geck auf ein ehrliches Begräbniß — und diesen Sterbepfennig, Herr! haben sie angreifen müssen — drum gehe ich betteln. Wenn ich sterbe, so sollen sie die unvermuthete Freude haben, mein Begräb-

niß bestellt zu finden. Sie hätten geborgt, Herr! um mir nach meinem Tode zu Gefallen zu leben, das weiß ich; allein das wollte ich nicht. So bin ich, Herr! ein alter Mann, allein ein junger Bettler!

Herr v. G.

Wo wohnt ihr denn?

Der Alte.

Herr, Verzeihung! das sage ich nicht, meiner und meiner armen Lieben wegen.

Herr v. G.

Verzeihung, Alter, daß ich's gefragt habe! Gott züchtige mich, wenn ich euch nachsehe!

Der Alte.

Das ist brav, gnädiger Herr! In acht Tagen sehen Sie gen Himmel; dann (Gott sei gedankt!), dann ist meine Wohnung nicht mehr geheim. —

Herr v. G. (giebt ihm fünf harte Thaler).

Nehmet, Vater, Gott sei mit euch!

Der Alte.

Herr, so viel? Nein, Herr! so war es nicht gemeint. Ich brauche nur noch Einen Thaler, das Uebrige habe ich nicht nöthig. — Im Himmel brauche ich nichts.

Herr v. G.

Gebt's euren Kindern.

Der Alte.

Behüte Gott, Herr! Meine Kinder können noch arbeiten; sie selbst brauchen nichts.

Herr v. G.

Zum neuen Hause, Alter!

Der Alte (dringt ihm das übrige Geld wieder auf).

Es steht schon!

Herr v. G.

Ihr macht mich roth, Vater!

Der Alte.

Nun, dann sind wir's Beide. Ich bin es auch über und über, weil ich einen Thaler angenommen habe. Sparen Sie, gnädiger Herr, das Uebrige für Leute, die länger für Sie beten können, als ich.

Herr v. G.

Ihr bewegt mich, Vater!

Der Alte.

Ich hoffe, ich habe auch Gott bewegt, der lasse es Sie nicht missen!

Herr v. G.

Wollt ihr was essen?

Der Alte.

Ich habe schon gegessen, Milch und Brot.

Herr v. G.

Aber mitnehmen?

Der Alte.

Nein, Herr! ich will dem lieben Gotte nicht ins Amt fallen. Alle Leute, die mich sahen, boten mir Essen an. Ich habe mir aber den Magen nicht verderbt. Es wäre ein schlechter Dank beim lieben Gott, wenn ich jetzt mitnehmen wollte. Doch — ein Glas Wein, ein einziges!

Herr v. G.

Mehr, Vater! —

Der Alte.

Nein, Herr, nur eins. Mehr trage ich nicht. — Sie sind es werth, daß ich zum letzten Mahle vom Gewächse des Weinstocks bei Ihnen trinke. Es soll der letzte Weintropfen sein, den ich in der Welt nehme, sonst würde ich ihn nicht gefodert haben. Nun kann ich im Himmel erzählen, wo ich den letzten Labetrunk

genossen. — Lieber Gott! ein Glas kalt Wasser bleibt schon nicht unvergolten.

(Der Herr v. G. holte den Wein selbst, der alte Mann hob seine Hände gen Himmel, da er allein war, und sprach:)

Den letzten Wein! Das Nachtmahl habe ich schon vor acht Tagen genommen; lieber Gott, erquicke den Geber, wenn ihn kein Trunk mehr erquickt!

Herr v. G. (der den Wein bringt).

Hier, Vater! — Ich habe mir auch ein Glas mitgebracht, wir müssen zusammen trinken!

Der Alte (gen Himmel).

Habe Dank, lieber Gott, für alles Gute, für diese Welt, habe Dank! (Er trinkt etwas). Jetzt (zum Herrn v. G., indem er mit ihm anstoßt): Gott schenke Ihnen ein sanftes Ende, wie ich's gewiß haben werde!

Herr v. G.

Vater, bleibt diese Nacht hier, ich bitte euch! Kein Mensch soll euch sehen, wenn ihr es so wollt.

Der Alte.

Nein, Herr, ich kann nicht. Meine Zeit, Sie wissen, ist edel.

Herr v. G.

Gott, großer Gott! Womit kann ich euch noch dienen?

Der Alte.

Herr! ich wünschte Ihretwegen, daß ich noch mehr brauchte. Sie sind ein lieber, guter Herr; allein ich habe auf der Welt nichts mehr, als — noch einen Handschuh nöthig. Ich habe ihn verloren.

Herr v. G.

Gleich!

Der Alte (allein).

Zum letzten Mahle gelabt! Dort wird es besser sein.

(Herr v. G. bringt ein Paar Handschuhe).

Hier, Alter!

Der Alte.

Den einen brauche ich nicht; nur Einen habe ich gefodert.

Herr v. G.

Warum den andern nicht auch?

Der Alte.

Dieser Hand fehlt nichts. Es ist bloß die Linke, die die Luft nicht vertragen kann. — Ich werde an Sie denken! (Er giebt dem Herrn v. G. die rechte, bloße Hand).

Herr v. G.

Und ich an euch! O, Alter! mir ist es schwer, mein Wort zu halten. —

Der Alte.

Desto besser, Herr, für Sie, wenn Sie's doch halten!

Herr v. G.

Noch einmahl eure Hand, Alter! Es ist Segen Gottes darin.

Der Alte.

Gott segne Sie!

Herr v. G.

Und helfe euch!

Lebensläufe in aufsteigender Linie.

---

Junker Wilhelm, der Sohn des Herrn v. G., war anfangs mit im Zimmer gewesen, und hatte gesehn, daß der gute Alte nicht mehr, als Einen Thaler, annehmen wollte. Er war darauf hinausgegangen, um seine Sparbüchse zu besuchen. Dann hatte er sich hinter eine Gartenhecke versteckt, bis der alte Mann vor-

überginge. Er ließ ihn erst ziemlich weit gehen, dann lief er ihm nach, auf dem Feldwege, und rief: Vater! Vater! — Der Alte stand still, und der Kleine, der zu ihm kam, sagte:

„Lieber Mann, mein Vater hat gedacht, daß der Thaler, den er ihm gegeben hat, in dieser Gegend nicht recht bekannt ist. Er schickt ihm hier einen andern dafür, und jenen soll ich wieder mitbringen."

Der Alte nahm den Thaler aus seiner Hand, und wollte den andern aus der Tasche hervorziehen.

Aber husch! flog Junker Wilhelm davon; noch ehe der Alte ihm nachrufen konnte, war er ihm schon aus dem Gesichte.

Dem frommen Greise stürzten die Thränen aus den Augen. Er sah gen Himmel, und rief aus: Gott! Gott! giebt es schon hier solche Engel, was werde ich nicht erst im Himmel sehen!

E.

---

## Gespräch
### über diesen letzten Vorgang.

Lotte.

Das war aber doch nicht hübsch von dem Junker, daß er die Unwahrheit sagte!

Vater.

Unwahrheiten zu sagen ist sonst freilich etwas sehr Häßliches, und man kann den Leuten, die das thun, unmöglich recht gut sein.

Lotte.

Aber diesem Junker bin ich doch gut!

Vater.

Mir gehts auch so. Woher mag das wol kommen?

Lotte.

Ich weiß nicht; aber ich habe ihn wirklich recht lieb.

Vater.

Warum sagte er denn wol eine Unwahrheit?

Lotte.

Ja, weil der alte Mann sonst das Geld nicht würde genommen haben!

Vater.

Und warum wollte er denn, daß der alte Mann das Geld annehmen möchte?

Lotte.

Weil er ihm gern etwas schenken wollte, und weil der alte Mann so gut war.

Vater.

Also, zu wessen Vortheil sagte er die Unwahrheit? Zu seinem eigenen, oder zu des Alten?

Lotte.

Zum Besten des Alten.

Vater.

Er hatte also keine schlimme, sondern die beste Absicht von der Welt, indem er unwahr redete; nicht?

Lotte.

Ja.

Vater.

Und wurde wol irgend ein Mensch auf der Welt durch diese Unwahrheit beleidiget?

Lotte.

Nein.

Vater.

Nun siehst du, liebe Lotte, dies ist der einzige Fall,

da es recht ist, eine Unwahrheit zu sagen, wenn nämlich kein Mensch dadurch beleidiget, sondern vielmehr wirklich etwas Gutes dadurch gestiftet wird. — Aber wenn nun eben sein Lehrer, oder seine Mutter, oder die Obrigkeit dazu gekommen wäre, und von dem Junker verlangt hätte, daß er die reine Wahrheit sagen sollte: was hätte er in diesem Falle thun müssen?

Lotte.

Ja, dann! — Hätte er's dann wol sagen müssen?

Vater.

Allerdings, meine Liebe! Sobald Personen, die ein Recht haben zu fodern, daß wir ihnen Alles, Alles sagen, was wir denken, irgend ein Geständniß von uns verlangen, so dürfen wir ihnen nichts verschweigen, und wäre es noch so unschuldig!

Lotte.

Und wer hat denn das Recht, das von uns zu fodern?

Vater.

Alle Menschen haben ein Recht, von uns zu verlangen, daß wir sie durch Unwahrheit nicht zu hintergehen suchen. — Aber fodern, daß wir alle unsre Gedanken, auch die geheimsten, an den Tag legen, das können nur Diejenigen, welchen wir in allen Stücken Gehorsam schuldig sind; nämlich unsere Aeltern und unsere Vorgesetzten.

Lotte.

Danke, lieber Vater, daß du mir das gelehrt hast!

C.

## Man kann sich bessern, wenn man nur recht ernstlich will.

Euch, ihr Kinder, die ihr so unglücklich seid, irgend eine böse Gewohnheit angenommen zu haben, euch zum Troste erzähle ich folgende Geschichte, weil ihr daraus lernen könnt, daß es möglich ist, sich von Fehlern zu bessern, wenn man nur recht ernstlich will.

Meta, ein liebenswürdiges Mädchen, war bis in ihr sechstes Jahr die Freude ihrer Aeltern gewesen.

Nachher hatte sie, ich weiß nicht wie, eine Untugend angenommen, welche sonst nur denjenigen Hunden eigen zu sein pflegt, die man knurrige oder beißige nennt.

Wurde sie irgend eines Fehlers wegen getadelt, so ließ sie das Gesicht hängen. Griff Jemand etwas von ihren Sachen an, so fuhr sie auf ihn los, als wolle sie ihn beißen.

Wurde ihr Etwas befohlen, das sie nicht gern that, oder wurde ihr Etwas abgeschlagen, das sie gern gehabt hätte, so brummte sie für sich, oder warf beim Hinausgehen die Thür heftig hinter sich zu.

Von dieser Zeit an war sie der Kummer ihrer Aeltern, und kein Mensch im Hause mochte sie mehr leiden.

Zwar bereuete sie fast immer ihren Fehler, so oft er begangen war, und weinte zuweilen bittere Thränen darüber; aber doch fiel sie immer wieder von neuen in denselben zurück.

Eines Abends (es war am Weihnachtsabend) wollte sie ihrer Mutter nachlaufen, welche mit einem zugemachten Korbe in ein Nebenzimmer ging.

Die Mutter gebot ihr, zurückzubleiben; gleich machte sie wieder ihr grämliches Gesicht, und warf die

Thür so unsanft hinter sich zu, daß die Fenster klirrten.

Nach einer halben Stunde wurde sie wieder hingerufen.

Wie versteinert stand sie da, als sie das ganze Zimmer erleuchtet, und den Tisch mit lauter schönen Spielsachen bedeckt sah. Sie konnte kein Wort sprechen.

Tritt näher, Meta, sagte die Mutter, und lies auf diesem Papiere, für Wen dies Alles soll.

Meta trat näher, und las auf einem Zettel, der oben auf den schönen Sachen lag, folgende Worte: Für ein freundliches Kind, zur Belohnung seines willigen Gehorsams. Sie schlug darauf die Augen nieder, und sagte kein Wort.

Nun, Meta, fragte die Mutter, für Wen ist's? — Nicht für mich, antwortete Meta, und die Thränen traten ihr in die Augen.

Hier ist noch ein anderer Zettel, sagte die Mutter; laß doch sehn, ob der dich auch nicht nennt.

Meta las: Für ein unfreundliches, mürrisches Kind, welches seinen Fehler erkennt, und von heute an sich bessern will. — Das bin ich, rief sie aus, stürzte der Mutter in die Arme, und weinte heftig. Die Mutter weinte auch, halb aus Kummer über ihr verwöhntes Kind, halb aus Freude über die Reue desselben.

Nun so nimm, sagte sie nach einer kleinen Weile, was dein ist, und Gott helfe dir zu thun, was du dir jetzt vorgenommen hast.

Nein, liebe Mutter, antwortete Meta, ich will es nicht nehmen, als bis ich so bin, wie der erste Zettel sagt, daß ich sein soll. Hebe du mir Alles so lange auf, und sage mir, wann ich es nehmen soll.

Diese Antwort machte der Mutter viel Freude. Sie legte die Sachen in eine Bequemlade, gab dem Kinde

den Schlüssel dazu, und sagte: Hier, liebe Meta, hast du den Schlüssel; brauche ihn, sobald du glaubst, ihn brauchen zu dürfen.

Schon waren sechs Wochen verstrichen, ohne daß Meta sich ihres vorigen Fehlers auch nur im geringsten wieder schuldig gemacht hatte.

Da schmiegte sie eines Tages sich um den Hals ihrer Mutter, und fragte mit halberstickter Stimme: Darf ich jetzt, liebe Mutter? — Du darfst, mein Kind! antwortete die entzückte Mutter, und schloß sie liebevoll in ihre Arme. Aber sage mir doch, wie hast du es denn gemacht, daß du deinen Fehler los geworden bist?

Ich habe immer daran gedacht, antwortete Meta; und dann, so habe ich auch alle Morgen und alle Abend den lieben Gott gebeten, daß er mir helfen möge. Da ist es mir immer leichter geworden.

Die Mutter vergoß die süßesten Freudenthränen. Meta nahm die ihr zugedachten Sachen in Besitz, und sah sich nachher geliebt von allen Menschen.

So kann ein fester Vorsatz und Gebet auch Kinder von ihren Fehlern heilen.

Die Mutter erzählte diese glückliche Veränderung einst in Gegenwart eines Kindes, welches ebendieser Untugend schuldig war.

Dieses wurde dadurch so gerührt, daß es sich auf der Stelle vornahm, Meta's Beispiele zu folgen, um auch so gut und so liebenswürdig zu werden, als sie.

Auch diesem gelang es. — Und so ward also Meta nicht allein für sich besser und glücklicher, sondern verursachte noch dazu, daß auch andere Kinder sich besserten.

Welches Kind wollte sich und Andern nicht auch gern diese Freude machen! Elise Reimarus.

---

## Frühlingsliedchen.

Die Luft ist blau, das Thal ist grün,
Die kleinen Maienglocken blühn,
Und Schlüsselblumen drunter;
Der Wiesengrund
Ist schon so bunt,
Und mahlt sich täglich bunter.

Drum komme, wem der Mai gefällt,
Und freue sich der schönen Welt
Und Gottes Vatergüte,
Die diese Pracht
Hervorgebracht,
Den Baum und seine Blüte.

Overbeck.

---

## Wie sehr man Ursache hat, mit jeder Einrichtung der Natur zufrieden zu sein.

Ach, warum ist es doch so brennend heiß! sagte Mariane zu ihrer Mutter, und trocknete den Schweiß von der triefenden Stirn und von den glühenden Wangen. (Es war einer der heißesten Erntetage.) Fast kann ich nicht mehr athmen.

Warum es so heiß ist, mein Kind, kann ich dir in einigen Wochen besser sagen, als jetzt, sprach die Mutter; jetzt will ich dich bloß erinnern, daß Gott es ist, der es so heiß werden läßt, und daß dieser gütige Vater nichts thut oder geschehen läßt, was uns nicht gut wäre.

Mariane schwieg, und glaubte ihrer Mutter, von der sie immer die Wahrheit gehört hatte.

Auch bemühete sie sich, die Beschwerden der Hitze, die noch eine Zeit lang anhielt, mit vieler Geduld zu ertragen.

Der Monat August flog dahin, und mit ihm die Hitze.

Die kühlern Lüfte des Herbstmonats und der mildere Sonnenschein lockten Marianen täglich in den Garten.

Das Obst war nun reif, und man begann auch hier die Ernte.

Mariane bewunderte die reizende Pracht der Aepfel, Birnen und Pfirsichen, und über die Süßigkeit ihres Geschmacks ging nichts. Der Honig selbst dünkte sie nicht süßer.

Ach! Mutter, wie so herrliche Früchte hat Gott uns geschenkt! rief Mariane. Wie gütig muß er sein! Wie lieb muß er uns haben! —

Ja, mein Kind; aber da sieh nun einmahl, fast hättest du mit ihm gezürnet, als er sie uns geben wollte. Wisse nun, eben die Hitze, die dich fast ungeduldig gemacht, eben die gab unsern Früchten die reizende Farbe und den herrlichen Geschmack.

Gewöhne dich, mein Kind, mit Allem, was er thut, zufrieden zu sein; denn immer wirst du, es sei früh oder spät, erfahren, daß er's gut mit uns meinte.

Elise Reimarus.

---

## Von der Eichel und dem Kürbiß.

Kind, mit Weisheit und Verstand
Ordnete des Schöpfers Hand
Alle Dinge. Sieh umher,
Keines steht von ungefähr,
Wo es steht. Das Firmament,
Wo die große Sonne brennt,
Und der kleinste Sonnenstaub,
Deines Athems leichter Raub,
Trat auf Gottes Allmachtswort
Jegliches an seinen Ort.
Alles ist in seiner Welt
Gut und weise. Dennoch hält
Mancher Thor es nicht dafür,
Ach! und meistert Gott in ihr!

Solch ein Thor war jener Mann,
Den ich dir nicht nennen kann,
Der, als er an schwachen Ranken
Einen Kürbiß hangen sah,
Den verwegenen Gedanken
Hegete: nein, solche Last
Hätt' ich an so schwachem Reis
Wahrlich doch nicht aufgehangen!
Manchen Kürbiß, gelb und weiß,
Reih in Reih in gleichem Raum,
Hätt' ich wollen lassen prangen
Hoch am starken Eichenbaum.

Also denkend geht er fort;
Kommt ermüdet an den Ort

Einer Eiche; lagert sich
Längelang in ihren Schatten,
Und schläft ein.

Die Winde hatten
Manche Woche nicht geweht;
Aber als er schläft, entsteht
Schnell ein Sausen. Starke Weste
Schütteln Blätter, Zweig' und Aeste,
Und vom hohen Gipfel fällt
Dem Verbesserer der Welt
Eine Eichel auf die Nase.

Plötzlich rafft er aus dem Grase
Sich erschrocken auf; die Nase
Blutet, und der kluge Mann
Hebt hierauf mit Seufzen an:

O, wie thöricht war ich nicht,
Da ich unbedachtsam wollte,
Daß der Eichbaum eine Frucht,
Gleich dem Kürbiß, tragen sollte!
Traf ein Kürbiß mein Gesicht,
Ja, dann lebt' ich sicher nicht!
Dumm, sehr dumm hab' ich gedacht!
Gott hat Alles wohl gemacht.

Gleim.

---

## Gespräch.

### Minna und Lina.

Minna.

Die lieben Weihnachten, die habe ich doch recht lieb; denn da kriegt man immer so schöne Sachen.

Lina.

Ich auch, Minna, ich habe sie auch lieb, und kann die Zeit kaum erwarten. Alle Nächte träumt mir davon.

Minna.

Weißt du wol noch, wie vor'm Jahre der große Saal ganz erleuchtet war von unsern brennenden Bäumen, und wie wir über alle die schönen Sachen ganz erstaunt standen, und nicht wußten, was wir vor Freude sagen und thun sollten?

Lina.

Ja, und weißt du noch, wie Vater und Mutter da um uns herum waren, und ihre Herzensfreude an uns hatten, und sich an unserm Gelärm und Gewühl nicht satt sehen und hören konnten? — Ach! Minna, das Geben muß doch recht was Herrliches sein! Noch niemahls habe ich sie vergnügter gesehen, als den Abend, da wir Alle vor Lust in die Hände klatschten, und um unsre schönen Bäume einen Reihentanz machten.

Minna.

Ja, und wie hernach in der andern Stube für die Leute beschert wurde, und die Mutter dann mit ihrer süßen Freundlichkeit rief: Kommt, Kinder, und nehmt eure kleinen Geschenke so froh, als ich sie gebe; und wie da ihre Augen von Freude glänzten!

Lina.

Weißt du was, Minna? Wir sind wol nur noch klein, und haben nur wenig; aber die Freude zu geben könnten wir uns doch auch wol machen. In acht Tagen ist Weihnachten — und wir haben ja Geld in unsern Sparbüchsen —

Minna.

Ja, ja! ich habe einen ganzen Thaler! Aber sage, wie wollen wir's damit machen?

Lina.

Du weißt doch, daß morgen der Markt angeht. Nun wollen wir früh aufstehn, und arbeiten und lernen, damit wir Nachmittag auf den Markt gehen dürfen. Ich habe zwei Gulden. Laß uns Jeder die Hälfte von unserm Gelde nehmen, und so viel schöne Sachen dafür kaufen, als wir kriegen können. Die heben wir denn auf, und am Weihnachtsabend bitten wir Mama, daß sie Marie mit uns gehen läßt, und dann wollen wir sie unter des armen Tagelöhners Albrecht Kinder vertheilen.

Minna.

Auch die Kinder unsrer armen Seidel müssen etwas davon haben.

Lina.

Freilich! die hätte ich bald gar vergessen. Ach, wie werden sie springen! Das ist ihnen gewiß noch nie widerfahren.

Minna.

Wol noch nicht. Und wir sind's, denk nur, wir sind's, die ihnen diese Freude machen. — O, laß dich küssen, du Herzensschwester! — Wenns doch erst Weihnachten wäre!

Lina.

Aber mir fällt was ein — — —

Minna.

Nun, was denn? ich bitte dich. Es ist dir doch nicht wieder leid? — — Denn ausgeben dürfen wir ja das Geld, wofür wir wollen; gewiß, wir dürfen.

Lina.

Ja, das weiß ich auch; aber —

Minna.

Aber was denn?

Lina.

Das Geld, was wir in unsern Sparbüchsen haben, ist uns von unsern lieben Aeltern gegeben worden. Wenn wir nun das den armen Kindern wieder schenken, ja, so sind wir's ja eigentlich nicht, die es ihnen geben. Unsre Aeltern sind's!

Minna.

Ja, das ist wol wahr; aber wir haben doch nun kein anderes Geld, als dies!

Lina.

Höre, liebe Minna, weißt du was? Ich habe nun schon lange recht fleißig stricken gelernt; und du verstehst ja auch ein Bißchen davon.

Minna.

Ja, aber wie viel?

Lina.

Du kannst doch wenigstens ein Paar Strumpfbänder stricken; ich arbeite schon seit 14 Tagen an einem Paar Strümpfen für unsern lieben Vater. Nun laß uns machen, was wir nur können, daß wir unsere Arbeiten noch vor Weihnachten fertig kriegen; du deine Strumpfbänder, und ich meine Strümpfe.

Minna.

Warum?

Lina.

I, die wollen wir denn dem Vater bringen, der soll sie uns abkaufen; o, und der wird uns gewiß noch dreimahl so viel dafür geben, als sie werth sind; das weiß ich ganz gewiß.

Minna.

Ja, aber der Markt ist schon morgen; und diesen Abend können wir doch das nicht mehr machen!

Lina.

Das braucht's auch nicht! Wir wollen das Geld, was wir morgen zum Einkauf nöthig haben, aus unsern Sparbüchsen borgen, und nachher eben so viel wieder hineinlegen. Dann können wir uns doch mit Wahrheit sagen, daß wir den armen Kindern eine Freude gemacht haben!

Minna.

O, das ist schön! das ist herrlich! Wenns doch erst Weihnachten wäre!

Lina.

Was wir doch für glückliche Kinder sind, daß wir nun schon Etwas zu verdienen wissen, wofür wir uns eine solche Freude machen können!

Minna (hüpfend).

O, wenns doch erst Weihnachten wäre!

Lina.

Nur noch acht Tage, Schwesterchen, und morgen gehn wir zu Markte!

Elise Reimarus.

---

## Die Klåtscherinn.

Ein kleines Mädchen hatte, ich weiß nicht wie, den bösen Fehler angenommen, daß es nichts verschweigen konnte.

Erfuhr die kleine Klätscherinn Etwas, welches man geheim halten wollte, so brannte es ihr auf dem Herzen, und sie konnte eher nicht ruhen, bis sie alle ihre Freunde und Bekannte von dem Geheimnisse benachrichtiget hatte.

Das Schlimmste dabei war, daß sie auch alles das Böse, was sie von Andern hörte, dem Ersten dem Be-

sten wiedererzählte, ohne zu bedenken, daß sie Manchem dabei großes Unheil thun, Manchem bittern Kummer zuziehen könne.

Sie wurde dadurch in kurzer Zeit eine wahre Plage für die Leute in ihrem Hause, und für alle Andere, in deren Gesellschaft sie kam. Denn wo sie nur war, da säete sie durch ihre Klätschereien den Samen zum Mißvergnügen, zum Zank und zu allerlei Unheil aus.

Was Wunder, daß man anfing, sie zu fliehen, sie zu verabscheuen! — Man that dies durchgängig, und in kurzer Zeit hatte sie keine einzige Freundinn, ja nicht einmahl eine Gesellschafterinn mehr.

Wohin sie selbst kam, da schloß man die Thüren vor ihr zu, oder ließ sich verläugnen; und wenn sie Gesellschaft zu sich bitten ließ, so wurde ihre Einladung von Allen abgelehnt.

Das machte sie endlich aufmerksam auf ihren Fehler. Sie sah ihn ein, und wollte sich bessern.

Aber wehe Demjenigen, dem eine Untugend schon zur Gewohnheit geworden ist! Für Den hält es schwer, sehr schwer, sich jemahls ganz davon los zu machen.

Jungfer Schnickschnack (so nannte man dies unglückliche Mädchen) brachte volle zehn Jahre darauf zu, diesen Fehler gänzlich abzulegen. Denn hundert Mahl fiel sie in denselben zurück, nachdem sie sich hundert Mahl vorgenommen hatte, ihn nie wieder zu begehen.

Jetzt war sie erwachsen; aber da war Keiner, der sie zur Gattinn zu haben begehrte. Denn daß sie aufgehört habe, eine Klätscherinn zu sein, das wußte Keiner, weil seit vielen Jahren Keiner mehr Umgang mit ihr gehabt hatte.

Sie mußte sich also entschließen, ihr ganzes Leben in trauriger Einsamkeit hinzubringen, und auf die Freuden einer tugendhaften Ehe und eines freundschaftlichen Umgangs Verzicht zu thun.

So muß man oft die traurigen Folgen jugendlicher Fehler sein ganzes Leben hindurch empfinden!

Elise Reimarus.

---

## Der liebreiche Bruder.

Ein Vater starb, und ließ bei seinem Sterben
Drei Söhne seine Güter erben;
Sie theilten sich.
Nach kurzer Zeit
Kam Krieg ins Land, und weit und breit
Gab's Mord und Raub und Wüsteneien.

Zwei Brüder von den Dreien
Verloren durch der Feinde Wuth
Ihr Haus und Hof, und Hab' und Gut.

Der Dritte hört's. Er sprach: Ich will den Segen,
Den ich, seit unser Vater starb,
Durch Glück gewann, durch Fleiß erwarb,
Zu dem geerbten Drittel legen;
Und dann — — Sie sollten elend sein?
Sie, meine Brüder? Ich allein
Der Glückliche? — Verarmte Brüder,
Kommt, theilt von neuen! —
Und sie theilten wieder.

Ungenannter.

---

## Fritzchens Morgengedanken.

Sei Gott gedankt! der liebe Tag
Ist wieder da, und ich
Bin auch schon da, bin frisch und wach;
Der Schlaf zerstreuet sich.

Geh hin, du Schlaf! Gleich dir zerfließt
Der Nebel auf der Flur,
Sobald die Sonne kommen ist;
Vertilgt ist seine Spur.

Bei Nacht erquicket er das Land,
Und thut ihm sanft und wohl,
Und tränkt den armen, dürren Sand,
Und macht ihn säftevoll.

Doch wenn die Sonne wiederkehrt,
Dann muß er weichen, er!
Die Sonn' ist zehnmahl so viel werth,
Und segnet zehnmahl mehr.

So bist du, Schlaf; weils dunkel ist,
Hat Jedermann dich gern,
Weil du so gut und heilsam bist,
Und kommst von Gott, dem Herrn.

Doch wenn du nun gesegnet hast,
Dann mußt du wieder ziehn,
Auf immer wärst du eine Last;
Wer schliefe immerhin?

Der liebe Tag, der liebe Tag
Ist unaussprechlich schön!
Auf Erden ist dann Alles wach,
Und man kann um sich sehn,

Kann Gutes nehmen, Gutes thun,
Und fröhlich sein so sehr!
Wie Gott im Himmel Gutes thun,
Und fröhlich sein, wie Er!

Da scheint die Sonne dann darein,
Recht wie ein Vaterwink,
Daß sich die Kinder drob erfreun,
Und's schafft noch eins so flink!

Wie wimmelt's dann auf Erden rund!
Wie wirkt so manche Hand!
Wie öffnet sich so mancher Mund,
Vom lieben Gott gekannt! —

Ich schau', ich schau' in deine Welt,
O Gott! und werde stumm.
O, wem es nicht in ihr gefällt,
Der ist doch wahrlich dumm!

Ich kleiner Knabe danke dir,
Und bin zufrieden, ich!
Und wär' ichs nicht, hinweg mit mir!
Ich ging' und schämte mich.

Ich ging' und schaute keinen Baum
In seiner Pracht mehr an;
Ich scheute mich vor jedem Baum,
Als einem wilden Mann.

Sein Wehen wär' mir fürchterlich,
Als hader' er mit mir,
Als spräch' er: Ha, ich kenne dich!
Entferne dich von hier!

Obs möglich ist, daß Leute sind,
Die (sei es Gott geklagt!)
Gott meistern können? — Ach, wie blind! —
Hab' ich schon oft gedacht.

Ein trübes Wölkchen, trüber Tag,
Gewitter, Regenguß,
Und wie ichs weiter nennen mag,
Das macht euch schon Verdruß!

Nein, lieber Gott! ich meistre nicht;
Ich nehm' es, wie du's giebst;
Seh auf dein Vaterangesicht,
Und weiß, daß du mich liebst.

Und weiß, daß du in Ewigkeit
Für mich gesorget hast. —
Dies sei mein Morgenopfer heut!
Und damit Herz gefaßt!

Overbeck.

---

## Schlimme Folgen der Unordentlichket.

Hans war ein trefflicher Junge, lernte fleißig, und war folgsam seinen Aeltern und Lehrern.

Nur Einen Fehler hatte er an sich, und der bestand darin, daß er in allen seinen Sachen, besonders in seiner Kleidung, sehr unordentlich war.

Oft hatte man ihn deßwegen getadelt, und dieser Tadel that ihm oft so weh, daß er Thränen darüber vergoß; aber die Unordentlichkeit war ihm schon so sehr zur Gewohnheit geworden, daß er immer wieder in denselben Fehler zurückfiel.

Dafür mußte er einst durch den Verlust eines großen Vergnügens büßen.

Sein Vater hatte nämlich ihm und seinen Brüdern längst versprochen, einmahl mit ihnen eine angenehme Lustreise von Hamburg nach Stade auf der Elbe zu machen.

Auf einmahl hieß es, der Wind sei günstig und das Schiff zum Absegeln bereit.

Wie frohlockte da die ganze Gesellschaft! Und wie eilte Jeder, sich zu dieser längst gewünschten Reise anzuschicken!

Alle waren jetzt bereit; aber wie erschrak der Vater, da ihm Hans in die Augen fiel, und da er den liederlichen Anzug bemerkte, worin jener vor ihm dastand!

Die Strümpfe hingen ihm bis auf die Schuhe hinunter, die Beinkleider hatten große Löcher, die Weste war mit Dinte beschmutzt, und an dem Rocke fehlte die Hälfte der Knöpfe.

Ihn so mitzunehmen, war unmöglich; denn Jedermann würde geglaubt haben, daß der Vater eines so unordentlichen Knaben gleichfalls sehr unordentlich sein müsse, weil er diesen Fehler an seinem Sohne dulde; und dieser böse Name würde ihm großen Schaden zugezogen haben.

Nun hatte zwar Hans noch ein anderes Kleid, aber unglücklicherweise war dieses eben bei dem Schneider, weil er kurz vorher es eben so zugerichtet hatte.

Was geschah also?

Die Brüder, deren Wäsche und Kleidung rein und unverletzt waren, gingen mit dem Vater zu Schiffe; der arme Hans hingegen, der sich unter Allen am meisten darauf gefreuet hatte, mußte zu Hause bleiben.

Man sagt, er habe von der Zeit an sich so ernstlich vorgenommen, sich der Ordnung und Reinlichkeit zu befleißigen, daß er nachher es nicht nur seinen Brüdern gleich gethan, sondern sie sogar noch übertroffen habe.

E.

---

Johannes, ein anderer Knabe, hatte ebendenselben Fehler, und also auch ein ähnliches Schicksal.

Auch er war aufmerksam und fleißig, war folgsam und gut, aber dabei so nachlässig in seinem Anzuge, daß man ihn selten ohne Widerwillen ansehen konnte.

Bald hatte er dieses, bald jenes von seinen Kleidungsstücken beschmutzt oder zerrissen, bald dieses, bald jenes davon verloren.

Oft hatte der Vater ihm liebreich zugeredet, und ihn vor diesem Fehler gewarnet; aber er war ihm leider! auch schon zur Gewohnheit geworden.

Eines Tages, da er mit andern Kindern im Garten spielte, verlor er eine seiner Schuhschnallen.

Anstatt sich zu bemühen, sie wiederzufinden, bat er einen seiner jungen Freunde, Nikolas genannt, ihm eine von seinen Schuhschnallen zu leihen, weil dieser eben Stiefel trug.

Nikolas gab ihm die Schnalle; Johannes kehrte zurück in den Garten, und ehe eine halbe Stunde verfloß, hatte er auch diese verloren.

Er kommt abermahls zu Nikolas, bittet ihn um die zweite Schnalle, und dieser, der die Gutmüthigkeit selbst ist, giebt sie ihm.

Es ist unglaublich zu erzählen, und doch ist es die reine Wahrheit: ehe es noch völlig Abend war, hatte Johannes auch schon die dritte Schnalle verloren.

Am folgenden Tage erschien er in Schuhen ohne Schnallen. Ein trauriger Anblick für den Vater, der daraus sah, daß alle seine bisherigen Ermahnungen, zur Schonung und Erhaltung der Kleidungsstücke, vergeblich gewesen waren.

Daß Johannes ohne Schnallen nicht aus dem Hause gehen könne, verstand sich nun wol von selbst.

Er mußte sich also entschließen, den lustigen Spielen seiner Brüder und Freunde an dem angenehmsten Frühlingstage durch's Fenster zuzusehen.

Aber dieses war noch nicht Alles. Er hatte Etwas verloren, welches nicht sein war, und dieses mußte ersetzt werden. Aber womit?

Zum Glück hatte die Mutter ihm und den übrigen Kindern in müßigen Stunden die leichte Kunst, Schnüre zu knöpfeln, gelehrt.

Dies war die einzige Arbeit, womit Johannes etwas verdienen konnte.

Der Vater machte ihm also begreiflich, daß er so viele Schnüre verfertigen müsse, als hinreichend seien, ein Paar Schnallen dafür zu kaufen.

Dies geschah.

Johannes knöpfelte vom Morgen bis an den Abend, indeß seine Gespielen bald im Garten umherliefen, bald mit andern Kindern, die sie besuchten, die angenehmsten Spiele trieben.

O, wie kläglich beseufzte er da seine Unachtsamkeit, welche ihn auf mehre Tage aller Vergnügungen beraubte!

Aber er hatte nun auch Zeit, über sich selbst nach-

zudenken, und gute Vorsätze für die Zukunft zu fassen.

Bis jetzt ist er diesen Vorsätzen treu geblieben, und man hat daher Ursache, zu hoffen, daß er sich auch immer mehr und mehr zur Ordnung in seinen Sachen und zur Schonung seiner Kleidungsstücke gewöhnen werde.

Um sich täglich daran zu erinnern, lehrte der Vater ihm ein Lied, welches wir, unsern jungen Lesern zu Gefallen, hier gleichfalls hersetzen wollen.

C.

---

## Nothwendigkeit der Ordnung.

Hübsch ordentlich, hübsch ordentlich
Muß man als Knabe sein!
Der Liederliche schmeichelt sich
Bei keinem Menschen ein.

Wer Alles um sich wirft und schmeißt,
Nichts auf sich selber hält,
Zeigt früh schon einen kleinen Geist,
Der Jedermann mißfällt.

Was eine Nessel wird, brennt bald;
O, die Erfahrung sprichts:
Wer jung nichts tauget, der ist alt
Gewiß ein Taugenichts!

Hübsch ordentlich, hübsch ordentlich
Will ich als Knabe sein:
Wenn ich erst groß bin, wird es mich
Gewißlich nicht gereun!

Burmann.

---

## Die Selbstüberwindung.

Fritz war sehr heftig von Gemüth.
So oft ihm auch sein Vater rieth,
Daß er gelassen werden sollte,
So gern er auch gehorchen wollte,
Doch hatt' er Tag für Tag mit seinen Brüdern Streit,
Oft um die kleinste Kleinigkeit.

Dann klagt' er dem Papa sein Leid:
Ich wollte gern, allein ich kanns nicht lassen,
Ich bin gleich außer mir, und kann mich dann nicht fassen. —

Willst du, so kannst du auch. Nur habe guten Muth.
Wirst sehn, was fester Ernst für große Dinge thut.
Geh vor mir hin in unsern Blumengarten;
Gleich folg' ich dir. —

Er ließ ihn lange warten,
Sehr lange. Fritzen schmerzt' es schon,
Er seufzte, stöhnte, wollte weinen;
Doch als der Vater kam mit allen Kleinen,
War froh und freundlich er, als guter Sohn. —

Nun, Kinder, macht ein Spiel auf eurer Kegelbahn! —
Das Spiel stand Fritzen gar nicht an,
Denn sein Verhängniß war, der Pudel viel zu machen;
Das gab den Andern was zu lachen,
Gleich war dann Zorn und Eifer da.

Das Spiel ging an. Zwar ward was rechts gepudelt,
Und Fritzchen ward was rechts gehudelt,
Doch diesmahl, aus Respekt für den Papa,
Verbiß er seinen Zorn, und zwang sich, mit zu scherzen,
Und als ein Scherz den andern gab,
Kühlt' auch sein Eigensinn sich ab;
Bald scherzt' er mit aus frohem Herzen.

Wie kams? fragt' ihn danach Papa,
Du hieltest dich ja gut, und bliebest ganz gelassen;
Aus Liebe gegen mich? Recht wohl. Nun siehst du ja,
Daß es dir möglich ist, du kannst dich fassen.
Du hast dich sonst nur nicht mit Ernst darum bemüht.
Was thut denn das dabei, daß dich dein Vater sieht?
Du willst mit Ernst, daß es geschehe,
Und strebst, und siehe, es geschieht!
Vermagst du es, wenn ich dich sehe,
Warum nicht auch, wenn Gott dich sieht?

Burmann.

---

## Friederikens Besserung von der Herrschsüchtigkeit.

„Willst du das lassen!“ und „Sieh mahl, Mutter, da thut Peter wieder Dies oder Das!“ So hörte man beständig die kleine herrschsüchtige Friederike rufen, der bald Dies, bald Jenes nicht recht geschah.

Besonders mußte ihr jüngerer Bruder Peter sich alle Augenblicke von ihr mit Ungestüm tadeln und beherrschen lassen.

Bald machte er ihr Dies, bald Jenes nicht recht; vornehmlich beim Spielen.

Da hatte immer Friederike das Wort; da wollte sie immer Alles nach ihrem Kopfe gemacht haben, und wenn nicht das, was sie verlangte, den Augenblick geschah, gleich hörte sie auf zu spielen, und der arme Peter mußte allein und traurig dastehen.

Die guten Aeltern hatten sie zwar oft vor diesem Fehler gewarnet; die Mutter insonderheit hatte ihr oft vorgestellt, daß ein sanftes Mädchen von Allen geliebt werde, da hingegen ein Mädchen, das immer seinen Willen haben wolle, das unerträglichste Geschöpf in aller Menschen Augen sei; aber umsonst! Sie blieb, wie sie war. Alle andere Kinder fingen an, ihren Umgang zu scheuen und vor ihr zu fliehen; aber auch das brachte sie noch nicht zum Nachdenken.

Eines Tages speisete ein sehr verständiger und zugleich sehr aufrichtiger Mann bei ihren Aeltern.

Dieser hörte eine Zeit lang mit Erstaunen zu, wie Friederike alle Augenblicke ihren Bruder mit Heftigkeit anfuhr, und konnte sich endlich nicht enthalten, in die Worte auszubrechen:

Wenn das meine Tochter wäre, so wüßte ich wol, was ich mit ihr thäte!

Und was denn? fragte die Mutter. — Ich zöge ihr Mannskleider an, war seine Antwort, machte ihr einen Schnurrbart, und ließe sie Korporal werden, damit sie völlig nach ihrer gebieterischen Gemüthsart leben könnte, und nicht verständigen und gesitteten Menschen durch ihr ewiges Herrschen und Tadeln zur Last fiele.

Friederike stutzte, ward feuerroth, und die Thränen stürzten ihr aus den Augen.

Von dem Augenblick an empfand sie das Unschickliche ihres Betragens tief, und beschloß, sich von die-

sem Fehler zu bessern. Auch brachte sie diesen ihren Vorsatz wirklich in Erfüllung.

Das war nun freilich sehr gut von ihr gethan; aber zu wünschen wäre doch, daß jedes andere kleine Mädchen, welches von diesem Fehler etwas angenommen hat, sich lieber durch die sanften Erinnerungen ihrer Mutter bessern ließe, als zu erwarten, daß auch einmahl ein so verständiger fremder Mann komme, und ihr ins Angesicht sage, daß sie mehr zu einem Korporal, als zu einem liebenswürdigen Mädchen tauge.

Elise Reimarus.

---

## Die Biene und die Taube.

Ein Bienchen fiel in einen Bach;
Dies sah von oben eine Taube,
Und brach ein Blättchen von der Laube,
Und warfs ihr zu.
Das Bienchen schwamm danach,
Und half dadurch sich glücklich aus dem Bach.

Nach kurzer Zeit saß unsre Taube
Zufrieden wieder auf der Laube.
Ein Jäger hatte schon den Hahn darauf gespannt;
Mein Bienchen kam; pick! stach's ihm in die Hand,
Puf! ging der ganze Schuß daneben.
Die Taube flog davon. — Wem dankte sie ihr Leben?

* * *

Erbarmt euch willig fremder Noth!
Du giebst dem Armen heut dein Brot,
Der Arme kann dir's morgen geben.

Gleim.

---

## Glücklich besiegte Versuchung zum Bösen.

Ein armer Schorsteinfegerjunge mußte auf dem Schlosse einer Prinzessinn den Schorstein reinigen, der durch den Kamin in ihr Wohnzimmer führte.

Da er bis zu dem Kamin hinabgestiegen war, fand er das Zimmer leer von Menschen, und blieb daher ein Weilchen stehen, um sich an dem Anblicke der schönen Sachen zu ergetzen, die darin waren.

Am meisten gefiel ihm eine goldene, mit Demanten besetzte Uhr, die auf dem Nachttische lag. Er konnte sich nicht enthalten, sie in die Hand zu nehmen; und da stieg der Wunsch in ihm auf: Ach! wenn du doch auch eine solche Uhr hättest!

Nach einer kleinen Weile dachte er: Wie, wenn du sie mitnähmest? — Aber, fi! da wärst du ja ein Dieb!

Es würde aber doch Niemand wissen, dachte er weiter. — Allein in eben dem Augenblicke hörte er ein Geräusch im Nebenzimmer; geschwind warf er die Uhr wieder hin, und eilte zurück in den Schorstein.

Da er zu Hause gekommen war, lag ihm immer die Uhr im Kopfe. Wo er ging und stand, da war sie ihm vor Augen. Er versuchte es, den Gedanken los zu werden, aber umsonst! Es war ihm zu Muthe, als wenn ihn Einer mit Gewalt wieder zurückzöge.

Er konnte nicht davor schlafen, und beschloß also, wieder hinzugehen, und sie zu nehmen.

Da er in dem Zimmer ankam, fand er Alles so still, daß er gar nicht zweifeln konnte, er sei allein. Schüchtern trat er zu dem Nachttische, auf welchem er die Uhr bei schwachem Mondscheine liegen sah.

Schon streckte er die Hand danach aus, als er ne-

ben derselben noch größere Kostbarkeiten, demantene Ohrringe, Armbänder und dergleichen mehr erblickte.

Soll ich? sagte er zu sich selbst, indem ihm alle Glieder am ganzen Leibe zitterten. — Soll ich? —

Aber wäre ich dann nicht ein abscheulicher Mensch mein Lebelang? Könnte ich wol jemahls wieder ruhig schlafen; könnte ich wol jemahls wieder Einem frei ins Angesicht sehen?

Wol wahr! — Aber ich wäre doch auf einmahl ein reicher Mensch, könnte Kutschen und Pferde halten, könnte schöne Kleider tragen, hätte alle Tage voll auf zu essen und zu trinken!

Und wenn ich nun entdeckt würde? — Aber wie könnte ich entdeckt werden? Es sieht ja Keiner! —

Keiner? — Sieht denn aber Gott es nicht, der an allen Orten zugegen ist? — Kannst du jemahls wieder zu ihm beten, wenn du den Diebstahl wirst begangen haben? Würdest du wol ruhig sterben können?

Bei diesem Gedanken überfiel ihn ein eiskalter Schauder. Nein! sagte er, indem er die Edelsteine wieder hinwarf; lieber arm und ein gut Gewissen, als reich und ein Bösewicht! Und mit diesen Worten eilte er auf eben dem Wege wieder zurück, auf dem er gekommen war.

Die Prinzessinn, deren Schlafgemach das Nebenzimmer war, hatte noch gewacht, hatte alles Dies mit angehört, und den Knaben selbst beim Mondscheine erkannt. Sie ließ am folgenden Tage ihn zu sich kommen.

Höre, Kleiner, sagte sie zu ihm, da er zu ihr ins Zimmer trat, warum nahmest du denn gestern Abend die Uhr und die Edelsteine nicht?

Der Knabe fiel vor ihr auf die Knie, und konnte vor Angst kein Wort sprechen.

Ich habe Alles gehört, fuhr die Prinzessinn fort;

danke Gott, mein Sohn, daß er dir half, der Versuchung zu widerstehen, und bemühe dich, ferner deine Tugend zu erhalten.

Von nun an sollst du bei mir bleiben; ich will dich ernähren und kleiden lassen. Aber ich will noch mehr für dich thun; ich will dich ordentlich unterrichten und erziehen lassen, damit dir künftig auch nicht einmahl der Gedanke an eine solche Uebelthat wieder einfallen möge.

Dem Knaben stürzten heiße Thränen aus den Augen; er wollte danken, aber er konnte nicht; er konnte nur schluchzen und seine Hände ringen.

Die Prinzessinn hielt, was sie versprochen hatte. Der Knabe wurde wohl erzogen, und seine Wohlthäterinn hatte die Freude, ihn zum guten, frommen und geschickten Manne aufwachsen zu sehen.

C.

---

## Die Unschuld.

Unschuld ist vom Truge fern;
Unschuld glaubt das Beste gern
Von den Brüdern.
Unschuld giebt im Streite nach,
Und sucht Unrecht oder Schmach
Keinem zu erwiedern.

Unschuld übt die stille Pflicht,
Prahlt mit ihren Thaten nicht,
Läßt sich lehren.
Unschuld giebt getrosten Muth,
Unschuld ist ein großes Gut,
Führt zu wahren Ehren.

Gleim.

---

## Das belohnte Mitleiden.

Die kleine Julie war sehr mitleidig gegen Menschen und Thiere. Wo sie nur einen Unglücklichen sah, da eilte sie, ihm zu helfen, so gut sie immer konnte.

Einmahl fuhr sie mit aufs Land. Da sah sie bei einer Brücke einen Trupp Jungen, die einen armen Hund am Stricke herbeischleppten, um ihn zu ersäufen. Der Hund war ganz mit Koth besudelt, und sah überdas sehr häßlich aus.

Halt! rief Julie dem Kutscher zu; und der Kutscher hielt.

Darauf fragte sie die Knaben, ob sie ihr nicht den Hund verkaufen wollten? — Gern! antworteten diese. Da gab sie den Knaben ein Stück Geld, ließ den Hund abwaschen, und nahm ihn zu sich in den Wagen.

Ihre Begleiter fanden, daß der Hund sehr häßlich sei, und wollten sie bereden, ihn wieder hinauszuwerfen. Aber sie sagte: Ich sehe nicht darauf, ob er schön oder häßlich ist; er ist elend, und das ist mir genug, um mich seiner anzunehmen.

Zu Hause spottete Jeder über ihren Schooßhund, wie sie ihn nannten; aber Julie kehrte sich daran nicht. Sie that ihm täglich Gutes, und der Hund hatte sie dafür so lieb, daß er immer bei ihr war, wo sie ging und stand.

Einst, da sie sich des Abends niedergelegt hatte, und schon eingeschlafen war, sprang der Hund auf einmahl auf ihr Bett, zerrte an ihrem Aermel, und heulte so erbärmlich, daß sie davon erwachte. Sie erschrak, da der Hund fortfuhr zu bellen, indem er immer unter die Bettstelle sah, und stand endlich auf, um die Bedienten herbeizurufen.

Diese kamen, und fanden unter dem Bette — einen Dieb, welcher gestand, daß er Julien Alles habe wegnehmen wollen.

So hatte sie also die Befreiung von demselben dem Mitleide zu verdanken, welches sie dem armen Hunde erwies. C.

---

## Die Macht der kindlichen Liebe.

Krösus, König von Lidien, hatte einen einzigen Sohn, welcher stumm war. Dieser begleitete seinen Vater in den Krieg, den er mit dem Persischen König Cyrus führte.

Einst, da er bemerkte, daß ein feindlicher Soldat schon das Schwert aufgehoben hatte, um seinem Vater einen tödtlichen Hieb zu versetzen, lehrte die erschreckte kindliche Liebe ihn plötzlich folgende Worte aussprechen: Soldat, willst du den Krösus erschlagen?

Der Soldat erschrak, und des Königs Leben war gerettet. C.

---

## Whittington.

Zu London (ihr wißt doch, wo diese Stadt liegt?) hatte ein reicher Kaufmann ein blutarmes Kind, dessen Aeltern gestorben waren, zu sich in sein Haus genommen.

Weil der arme Junge, der Richard Whittington hieß, noch so klein war, so konnte er anfangs zu nichts gebraucht werden. Man ließ ihn also nur im Hause umherlaufen.

Da machte er sich nun selbst ein Geschäft daraus,

verlorne Stecknadeln und hingeworfenen Bindfaden aufzusuchen und sorgfältig zu verwahren. Wenn er dann ein Dutzend Stecknadeln und eine Rolle Bindfaden gesammelt hatte, so brachte er Beides seinem Herrn in die Schreibstube.

Das gefiel dem Herrn wohl, denn er sah daraus, daß der Knabe haushälterisch und treu werden würde. Von der Zeit an gab er sich mehr mit ihm ab, und gewann ihn immer lieber.

Da nun eines Tages der Hausknecht junge Katzen ersäufen wollte, bat der Knabe seinen Herrn, er möge ihm doch erlauben, eine davon aufzuziehen, um sie nachher zu verkaufen. Es wurde ihm verwilliget, und nun fütterte er das junge Kätzchen, bis es groß geworden war.

Nach einiger Zeit wollte der Kaufmann ein großes Schiff mit Kaufmannswaaren nach einem fernen Lande senden, um sie allda zu verkaufen. Da er eben sehen wollte, ob Alles ordentlich eingepackt sei, begegnete ihm der Knabe, der seine Katze auf dem Arme trug.

Richard, sagte er zu ihm, hast du nicht auch Etwas mitzuschicken, das du verhandeln könntest? — Ach, lieber Herr, antwortete der Knabe, Sie wissen ja wol, daß ich arm bin, und nichts, als diese Katze habe.

Nun, so schicke deine Katze mit, sagte der Kaufmann; und Richard lief mit ihm hin zum Schiffe, und setzte seine Katze darauf. Das Schiff segelte ab.

Nach einigen Monaten kam es bei einem bisher noch nicht bekannten Lande an. Man stieg aus, und hörte, daß es von einem Könige beherrscht werde.

Da dieser König erfuhr, daß Fremde angekommen waren, ließ er Einige davon zu sich fodern und mit

sich speisen. Aber, ungeachtet Essen genug dawar, so konnte man doch fast keinen Bissen genießen.

Das ganze Zimmer wimmelte nämlich von Mäusen und Ratten, und die waren so dreist, daß sie scharenweise auf dem Tische umhersprangen, sich der Speisen bemächtigten, und sogar den Gästen die Bissen aus der Hand holten.

Man hatte kein Mittel ausfindig zu machen gewußt, sich davon zu befreien, ungeachtet der König Dem, der ein solches Mittel finden würde, ganze Klumpen Goldes zur Belohnung versprach.

Als die Fremden dieses hörten, sagten sie dem Könige, daß sie ein Thier mitgebracht hätten, welches alle diese Mäuse und Ratten tödten würde; und holten darauf ihre Katze her.

Da hättet ihr sehen sollen, was für eine erschreckliche Niederlage die Katze unter den Mäusen machte! In einer halben Stunde war im ganzen Zimmer keine einzige mehr zu sehen oder zu hören.

Der König war darüber so froh, als wenn ihm Einer ein ganzes Königreich geschenkt hätte; und weil er unermeßliche Reichthümer hatte, so gab er für diese Katze einige Tonnen Goldes hin. Das Schiff eilte darauf zurück.

Der Kaufmann hatte kaum gehört, wie viel Gold die Katze eingebracht habe, als er den Knaben vor sich kommen ließ, ihm sein Glück erzählte, und ihm versicherte, daß Alles ihm allein gehören solle.

Er ließ ihn darauf die Handlung lernen, und da der junge Mensch fortfuhr, treu, fleißig und sparsam zu sein, so gab er ihm, da er erwachsen war, seine einzige Tochter zur Ehe, und setzte ihn zum Erben aller seiner Güter ein. E.

---

## Der glückliche Bauer.

Ihr, schwatzt mir da von einem Bauer
Nicht so verächtlich, bitten wir!
Denn, wird ihm gleich sein Leben sauer,
So lebt er besser doch, als ihr.

Sein schwarzes Brot und seine Butter
Ißt er mit Lust, er ißt sich satt;
Für seine Stiere hat er Futter,
Hat Alles, was man nöthig hat.

Sein Leben wird von Gott gesehen,
Und eures auch; allein, allein
Mit eurem Schmaus und Müßiggehen
Kann eures ihm so lieb nicht sein.

Euch neid' ich nicht. Von eurem Essen
Und eurem Trinken würd' ich krank;
Ich würde Gott und mich vergessen,
Ich feister Bauer! Schönen Dank!

Wir wollens bei dem Alten lassen;
Eßt Schnepfenkoth, eßt Austern, ihr!
Die Alten, die nur Eicheln aßen,
Die waren besser wol, als wir. Overbeck.

---

## Jachzorn.

Johannes war ein so guter Junge, daß fast kein Tag hinging, da er nicht sowol an Kenntnissen zunahm, als auch Fehler einsah und ablegte.

Nur Ein Fehler klebte ihm lange an, und es fehlte nicht viel, so hätte er ihn mit einer fortwährenden Reue abkaufen müssen.

Er war nämlich äußerst auffahrend, sobald ihm von seinen Gespielen Jemand aus Versehen etwas zuwiderthat.

Er pflegte alsdann sogleich um sich zu stoßen, feuerroth zu werden, sich mit stammelnder Zunge über das Unrecht zu beschweren, und kurz, alle Zeichen eines aufgebrachten und seiner Vernunft nicht mächtigen Menschen an sich blicken zu lassen, was auch seine Lehrer sich für Mühe gaben, ihm diesen Fehler aufs nachdrücklichste leid zu machen.

Endlich traf sichs, daß ihm eben einer seiner Mitschüler etwas wiedererzählte, was er von einem der Lehrer gelernt hatte.

Seine Wißbegierde war alsdann so groß, daß er sich durchaus durch nichts im Zuhören stören lassen mochte!

Unglücklicherweise kam der kleine Gottlieb, und zupfte ihn ein paar Mahl am Kleide, daß er mit ihm zum Spiel in den Garten komme.

Er ward böse, stieß ihn von sich, und zwar so heftig, daß der arme Gottlieb, der nicht fest auf den Füßen stehen mochte, zurück, und mit dem Kopf an einen Stein flog.

Da lag er — ohne Besinnen, und weil er eben gegen eine scharfe Ecke des Steins geflogen war, so floß ihm das Blut stromweise die Schläfe herunter.

Gott, welch ein Anblick für den armen Johannes, der nichts weniger gewollt hatte, als ihm Leid zufügen.

Er stürzte über ihn her, schrie laut: Er ist todt! er ist todt! — Ich habe Gottlieb getödtet! — und statt

daß er auf Mittel denken sollte, ihm Hülfe zu leisten, so blieb er schluchzend bei ihm liegen.

Zum Glück hatte einer der Lehrer das Geschrei aus seinem Fenster gehört.

Dieser kam eilends heraus, nahm, ohne ein Wort zu sagen, den kleinen Gottlieb auf, trug ihn auf ein Bette, und bespritzte ihn mit kaltem Wasser, so daß er in ein paar Minuten wieder zu sich kam.

Dies war freilich etwas für den armen Johannes, aber lange nicht genug, um ihm seine Todesangst zu benehmen.

Nun wurde die Wunde untersucht; sie hätte fast keine gefährlichere Stelle treffen dürfen, um wirklich tödtlich zu sein.

Es wurde ein Wundarzt geholt, um sie zu verbinden. Gottlieb kriegte ein heftiges Wundfieber, und fing an zu faseln.

Johannes wich nicht von seinem Bette, weder Tag noch Nacht, und das immer in einer fürchterlichen Todesstille; denn kein Mensch sagte ihm ein Wort, weil Niemend ihn trösten konnte, oder tadeln wollte.

Nur Gottlieb rief ihm oft in seiner Fieberhitze zu: Lieber Johannes, was hab' ich dir gethan, daß du mir so böse bist? Vergieb mir's, vergieb mir's! Ich will dich nie wieder beleidigen.

Dies trieb dann vollends seine Angst aufs höchste, und machte ihn fast zu einem noch größern Gegenstande des Mitleidens, als der Kranke selbst war.

Endlich gab Gott, daß sich das Fieber legte, die Wunde fing an zu heilen — und nach wenigen Tagen konnte Gottlieb wieder im Bette aufsitzen.

Wer ist fähig, sich Johannes Freude vorzustellen? Gewiß Niemand, als der ganz die Angst gefühlt hat,

die ihm, während Gottlieb in Gefahr war, das Herz beklemmte.

Sie war unbeschreiblich, und doch war sie auch mit einer so ernsten Reue, und mit einem so festen Vorsatze, sich nie wieder von seinem alten Fehler übereilen zu lassen, begleitet, daß ihm fast keine Freude anzusehen war.

So wie Gottlieb endlich völlig wieder gesund war, nahm er eine heitere Miene an; und ohne daß ihn einer seiner Lehrer nachher je wieder erinnern durfte, hielt er sich selbst sein Versprechen, den Jachzorn völlig zu besiegen.

Er war sehr glücklich, mit so einer Warnung davon zu kommen; denn Gottlieb behielt von seinem Falle nichts nach, als eine Narbe in der Schläfe, die Johannes nie ohne Rührung ansah, und oft, mit Dank gegen die Vorsehung, küßte.

Ihr aber, lieben Kinder, die ihr auch etwa von dem Fehler des Jachzorns übereilt werdet, wollt ihr ihn nicht lieber bei Zeiten zu bezwingen suchen, ehe irgend Jemanden, oder euch selbst, dadurch Todesangst und Gefahr erwächst?

Elise Reimarus.

---

## Das beste Geschenk.

Die Schüler des Sokrates brachten ihm zuweilen Geschenke, Jeder nach seinem Vermögen. Nur einer von ihnen, Aeschines genannt, war zu arm dazu.

Ich besitze, sagte er, nichts von Werth, was ich dir geben könnte; und nur darum thut es mir Leid, daß ich arm bin. Ich gebe dir aber Alles, was ich habe,

— mich selbst. Verschmähe dieses kleine Geschenk nicht, und bedenke, daß Andere dir zwar viel gegeben, aber auch noch mehr zurückbehalten haben.

Sokrates antwortete:

Du giebst mir kein geringes Geschenk, Aeschines, so wenig du auch aus dir selbst zu machen scheinst. Ich will aber allen Fleiß anwenden, daß ich dich in weit besserem Stande dir selbst zurückgebe, als ich dich empfangen habe.

E.

---

## Eine sonderbare Danksagung.

Ein reicher und angesehener Chinese war darauf stolz, daß er ein Kleid trug, welches mit den kostbarsten Edelsteinen überall besäet war. Ein alter und schlechtgekleideter Bonze (so nennt man die Geistlichen in China) folgte ihm durch verschiedene Straßen, neigte sich oft vor ihm bis zur Erde, und dankte ihm zu wiederholten Mahlen wegen seiner Edelsteine.

Mein Freund, antwortete der Reiche, ich habe dir nie Edelsteine gegeben.

Ganz recht! fuhr der Bonze fort, aber ihr gebt mir Gelegenheit, sie zu sehen, und einen andern Gebrauch könnt ihr doch auch nicht davon machen. Es ist also zwischen uns kein Unterschied, als daß ihr die Mühe habt, sie zu tragen und zu verwahren; und diese Bemühung wünsche ich mir nicht.

E.

---

## Winterlied.

Wenn ich einmahl der Stadt entrinn',
Wird mir so wohl in meinem Sinn;
Ich grüße Himmel, Meer und Feld
In meiner lieben Gottes-Welt.

Ich sehe froh und frisch hinein,
So glücklich, wie ein Vögelein,
Das aus dem engen Käfich fleucht,
Und singend in die Lüfte steigt.

Auch sieht mich Alles freundlich an,
Im Schmuck des Winters angethan:
Das Meer gepanzert, weiß und hart,
Der krause Wald, der blinkend starrt.

Der lieben Sänger buntes Heer
Hüpft auf den Aesten hin und her,
Und sonnet sich am jungen Licht,
Das durch die braunen Zweige bricht.

Hier keimt die junge Saat empor,
Und gucket aus dem Schnee hervor;
Dort lockt des Thales weiches Moos
Das junge Reh auf seinen Schooß.

Natur, du wirst mir nimmer alt
In deiner wechselnden Gestalt!
Natur, so hehr, so wunderbar,
Und doch so traut, und doch so wahr!

Overbeck.

## Eine Handlung der Gerechtigkeit.

Es ist ein recht grober Irrthum, wenn man meint, daß nur vornehme Leute edel denken und handeln können. O, oft wohnt unter einem Strohdache mehr Tugend, als in prächtigen Palästen! Man höre nur, was neulich ein Landmann in der Gegend von Zürich that!

Dieser Mann hatte durch Fleiß und Sparsamkeit sich einiges Vermögen erworben. Der war nun, bei zunehmender Schwächlichkeit seines Körpers, darauf bedacht, seine Sachen in Richtigkeit zu bringen.

Indem er verschiedene alte Papiere durchsuchte, fiel ihm zufälligerweise eine schon längst bezahlte Rechnung eines Zimmermanns in die Hand, der ihm vor vielen Jahren ein Haus gebauet, und zugleich die Baumaterialien dazu geliefert hatte.

Gleich auf den ersten Blick ahnete ihn, daß die Summe der Rechnung für die Posten zu klein sei. Er rechnete also nach, und fand, daß sich der Zimmermann um 57 Rthlr. zu seinem Schaden verrechnet habe.

Guter Gott! sprach er bei sich selbst, wie hat doch der ehrliche Mann geirret! Wie leid thut mir's, daß ich — freilich unwissend — ihm so viel zu wenig bezahlt habe, und diesen Fehler erst jetzt, 44 Jahr nach seinem Tode, bemerke!

Doch ich kann ihn noch jetzt wieder gut machen. Es leben ja Kinder und Kindeskinder von ihm; diesen gehört schleunige Erstattung.

Gesagt, gethan. Er bat, weil er selbst nicht mehr ausgehen konnte, einen Freund, diese Summe zusammt den Zinsen den Hinterlassenen des Zimmermanns zuzustellen. Und dieser Freund ist es eben, von dem wir

die Nachricht davon erhalten haben; denn der ehrliche Landmann selbst hat es Niemand erzählt.

Kinder! wenn wir richtig reden wollen, so ist eine solche That bloß gerecht, noch nicht wohlthätig, noch nicht großmüthig; aber möchten nur erst alle Menschen so gerecht sein: wie gut würde es um die menschliche Gesellschaft stehen! C.

---

## Der Dachs und das Eichhorn.

Der Dachs.

Wohin so eilig, kleines Thier?
Komm doch einmahl herein!

Das Eichhorn.

Was willst du denn von mir?

Der Dachs.

Ich seh dir oft aus meiner Wohnung zu,
Und wundre mich, wie unermüdet du
Von einem Zweig zum andern hüpfest,
Und durch die Nußgesträuche schlüpfest,
Und wie du keine Ruh und Rast
Vom Morgen bis zum Abend hast.
Wie kannst du das in aller Welt ertragen,
Und noch so munter sein und so geschwind,
Als keine andre Thiere sind?
Und ich muß mich mit meiner Trägheit plagen!

Das Eichhorn.

Mein lieber Dachs, das ist nicht schwer zu sagen:
Wenn ihr so stets in euern Löchern lauert,
Als wäret ihr lebendig eingemauert,

Und nur von eurem Fette zehrt,
Da ist es wol nicht fragenswerth,
Warum sogar das Gehen euch beschwert.
Denn bei der übertriebnen Ruh
Nimmt eure Trägheit täglich zu;
Wer aber Fleiß und Arbeit liebt,
Wird täglich mehr darin geübt.

---

## Geschenk an eine Muhme, an ihrem Geburtstage.

Ja, heute, theuerste Muhme, heute,
Worauf ich lange mich heimlich freute,
Da möcht' ich Ihnen zum Angedenken
So herzlich gerne was Schönes schenken.

An diesem Tage der frohsten Feier,
Da wäre sicher mir nichts zu theuer;
An gutem Willen soll mir's nicht fehlen;
O, wüßt' ich Armer doch nur zu wählen!

Soll ich ein niedliches Kränzchen winden,
Sie, beste Muhme, damit zu binden?
Von Maienblümchen und Federnelken? —
Doch ach! die Blumen, die Blumen welken!

Von meinen blühenden Rosensträuchen
Den besten nehmen? — Ein schwaches Zeichen
Von meiner Liebe, die ewig glühet,
Dies Rosenstöckchen, das bald verblühet!

Ha! meine Vögelchen will ich bringen,
Die sollen Ihnen ein Liedchen singen!
Auf ihrem Nestchen will ich sie greifen —
Doch ach! sie können ja noch nicht pfeifen.

So kann ich Ihnen nichts Bessers geben,
Als dieses Herz, voller Freud' und Leben!
Hört's auf, so zärtlich für Sie zu schlagen,
Wie jetzt, so mag es ein Andrer tragen!

Ein Ungenannter.

---

## Charlotte, Luise, Leonore, Malchen.

Etwa 10, 8, 7 und 6 Jahr alt.

Charlotte (die zu den Andern ins Zimmmer kommt).

O, da sitzt ihr schon wieder und näht, und ich dachte euch draußen im Schnee zu finden! So kommt doch, es ist so schön draußen!

Luise. Ja, sobald wir hier fertig sind.

Charlotte. Aber wie lange wird das vielleicht noch währen? Mit dem ewigen Nähen!

Leonore. Nicht gar lange mehr, denn es hat schon von diesem Morgen um sechs Uhr angefangen.

Charlotte. Behüte der Himmel! Nein, das möchte ich nicht.

Luise. Und ich wette, du würdest es doch mögen, wenn wir dir sagten, was es wäre.

Charlotte. Nun, was ists denn?

Leonore (packt die Arbeit an die Seite). Ja, das sagt man nicht sogleich. Wenn du rathen kannst. —

Malchen. Soll ichs nicht sagen?

Luise. Nein, liebes Kind, schweig. — Charlotte muß rathen.

Charlotte. O, ich kann denken, es ist für die Puppe.

Malchen. O nein!

Luise. Und wenns das wäre, so sagt die Mutter, wir üben uns dabei.

Charlotte. Aber ich mag überall nicht nähen.

Luise. Und ich sag's noch einmahl, du wirst es mögen, wenn wir dir sagen, was wir nähen.

Charlotte. Nun, so sagts denn endlich!

Malchen. Nun sage ichs gewiß.

Luise. Still, Mädchen, sonst nehmen wir dich nie wieder mit bei so Etwas.

Leonore (die Alles wieder hervorlangt). Nun sieh — und rathe.

Charlotte. (die einige Häubchen und Mützen und einige Tücher, dann wollene Röckchen und Kamisöler nach einander auslegt und besieht). Das ist ja eine ganze Aussteuer — wer soll denn das haben?

Malchen. O, das muß ich sagen — ja gewiß, das muß ich!

Luise. Nun ja, das magst du denn!

Malchen. Höre mahl, Lotte — höre mahl — der arme Fritz und seine Schwestern da, die keine Röcke anhatten — und so froren, hu! hu! hu! hu!

Charlotte. Wie? die Kinder von der armen Frau, deren Mann gestorben ist, und die sich nun nichts verdienen kann?

Luise. Ja, die!

Charlotte. Aber deine Mutter und meine haben ihr ja Geld geschickt.

Leonore. Ja, aber erst kauft man Brot für's Geld, und dann Kleider — und —

Charlotte. O, da können wir ihr lieber auch von unsern alten Kleidern schicken.

Leonore. Ja, aber damit können sie ihre Kinder noch nicht anziehn.

Charlotte. Nün, ich weiß, sie sind zu groß; aber dann muß sie sie kleiner machen.

Luise. Ja, das war's eben — Sieh, dies kann die arme Frau nicht.

Charlotte. Nicht? Warum denn nicht?

Luise. Weil sie sich in ihrer Jugend nicht auf Handarbeit geübt hat.

Charlotte (verlegen). Nicht?

Luise. Nun baten wir die Mutter, daß sie uns einige gute starke Sachen gäbe, davon wollten wir ihr geschwind was zusammennähen, und ihr das auf den Abend hinbringen, damit die Kinder doch was Warmes über den Leib kriegten.

Leonore. He! merkst du's nun, Jüngferchen, warum wir nicht im Schnee laufen?

Charlotte (mit einem halb erstickten Seufzer). O, ich will auch mit nähen. —

Luise. Sagte ichs nicht? — Aber das wird nicht nöthig sein.

Leonore. Ei, warum nicht? so werden wir desto eher fertig. — Sieh, da hast du noch einen halben Saum; aber gerade, das sage ich dir!

Malchen. Ja gerade, Lotte! — sonst giebts Schelte.

Charlotte. Was du doch sagst, kleine Weisnase, als ob du recht mit arbeitetest.

Luise. In der That thut sie das. Sie hat uns alle Fäden in die Nadeln gefädelt, hat uns die Säume

eingeschlagen, und das wol so gerade — und ist auch nicht einmahl davon gelaufen.

Charlotte. So sieh denn, Luise, ob das so recht wird.

Luise. Es ist so was, Lotte! die Stiche sind ein wenig zu groß — und dann gehts auch schief.

Leonore. Laß sehn! Ach, das geht ja nimmermehr! Komm, du sollst die Bänder an diesen Rock nähen — du! — aber ein Bißchen geschwind, sonst thue ichs selbst — Fi! Fi! der Saum muß ja schlechterdings wieder auf. — Lotte! Lotte!

Charlotte. Ja, ich kann das noch nicht so gut, als du; ich bin das nicht so gewohnt.

Leonore. Ja, das war's eben — das ist eben schlimm. — Ist das Band angenäht?

Luise. Nun, machs auch nicht so arg mit der armen Lotte; du siehst ja, sie kanns nicht, sie hat sich nicht so darauf geübt, als wir. — Gieb her, Kind. So! das eine Band sitzt ja schon (sie faßt es an, und los läßt der Faden und das Band). O ho! das geht wieder los.

Leonore. O herrlich! herrlich! Ja, du sollst uns schön helfen!

Lotte. O, ich kann ja nicht — (weinerlich)

Luise. Laß gut sein Kind. — Ich habe schon nichts mehr zu thun.

Leonore. Und ich auch nicht — mein Saum ist fertig — nun wollen wir zusammenpacken. (Sie legt Alles in Ordnung auf einander.)

(Die Mutter kommt dazu.)

* * *

Mutter. Nun, Kinderchen, wie gehts? Braucht ihr auch Hülfe?

Luise. Nein, liebe Mutter, wir sind eben fertig.

Mutter. Fertig? O, das ist schön! Und was sagt mein Malchen? Hat dir auch die Zeit lang gewährt?

Malchen. O nein, Mutter, ich habe ja immerfort zu thun gehabt.

Mutter. Brav! und da ist ja auch unsre Lotte. Hat sie etwan auch mit geholfen?

Leonore. Ja, aber wir waren schon fertig.

Malchen. Ja, und sie —

Luise. Fi! Malchen.

Mutter. Nun, Kinder, das ist schön — daß ihr fertig seid! Nun will ich euch auch eine Freude ankündigen.

Leonore. Nun?

Mutter. Da ist eben die arme Frau draußen mit allen ihren vier kleinen Kindern; und nun sollt ihr die Kinder hier in die Kammer nehmen und sie ankleiden, und die Mutter damit überraschen.

Leonore. O ja!

Luise. O ja! das laß uns thun!

Malchen. O ja! Soll ich sie holen?

Mutter. Nein, ich schicke sie euch. Ihr habt doch Alles zurechte?

Luise. O ja, liebe Mutter.

Mutter. Gut, so sollen sie zu euch kommen, und ich will unterdessen mit der Mutter reden, und hören, zu was für Arbeit ich sie etwa künftig gebrauchen kann.

(Geht, und die Kinder alle mit den Sachen in die Kammer.)

* * *

Die Mutter mit der armen Frau hinein zu den Kindern, die nun fröhlich auf sie zulaufen und: Sieh, Mutter, sieh! rufen.

Arme Frau. O Gott, was sehe ich! Sind das meine Kinder? — Liebste Madam! (Sie will ihr die Hand küssen.)

Mutter. Nein, gute Frau, mir gehört kein Dank dafür; meine Kinder haben ihre Geschicklichkeit im Nähen ein wenig üben wollen, und da habe ich ihnen die Freude ganz allein gelassen. — Wenns gut gerathen ist, soll es mir lieb sein. (Sie besieht jedes Kind besonders.)

Arme Fr. (geht umher, und will jedem Kinde die Hand küssen, welches aber keins leidet). Dank! tausendmahl! Gott belohne es ihnen! — (Sie kommt auch zu Lotten, die sich in eine Ecke allein gestellt hat, um ihr die Hand zu küssen.) Dank, tausendmahl!

Charlotte (zieht die Hand weg, und fängt laut an zu weinen; schluchzend). O nein! — o nein! — ich habe nichts genäht — ich konnts nicht.

Mutter. Was ist das, liebe Lotte? — Warum weinst du so sehr?

Charlotte. O, die Frau da dankt mir — und ich habe nichts genäht — weil ich nicht kann. (Sie weint noch lauter.)

Mutter. Nun, stille nur, liebes Lottchen; durch Weinen wird nichts gut — aber wohl durch einen guten Vorsatz. Sage, glaubst du nun, daß es einem Mädchen nützlich und angenehm sei, sich bei Zeiten in Handarbeiten zu üben?

Charlotte. O ja!

Mutter. Nun, was dann für Noth? So wollen wir bald fertig werden. Du mußt nur jedes Mahl, statt daß du sonst dachtest: ich habe keine Lust, ich mag nicht nähen, dir vorstellen, daß du dir und Andern damit dienen kannst, und daß, je öfter man eine Sache übt, je lechter und besser sie geräth

Arme Fr. O ja, liebes Mamsellchen, thue sie das ja bei Zeiten! Ich bitte sie! Wollte Gott, ich hätte nicht immer in meiner Jugend gesagt: ich habe keine Lust, ich mag nicht nähen, so könnte ich jetzt vielleicht auch andern Leuten mit meiner Hände Arbeit dienen, statt daß ich — (sie weint) jetzt nun guten Menschen zur Last fallen muß. —

Mutter. Nun — freilich, gute Frau — wäre das wol besser gewesen — aber sie hat mir ja versprochen, von nun an wenigstens durch ihren Fleiß, was möglich ist, wieder gut zu machen. Kinder, das habe ich euch noch nicht gesagt. Diese gute Frau kriegt dort drüben bei der Wäscherinn fürs erste eine kleine Wohnung; da will man sie bei der Wäsche brauchen, und in der Zwischenzeit, wo nichts für sie zu thun ist, soll sie unsern Garten mit ausjäten helfen.

Alle. O schön! o schön! (in die Hände klatschend) das freuet mich!

Mutter. Und ihre Kinder sollen den Tag über zu der fleißigen alten Großmutter hingehen, die den kleinen Kindern so leicht das Stricken und Nähen lehrt, und dann auch wieder mit ihnen spielt.

Arme Fr. Ach ja, liebe Madam, ich werde Ihnen mein ganzes künftiges Glück verdanken. Sie, meine lieben Kinder, danken sie ja Gott, daß er ihnen eine so brave Mutter gegeben hat, die sie früh zum Fleiß und zur Arbeit anhält; denn das ist die Quelle so vieler Freuden für uns und Andere!

Elise Reimarus.

---

## Henriette und die Mutter.

Henriette. Ach nein, liebe Mutter, ich wollte lieber das kleine Taschenbuch fertig machen.

Mutter. Aber Henriette, Karoline wird den Nähbeutel lieber haben; du weißt, wie sehr ihr deiner gefiel.

Henriette. Welcher denn?

Mutter. Der mit der Inschrift: dem Fleiße, der dir an deinem letzten Geburtstage geschenkt wurde.

Henriette. O ja — den — aber ich weiß gewiß, das ist ihr alles Eins.

Mutter. Nun, meinetwegen, Henriette; aber wie willst du fertig werden? An dem Taschenbuche fehlt noch so viel, und an dem Nähebeutel so wenig. Gewiß willst du Karolinen doch auch gern ein Geschenk an ihrem Geburtstage mitbringen.

Henriette. O ja, das will ich auch; aber du sollst sehen, ich will wol fertig werden.

Mutter. Auch, wenn der Vater schon um vier Uhr mit uns ausgeht?

Henriette. Ach, das wird er nicht!

Mutter. Wer um vier Uhr nicht mit seiner Arbeit fertig wäre, sagte er, der ginge nicht mit.

Henriette. Aber ich denke, er sagte um fünf Uhr.

Mutter. Henriette! Henriette! bedenke, was ich dir so oft gesagt habe. Du solltest dir den garstigen Fehler abgewöhnen, immer Alles besser wissen und anders thun zu wollen, als man dir sagt, kurz, das ewige Widersprechen; oder du würdest dich einmahl selbst häßlich dadurch bestrafen.

Henriette. Aber, liebe Mutter, wenn ich doch

nun gewiß weiß, daß der Vater gesagt hat, um fünf Uhr gingen wir aus?

Mutter. Nun gut, wir wollen sehen, wer da fertig ist.

Henriette. O, das bin ich gewiß! Da sieh nur, wie fleißig ich schon gewesen bin!

Mutter. Schon gut — halt dich nur nicht auf.

Henriette. Ja — aber, Mutter, diesen Strich möchte ich doch wieder aufmachen; er geht so schief.

Mutter. Er hätte ein wenig gerader sein können; aber für diesmahl, denke ich, kann er sitzen bleiben.

Henriette. Ach nein, Mutter, er geht gar zu schief; ich muß ihn wirklich wieder aufmachen.

Mutter. Henriette, du willst dich mit Fleiß verspäten.

Henriette. Ach nein, Mutter, ich will schon fertig werden. Wenn ich nur draußen in der Laube wäre!

Mutter. Und warum das?

Henriette. Ich kann da besser sehen.

Mutter. Aber das hält noch so viel länger auf mit dem Hin- und Hergehen.

Henriette. Ach, da bin ich ja gleich, und dann so gehts da viel geschwinder.

Mutter. Meinetwegen, meinetwegen, Henriette; aber erinnere dich, wenns zum Ausgehen kommt, und du nicht fertig bist, daß ich dir Alles vorhergesagt habe.

Henriette. O, du sollst nur sehen, ich will gewiß fertig werden.

(Nach einer guten Weile.)

Henriette, die Mutter, der Vater, andere Kinder.

Mutter. Nun, Henriette, wie wirds? Bist du fertig?

Henriette. O, noch nicht, Mutter; aber es ist ja auch noch nicht fünf Uhr!

Mutter. Fünf nicht, Henriette; aber vier. Die Dielenuhr hat schon geschlagen.

Henriette. Die Dielenuhr? Ich habe sie nicht gehört?

Mutter. Ich aber; und wenns nun vollends schon die Zeit wäre, da der Vater ausgehen will.

Henriette. Ach nein, liebe Mutter —

Mutter. Nicht? Und was bedeutet denn, daß da getrommelt wird und Alle herauskommen?

Henriette. Ja — das weiß ich — gewiß nicht.

Hans. Ha, Henriette, wo bist du? Wir gehn!

Henriette. Nun, doch noch nicht?

Hans. Allerdings! Hast du vergessen, daß der Vater sagte, um vier Uhr, weil Karolinens Geburtstag wäre? Du bist doch fertig mit deiner Arbeit? — Sieh, diese Zeichnung bringe ich Karolinen.

Gottlieb. Und ich dies Bild.

Diedrich. Und ich diesen Brief.

Nikolas. Und ich diesen Korb.

Fritz. Na, na, nur zu! Vater kommt schon.

(Alle laufen weg.)

Vater (in einiger Entfernung). Henriette! He! Henriette! wir gehn. Du weißt, ich warte auf Keinen; wenn du mitzugehn verdient hast, so komm geschwind!

Henriette (fängt an zu weinen). Ach, nun bin ich nicht fertig!

Mutter. Ja, Henriette, das hatte ich dir vorher gesagt.

Henriette. Ach, ich dachte, Vater würde erst um fünf Uhr gehen!

Mutter. Ja, auch das sagte ich dir vorher, er werde um vier Uhr gehen.

Henriette. Ach, und nun muß ich allein zu Hause bleiben — und habe mich so darauf gefreuet! — (sie weint heftiger.)

Mutter. Ja, Henriette, das mußt du, so gern ich dir die Freude gegönnt hätte! Du weißt, daß ich dir's vorhergesagt habe; der häßliche Fehler, Alles besser wissen zu wollen, immer zu widersprechen, würde dich einmahl selbst bestrafen. Wärest du meinem Rathe gefolgt, als ich dir sagte, bei dem Nähbeutel zu bleiben, und nicht umherzulaufen, nichts wieder zu zernichten, was einmahl gemacht war: so wärest du fertig geworden; ja, hättest du endlich es nicht durchaus besser wissen wollen, daß der Vater um fünf, und nicht um vier Uhr ginge, so wärest du auch so noch fertig geworden und mitgegangen; nun aber mußt du die Folge deines Fehlers tragen.

Henriette. Ach, und nun kriegt Karoline kein Geschenk von mir? (sie weint.)

Mutter. Auch das nicht, Henriette. Es kommt Alles aus der nämlichen Ursache; darin kann ich dir eben so wenig helfen. Aber wenn du es wünschest, so will ich dir einen Rath geben, wodurch dir dieser Tag auf eine andere Art noch mehr Freude geben soll, als er dir durch den Spaziergang gegeben hätte; sage, willst du ihn hören?

Henriette. Und wodurch denn?

Mutter. Dadurch, daß du von heute an dir fest vornimmst, niemahls mehr zu widersprechen, wenn verständigere Leute, als du, dir etwas sagen; sondern hübsch zu folgen, damit es dir nicht wieder so gehe, wie heute. Willst du das?

Henriette. Ach ja, Mutter — das will ich! — Wenn ich doch nur das Taschenbuch fertig hätte, damit

ich Karolinen auch noch heute was schenken könnte!

Mutter. Nein, liebe Henriette, heute muß das so gehn, dir zum Angedenken, damit du dich desto besser der bösen Folgen erinnerst, die dein ewiges Widerreden gehabt, und desto ernstlicher darauf denkest, es abzuschaffen. Aber künftigen Sonntag, wenn du Wort hältst, und diese ganze Woche den Fehler vermeidest, wollen wir Beide hin, und es ihr bringen; und dann kannst du dich immer mit Vergnügen an diesen Tag errinnern, da du einen so großen Fehler abgeschafft hast. Sage, gefällt dir das?

Henriette. Ach ja, liebe Mutter! (die Mutter küßt sie.)

Mutter. Nun, so kannst du auch heute wieder vergnügt sein; aber sonst nicht.

Elise Reimarus.

---

## Frühlingslied.

Der Schnee zerrinnt,
Der Mai beginnt;
Die Blüten keimen
Auf unsern Bäumen,
Und Vögelschall
Tönt überall.

Wer weiß, wie bald
Die Glocke schallt,
Da wir des Maien
Uns nicht mehr freuen!
Wer weiß, wie bald
Sie für uns schallt!

Drum seid zwar froh,
Doch, Kinder, so,
Daß ihr dies Leben
Dem, der's gegeben,
Durch Frömmigkeit
Und Tugend weiht.

Ungenannter.

---

## Zwei ungleiche Brüder.

Einst lebten irgendwo zwei Brüder, die einander sehr ungleich waren.

Der ältere brachte den ganzen Tag zu mit Spielen, mit wildem Umherschwärmen, kurz, mit nichtswürdigem Zeitvertreibe.

Er hörte nicht gern zu, wenn etwas Gutes erzählt wurde; das Lesen kam ihm unangenehm und beschwerlich vor; seine Gedanken richtete er selten auf etwas Nützliches, und hatte fast immer alberne Dinge im Kopfe.

Der jüngere Bruder las gern in Büchern, hörte aufmerksam zu, wenn ihm etwas erzählt wurde, dachte darüber nach, und machte sich ein Vergnügen daraus, Das wieder zu erzählen, was er von seinen Lehrern oder aus Büchern gelernt hatte.

Es läßt sich leicht errathen, wie es mit dem Einen und mit dem Andern geworden sein müsse.

Als der jüngere elf Jahre alt war, konnte er so vernünftig denken und sprechen, daß seine Aeltern ihn oft mit sich in Gesellschaft nahmen, theils, ihm ein Vergnügen zu machen, theils, damit er von andern verständigen und guten Leuten allerlei lernen möchte.

Denn es giebt Dinge, die man aus Büchern nicht lernen kann, von welchen man aber doch nicht eher etwas versteht, als bis man viel in Büchern gelesen hat.

Mit seinem ältern Bruder hingegen, der nunmehr dreizehn Jahr alt war, ging es ganz anders.

Wenn Erwachsene mit einander sprachen, so verstand er davon nur wenig, oder gar nichts; noch viel weniger aber konnte er selbst vernünftig und angenehm sprechen.

Seine Aeltern hätten ihn auch gern in Gesellschaft erwachsener Leute gebracht; allein er wäre da nichts nütze gewesen, und man würde gesagt haben:

Was soll doch dieser Knabe hier, mit dem man kein vernünftiges Wort sprechen kann? Jeder Mensch muß sich zu seines Gleichen halten, und er gehört noch unter die Kinder.

Also mußte er zu Hause bleiben.

Das kränkte ihn nun nicht wenig, und darum faßte er endlich den guten Vorsatz, von nun an recht aufmerksam, fleißig und sittsam zu werden. Weil er aber an die Unachtsamkeit, an das Nichtsthun und an wildes Umherschwärmen einmahl gewöhnt war, so wurde ihm sein löbliches Unternehmen anfangs ziemlich schwer.

Er that sich vielen Zwang an, und doch wollte es ihm nirgends so gelingen, wie er wünschte.

Sein guter Bruder, dem das sehr nahe ging, gab sich alle Mühe, ihm behülflich zu sein; er wies ihm, wie man es anfangen müsse, er erklärte ihm Dieses und Jenes, und machte es ihm leicht, wo er wußte und konnte.

Ernstliche Bemühungen haben allezeit ihre gute Wirkung.

Nachdem der ältere Bruder sich einige Zeit munter

und unverdrossen bestrebt hatte, vollkommner zu werden, so kam es endlich dahin, daß er darin sein größtes Vergnügen fand.

Nichts konnte ihm jetzt mehr Freude machen, als wenn er Etwas gethan hatte, worüber seine Aeltern und Lehrer ihre Zufriedenheit bezeigten; und etwas Neues zu lernen, war ihm viel zu angenehm, als daß er dabei hätte unaufmerksam sein können.

Kurz, er selbst konnte nunmehr nicht begreifen, wie es ihm vorhin möglich gewesen war, ein Vergnügen an Nichtsthun und an abgeschmacktem Zeitvertreibe zu finden.

Gleichwol hatte es ihm den Schaden gethan, daß er seinen jüngern Bruder in manchen Dingen nie völlig einholen konnte; denn der war allezeit vor ihm voraus.

Es ist hiemit eben, wie mit dem Feldbaue. Wenn man zu rechter Zeit säet, so kann man auch zu rechter Zeit ernten, und reichlich ernten.

Säet man aber zu spät, so hat man Mißwachs zu erwarten, oder doch weniger und nicht so schöne Früchte, als man sonst bekommen haben würde.

E.

---

## Der Aufschub.

Morgen! morgen! nur nicht heute!
Sprechen immer träge Leute;
Morgen! Heute will ich ruhn!
Morgen jene Lehre fassen,
Morgen diesen Fehler lassen,
Morgen Dies und Jenes thun!

Und warum nicht heute? Morgen
Kannst du für was Anders sorgen;
Jeder Tag hat seine Pflicht.
Was geschehn ist, ist geschehen,
Dies nur kann ich übersehen!
Was geschehn kann, weiß ich nicht.

Wer nicht fortgeht, geht zurücke;
Unsre schnellen Augenblicke
Gehn vor sich, nie hinter sich.
Das ist mein, was ich besitze;
Diese Stunde, die ich nütze,
Die nur ist gewiß für mich.

Weiße.

---

## Die Biene und die Hummel.

Hummel.

Immer fleißig, Jungfer Biene? —
Um Verzeihung, daß ich mich erkühne,
Sie zu stören. — Aber, liebes Kind,
Suchst dir ja die Aeuglein blind!
Weißt du nicht: man muß sich auch vergnügen;
Komm, laß deine Arbeit liegen;
Lustig, lustig laß uns sein!
Komm mit mir, es soll dich nicht gereun!

Biene.

Meine Arbeit ist für mich Vergnügen,
Weil ich so erzogen bin.
O, um Alles könnt' ich nicht so müßig fliegen!
Und was spräche dann auch wol die Königinn?

Hummel.

Ja, die wird's auch gleich erfahren!

Biene.

Kann es doch!

Hummel.

So machst du ihr was weis.

Biene.

Fi! Bewahre!

Hummel.

Jungfer Fleiß,
Da hat sie nichts zu bewahren,
Sie soll mit uns, kurz und gut.
Wenn sies mir nicht zu Gefallen thut,
So will ich sie selber, daß sies weiß,
Bei der Königinn verklagen,
Und, daß sie herumgeschwärmt, ihr sagen.

Biene.

Wie es dir beliebt. Muß ich dann auch leiden,
So ist Unschuld meine Trösterinn.
Gerne will ich mit ihr leiden,
Und um alle eure Freuden
Geb' ich sie nicht hin.

---

## Das Dörfchen.

Ich rühme mir
Mein Dörfchen hier;
Denn schönre Auen,
Als rings umher
Die Blicke schauen,
Sind nirgends mehr.

Hier Aehrenfelder,
Dort Wiesengrün,
Dem blaue Wälder
Die Grenze ziehn.
An jener Höhe
Die Schäferei;
Und in der Nähe
Mein Sorgenfrei:
So nenn' ich meine
Geliebte kleine
Einsiedelei,
Worin ich lebe
Zur Lust versteckt,
Die ein Gewebe
Von Ulm und Rebe
Grün überdeckt.
Dort kränzen Schlehen
Die braune Kluft,
Und Pappeln wehen
In blauer Luft.
Mit sanftem Rieseln
Schleicht hier gemach
Auf Silberkieseln
Ein heller Bach,
Fließt unter Zweigen,
Die über ihn
Sich wölbend neigen,
Erfrischend hin,
Und läßt im Spiegel
Den grünen Hügel,
Wo Lämmer gehn,
Des Ufers Büschchen,
Und selbst die Fischchen

Im Grunde sehn.
Da gleiten Schmerlen,
Und blasen Perlen;
Ihr schneller Lauf
Geht bald danieder,
Und bald herauf
Zur Fläche wieder.

Nein, schönre Auen,
Als rings umher
Die Blicke schauen,
Sind nirgends mehr!

Ungenannter.

---

## An ein junges Fräulein,

dem man weis gemacht hatte, daß es besser sei, als andere Menschen.

Junges, gnädiges Fräulein, dein Stammvater ist auch der meinige. Er heißt Adam, nicht Herr von Adam.

Alle Königinnen sind deine Verwandte; aber — se nicht stolz — deine Magd, das lumpige Bettelmädchen und die schmierige Hottentottinn sind es auch.

Alle Menschen sind Vettern und Basen zusammen; die Deutschen, die schwarzen Aethiopier und die Kannibalen, wie die Franken, die Sachsen und die Baiern; die Tagelöhner, die Bauern und die Bettler, wie die Kaiser, die Könige und die Edelleute.

Folglich sind alle Menschen einander gleich. Das wissen viele große und kleine Leute nicht.

In Ostindien giebts närrische Leute, die vier Adams glauben; diese sollen heißen: Brahma, Situri, Beise und Sudur. Vom ersten sollen die Geistlichen, vom zweiten die großen Herren, vom dritten die Bürger und vom vierten die Bauern herkommen. Die närrischen Leute!

Auf Jamaika, einer Insel in Westindien, soll es Kaufmannsfrauen aus England geben, die nicht glauben wollen, daß ihre schwarzen Sklavinnen so gut Menschen sind, wie sie. Die albernen Weiber!

Es war einmahl eine kleine Königstochter, sie hieß, wo ich nicht irre, Isabellchen, war weiß, wie Schnee, und fein und zierlich, wie ein Püppchen.

Viele große Leute warteten dem kleinen Dinge auf, viele vornehme Leute küßten dem Mägdlein gar das Händlein; Alles seines Papa's wegen; aber das Närrchen meinte, es geschehe seinetwegen.

Nun sah es oft Straßenkinder von seinem Fenster herab, die ekelhaft und zerlumpt umherliefen.

Es sah in seinem Bilderbuche allerlei häßliche wilde Leute, und seine Hofmeisterinn erklärte ihm diese Bilder.

Da dachte das gute Kind: ich muß doch wol ein ganz andrer Mensch sein, wie diese gemeinen, dummen, schmutzigen Leute!

Es sagte dies seinem Kammermädchen, und das einfältige Ding antwortete: ja freilich, gnädige Prinzessinn!

Es sagte dies seinem Haarkräusler, und der alberne Kerl antwortete: ja freilich, gnädige Prinzessinn!

Es sagte dies seiner Hofmeisterinn; aber, aber, was antwortete die! — —

Diese gemeinen schmutzigen Leute da sind eben so gut Menschen, wie Sie, Prinzeßchen; und daß Sie anders

und besser aussehen, dafür können Sie nicht, Kind! Also dürfen Sie ja nicht stolz darauf sein.

Wären Sie unter den Jameos erzogen, Sie würden noch nicht fünfe zählen können; wären Sie im Samojedenlande geboren, Sie würden sich im Schnee wälzen; wären Sie unter Schweinen aufgewachsen, Prinzeßchen, Sie würden, so wahr ich ehrlich bin, den Sitten nach, ein Ferken sein!

Hätte es hingegen dem Könige, Ihrem Vater, gefallen, statt Ihrer, ein gemeines Mädchen von der Straße aufzunehmen, oder aus dem Samojeden- oder Jameoslande eins kommen zu lassen, und es so sorgfältig und mühsam zu erziehen, wie Sie, so würden diese — jetzt gemeine, dumme und ekelhafte Kinder, — so vornehm, klug und niedlich sein, wie Sie.

Isabellchen konnte das nicht begreifen, oder mochte es nicht begreifen. Laß sehn, mein Kind, ob du gescheiter bist?

Schlözer.

---

## Ein Liedchen.

Den flüchtigen Tagen
Wehrt keine Gewalt,
Die Räder am Wagen
Entfliehn nicht so bald.
Gleich eilenden Blitzen,
Entfliehn sie dahin;
Drum will ich sie nützen,
So lang' ich noch bin.

Gleim.

---

## Das Ringspiel.

Personen:

| | |
|---|---|
| Vater. | Karl. |
| Gottlieb. | Fritz. |
| Konrad. | Lotte. |
| Kristel. | |

Gottlieb.

O Vater, wollen wir nicht wieder in den Garten gehn und die Wege harken?

Vater. Es regnet, Gottlieb.

Fritz. O, was schadet das?

Vater. Uns nichts, aber unsern Kleidern.

Lotte. O Vater, so gieb uns doch noch eine Lehrstunde, sonst müssen wir gewiß müßig sein und können nicht davor!

Vater. Lehrstunden habt ihr heute genug gehabt; ich will sehen, ob ich euch nicht sonst etwas zu thun geben kann. — Du, Lotte, hast ja deine Strickrolle da an der Seite hängen! Was denn für Noth? Und ihr Andern — wißt ihr was? — wir wollen der Mutter den Spinat verlesen, den sie morgen kochen will. Die soll sich einmahl freuen, wenn sie diesen Abend aus der Stadt zu Hause kommt, und Alles schon gethan findet!

Alle. O ja! das wollen wir!

Lotte. O Vater, laß mich doch mit Spinat verlesen. Ich wollt' es gar zu gern.

Vater. Immerhin! Nun, da hat Jeder seinen Theil; laßt sehen, wer am ersten damit fertig sein wird!

Kristel. Will Vater denn uns auch wieder was erzählen unterdeß, daß wir arbeiten?

Vater. Das wollte ich wol; aber ich mag nicht

gern oft allein sprechen. Laßt uns lieber irgend Etwas spielen, wobei ihr Alle mitsprechen könnt.

Konrad. Ja, können wir denn zugleich arbeiten und spielen?

Vater. Wenn Arbeit und Spiel danach sind; warum nicht? Ich will euch eins vorschlagen, was euch wenig oder gar nicht stören soll.

Gottlieb. Na, das soll mich doch wundern!

Fritz. Nur zu, Vater!

Vater. Es soll das Ringspiel sein.

Karl. Das sich so anfängt: Es ist ein Ring von meiner Hand?

Vater Ja!

Alle. O, das!

Vater. Nun?

Einige. O, das ist nicht hübsch!

Vater. Warum nicht?

Kristel. Ja, etwas ist wol hübsch darin, aber etwas ist doch dummes Zeug.

Vater. Nun, so wollen wir das dumme Zeug auslassen, und dafür etwas Anders sagen.

Alle. Ja, das geht an.

Vater. Wie, wenn wir's so machten: Du, Konrad, gäbest Kristeln den Ring — oder es kann auch ein Spinatblatt thun; darauf kommts ja gar nicht an! und sagtest dann: Nimm hin das! dann antwortete er: Was ist das? Und du sprächest wieder:

Es ist ein Ring von meiner Hand
Mit einem kleinen Diamant,
Darinnen steht geschrieben fein
Mein Urtheil über Groß und Klein,
Viel Wunderbar's von manchem Ort,
Mein Räthsel, Reim und Sprichwort.

Gottlieb. Ja, so ist's besser.

Vater. Aber da müßt ihr euch auch darauf gefaßt machen, daß ein Jeder etwas zu sagen wisse, so wie die Reihe an ihn kommt. — Hört, laßt uns erst zehn Minuten darauf sinnen — hier ist die Uhr! Unter der Zeit muß Keiner ein Wort sprechen, und Jeder besinne sich unterdeß ernstlich auf ein Urtheil; ihr wißt doch noch, was das ist — ein Urtheil?

Kristel. J ja, wenn man über Etwas urtheilt.

Vater. Wenn man also sagt, daß eine Sache so oder so ist, oder nicht ist. — Zweitens besinnt sich Jeder auf etwas Merkwürdiges aus der Erdbeschreibung, und erzählt uns das; drittens auf ein Räthsel, viertens auf ein paar Verse, und endlich auf ein Sprichwort. Nun, in zehn Minuten solls losgehn! — — — — — — Sie sind verflossen! Jetzt also, Konrad, fang' an.

Konrad (zu Kristel, indem er ihm ein Spinatblatt reicht). Nimm hin das!

Kristel. Was ist das?

Konrad.

Es ist ein Ring von meiner Hand
Mit einem kleinen Diamant,
Darinnen steht geschrieben fein
Mein Urtheil über Groß und Klein,
Viel Wunderbar's von manchem Ort,
Mein Räthsel, Reim und Sprichwort.

Kristel. Dein Urtheil ist?

Konrad. Regenwetter ist auch gut.

Vater. Wozu denn?

Konrad. J, es würde sonst nichts wachsen; und dann so hätten auch die Menschen und die Thiere nichts zu trinken, wenns nicht zuweilen regnete.

Vater. Könnten denn nicht Brunnen, Bäche und Flüsse sein?

Konrad. Ja, wie bald würden die vertrocknen! — Und dann, so kann man zu Hause spielen, wenns draußen regnet.

Vater. Wie wir jetzt. — Nun weiter.

Kristel. Etwas Merkwürdiges aus der Erdbeschreibung?

Konrad. Zu Surinam in Amerika giebt es eine Art Ameisen, die man die Visitenameisen nennt. Diese ziehen zuweilen in großen Heeren aus, und wo sie hinkommen, da freuen sich die Leute, und machen ihnen Thüren und Fenster auf.

Fritz. I, warum denn?

Konrad. Ja, wo diese Ameisen hinkommen, da durchsuchen sie das ganze Haus, und wo sie nur eine Ratte, eine Maus, eine Wespe, eine Fliege, eine Spinne, oder so etwas finden, da beißen sie sie todt und fressen sie auf. Deßwegen machen ihnen die Leute, sobald sie ankommen, alle Thüren und alle Schränke und Kasten auf, und gehen selbst aus dem Hause, um sie nicht zu stören. In zwei oder drei Tagen pflegen sie mit Allem fertig zu sein, und dann ziehen sie weiter.

Lotte. Das sind ja herrliche Thierchen!

Konrad. Ja wohl!

Kristel. Dein Räthsel?

Konrad. Ich habe ein Paar Pferde gesehen, die fraßen täglich mehr als tausend Scheffel Hafer.

Alle. Ho! ho!

Konrad. Ja, und sie standen noch dazu auf Köpfen und fraßen mit Beinen.

Fritz. Das ist doch gewiß nicht wahr!

Konrad. Und da war auch ein Huhn dabei, das legte täglich mehr als tausend Eier!

Gottlieb (mit dem Finger drohend). Konrad, Konrad, weißt du nicht? —

Konrad. Was denn?

Gottlieb. Daß man auch im Spaß nicht lügen muß?

Konrad. Ich lüge nicht! Es ist wirklich wahr.

Kristel. Ah! ich weiß schon, ich weiß schon, wie das ist!

Vater. Nun?

Kristel. Ja, hundert Scheffel Hafer können gar nicht fressen; also können ja zwei Pferde mehr verzehren, als sie.

Karl. Ha! ha! — Ja, das glaube ich! Nun weiß ich auch, warum das Huhn mehr, als tausend Eier, legen konnte — weil tausend Eier kein einziges legen!

Vater. Richtig! Aber wie kam's, daß die Pferde auf Köpfen standen und mit Beinen fraßen?

Lotte. Das möchten wol Mißgeburten sein?

Konrad. Nein!

Lotte. Ja, so weiß ich es nicht!

Konrad. Sie standen auf den Köpfen der Nägel, womit ihnen die Hufeisen angenagelt waren; und ihre Zähne waren von Knochen oder Bein; das ist ja einerlei!

Alle. Ja so!

Kristel. Na, deinen Reim?

Konrad. Unschuld und Freude
Sind ewig verwandt;
Es knüpfet sie beide
Ein himmlisches Band.

Kristel. Und nun noch ein Sprichwort?

Konrad. Jung gewohnt, alt gethan.

Gottlieb. Nun frage ich Kristeln; nicht wahr, Vater?

Vater. Ja!

Gottlieb. Na, dein Urtheil?

Kristel. Mein Urtheil? — I nun, mein Urtheil ist, daß wir Kinder uns in unserm Urtheil oftmahls irren.

Vater. Nun, diesmahl hast du gewiß nicht falsch geurtheilt.

Gottlieb. Etwas Wunderbares?

Kristel. In Afrika ist eine Gegend, die man Senegal nennt, wo sich die Engländer angebauet haben. Da soll es ungeheure Schlangen geben, die wol 40 bis 50 Fuß lang sind.

Fritz. Hu!

Kristel. Wenn sie sich auf dem Schwanze in die Höhe richten, so sollen sie wie Mastbäume aussehen.

Lotte. O, die armen Leute, die da wohnen müssen!

Kristel. O, sei du nur unbesorgt, Lotte! Was meinst du wol? die Leute mögen diese großen Schlangen recht gern haben, und leiden gar nicht, daß man eine davon tödten darf.

Lotte. Ist das wol wahr, Vater?

Vater. Allerdings! Kristel wird dir auch die Ursache sagen.

Lotte. Na?

Kristel. Sieh nur, Lotte, da, in eben dem Lande, wo es erschrecklich heiß ist, giebt es auch eine Menge von andern giftigen Thieren und von allerhand Ungeziefer, als Schlangen, Kröten, Eidechsen, und besonders große Heuschrecken, wovon oft so viel auf einmahl angeflogen kommen, daß es ganz finster wird. Da sind

nun die großen Riesenschlangen (so nennt man sie) dahinterher, und fressen sie auf, und wenn sie das nicht thäten, so würden die Heuschrecken in kurzer Zeit alles Grüne in der ganzen Gegend verzehren. Deßwegen können die schwarzen Einwohner dieses Landes gewaltig böse werden, wenn ein weißer Fremdling sich untersteht, eine dieser Schlangen todt zu machen.

Gottlieb. Nun, dein Räthsel?

Kristel. Hier ists: Welche Lichter brennen am längsten?

Konrad. Die Wachslichter.

Kristel. Nein!

Konrad. Ja, so weiß ichs nicht.

Kristel. Diejenigen, welche der liebe Gott gemacht hat — Sonne, Mond und Sterne.

Gottlieb. Sieh! — Aber nun deinen Reim?

Kristel. Dem kleinen Veilchen gleich, das im Verborgnen blühet,
Sei immer fromm und gut, auch wenn dich Niemand siehet.

Gottlieb. Das war einmahl ein netter Vers! — Na, und dein Sprichwort?

Kristel. Frisch daran,
Ist halb gethan.

Gottlieb. Nun, Karl, fragst du mich.

Karl. Dein Urtheil?

Gottlieb. Mein Urtheil ist, daß wir hier zu Lande doch viel glücklicher sind, als die Grönländer.

Karl. Warum?

Gottlieb. Frag du nur erst weiter, so sollst du es wol hören.

Karl. Etwas Merkwürdiges aus der Erdbeschreibung?

Gottlieb. Nun gieb Acht! — So ein Grönländer ist doch ein recht armseliger Mensch! Er wohnt in einem Loche, das viel elender und schmutziger sein soll, als unsers Cerberus sein Hundehaus. Darin liegt er vier Monate lang fast ganz müßig (denn so lange ist es da oben in Grönland Nacht) und friert, daß ihm die Zähne klappern, und hat fast nichts zu essen, als stinkendes Seehundsfleisch. Er selbst und sein Loch triefen beständig von Wallfisch- und Seehundsfett. Aber was noch schlimmer ist, so ist er ganz lebendig von Läusen. Und das sind die armen Leute so gewohnt, daß sie sich gar nicht viel daraus machen. Das abscheulichste endlich ist, daß diese Läuse auch scharenweise auf ihren Speisen umherkriechen, und daß ihnen gar nicht davor ekelt.

Lotte. Fi!

Vater. Du hast hoffentlich nicht vergessen, lieber Gottlieb, was ich euch damahls auch erzählte, daß der liebe Gott doch auch für diese Grönländer recht wunderbar gesorgt habe?

Gottlieb. Ach ja! — Weil in Grönland selbst kein Holz wächst, so hat der liebe Gott gemacht, daß das Meer eine Menge von Bäumen — Tannen, Espen und Birken — in andern Ländern losreißen und hier herführen muß. Das nennen sie Treibholz. Ohne das würden sie keine Hütten und keine Kähne bauen, auch keine Pfeile zur Jagd verfertigen können. Dann so läßt der liebe Gott in ihrem Lande auch ein gewisses Moos wachsen, das so weich wie Pelzwerk ist. Damit verstopfen sie die Ritzen und Spalten in ihren Hütten, und auch Dochte in ihre Lampen machen sie davon. Von dem Seehunde oder Robben können sie fast Alles machen, was sie nöthig haben. Aus seinem Felle

verfertigen sie sich Kleider, Schuhe und Stiefel; von den Rippen machen sie Nägel; den Magen brauchen sie als einen Schlauch, um etwas Flüssiges, besonders den Thran, darin zu verwahren; aus den Därmen machen sie sich ihre Hemden, und ihre Strümpfe aus den Fellen der ungebornen Seehunde.

Karl. Ist das Alles?

Gottlieb. Ja.

Karl. So sage dein Räthsel.

Gottlieb. Wo kann man 1000 Meilen in einem Tage reisen.

Kristel. Nirgends!

Gottlieb. O ja; irgendwo.

Kristel. Nu, wo denn?

Gottlieb. Eben da, wo es Länder ohne Einwohner, Städte ohne Häuser, und Flüsse ohne Wasser giebt.

Karl. Ach! ich weiß, ich weiß! — Auf der Landkarte.

Gottlieb. Richtig! — Na, nun will ich dir auch gleich meinen Reim sagen:

Ein Kind, das nicht auf Warnung hört,
Ist sehr beklagenswerth.

Karl. Und dein Sprichwort?

Gottlieb. Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Karl. Wer fragt denn nun mich?

Fritz. Ich, ich! — Dein Urtheil?

Karl. Es ist heute recht dummes Wetter.

Vater. Dummes?

Karl. Ja, dummes Wetter, es regnet ja immer!

Vater. Also, wenn unser Karl das Wetter zu machen hätte, so würden wir immer Sonnenschein haben?

Karl. Ja.

Vater. Wir werden diesen Abend Erdbeeren mit Milch, nachher junge Erbsen und Mohrrüben mit geröstetem Fleische essen; das sind wol lauter Sachen, die du nicht magst, Karl?

Karl. O um Verzeihung; das sind ja meine Lieblingsgerichte!

Vater. Aber, wenn du die Welt zu regieren hättest, so würdest du doch nicht alle Jahr Erbsen, Mohrrüben und Erdbeeren wachsen lassen?

Karl. I, warum denn nicht? O, es sollte mir so eine Menge davon wachsen, daß wir sie nicht alle verzehren könnten.

Vater. Besinne dich, Karl! — Da müßtest du auch oft regnen lassen, wenn du so was haben wolltest; und den Regen magst du ja nicht leiden.

Karl. Kann man denn die Früchte nicht ohne Regen wachsen lassen?

Vater. Das kannst du ja versuchen. Pflanze einmahl eine Erdbeerstaude in einen Topf, und setze den Topf an einen Ort, wo kein Regen dazu kommen kann; dann wirst du sehen, ob Erdbeeren daran wachsen werden.

Karl. Werden keine daran wachsen?

Vater. So wenig als an diesem Tische; du müßtest denn die Pflanze fleißig begießen.

Karl. Na, so könnte man alles Andere ja auch begießen, so brauchts ja doch nicht zu regnen.

Vater. Und mit was für Wasser sollten wir denn begießen?

Karl. I, mit Wasser aus dem Brunnen oder aus dem Bache.

Vater. Aber hast du nicht gehört, was Konrad vorher bemerkte, daß wir gar keine Brunnen und

Bäche haben würden, wenn es nicht von Zeit zu Zeit regnete?

Karl. Nicht?

Vater. Nein! — Denn woher kommt wol das Wasser, das in den Brunnen und in den Bächen ist?

Karl. Aus der Erde.

Vater. Und wie kam es vorher in die Erde? Nicht wahr, von Regen, Thau, Schnee und Hagel, die aus den Wolken herabfielen. Von der Oberfläche der Erde drang dies herabgefallene Wasser tiefer ein, und sammelte sich entweder in unterirdischen Höhlen, aus welchen es wie ein Bach wieder hervorlief, oder es wurde aufgegraben, und so entstand ein Brunnen. Im Grunde also ist alles Wasser, was wir haben, Regenwasser; und wenns also niemahls regnete, so würden wir auch keinen Tropfen Wasser haben. — Nun, Karl, würdest du noch immer nicht regnen lassen, wenn es von dir abhinge?

Karl (beschämt). O, ja!

Vater. Und scheints dir nun noch wol recht geredet zu sein, wenn Jemand bei regnerischem Wetter spricht: Es ist heute dummes Wetter! Es ist heute garstiges, abscheuliches Wetter!

Karl. Nein!

Vater. Nun, Kinder, so laßt uns künftig auch besser auf unsre Worte achten, damit wir nicht so unverständig reden, wie wir wol zuweilen andre Menschen reden hören, die nicht bedenken, was sie sagen. Jede Witterung gereicht zu unserm Besten, der Regen wie der Sonnenschein, die Kälte wie die Wärme, der rauhe Wintersturm wie die angenehme Frühlingszeit; und Gott allein weiß, wie das Alles zum Wohle der Men-

schen und der Thiere zu jeder Zeit mit einander abwechseln muß. Fern sei von uns der Unsinn, uns einzubilden, daß wir es besser machen könnten, als Er, der allein weise und allgütige Weltregierer!

Nun, Fritz, so frage denn weiter!

Fritz. Etwas Merkwürdiges!

Karl. Zu Surinam, in Amerika, welches den Holländern gehört, giebt es eine Art großer Fledermäuse, die eine stachelige Zunge haben. Diese setzen sich zuweilen an Pferde und Rindvieh, auch wol an schlafende Menschen, und lecken so lange an einer und ebenderselben Stelle, bis sie eine Ader aufgeleckt haben. Sie machen aber nur eine kleine, zarte Wunde, die ganz und gar nicht weh thut, und die auch bald wieder zuheilt. Derjenige, den sie auf diese Weise zur Ader gelassen haben, befindet sich am andern Morgen muntrer und leichter, als vorher, weil sie ihm das dicke, träge Blut ausgesogen haben. Daher wünschen sich dort viele Leute, daß eine solche Fledermaus des Nachts zu ihnen kommen möge.

Fritz. Das ist doch närrisch! — Na, sage dein Räthsel!

Karl. Was macht die Pferde fett?

Fritz. I, wenn sie viel Hafer zu fressen kriegen.

Karl. Nein! — des Herrn Auge.

Fritz. Ist das wol wahr, Vater?

Vater. Ich meine ja, Fritz. Nicht wahr, wenn der Herr selbst fleißig in den Pferdestall geht und zusieht, ob seine Pferde auch recht gefüttert werden, so wird der Knecht wol immer darüber aus sein, den Pferden ihr gehöriges Futter zu geben, und sie hübsch reinlich zu halten?

Fritz. Ja!

Vater. Nun, dann werden sie auch wol fett werden. Wenn aber der Herr sich nicht selbst um sein Vieh bekümmert, ja, dann vergessen die Bedienten auch wol zuweilen ihre Pflicht, und dann muß es das arme Vieh entgelten.

Fritz. Gut, ich will unserm Kaninchen immer selbst Gras bringen. — Nun sage auch deinen Reim.

Karl. Ein weises Herz, ein froher Muth,
Sind köstlicher, als Geld und Gut.

Fritz. Und dein Sprichwort?

Karl. Hier ists: Was du thust, da gehe frisch daran.

Vater. Nun, Lotte, jetzt fragst du deinen Nachbar Fritz.

Fritz. Nur zu!

Lotte. Dein Urtheil?

Fritz. Mein Urtheil? — I! — Ja, wie muß ich das denn machen, Vater?

Vater. Wie sieht dieser Spinat aus, Fritz?

Fritz. Grün.

Vater. Siehst du! da hast du ja gleich ein Urtheil gemacht.

Fritz. Was denn für eins?

Vater. Dieses: der Spinat ist grün.

Fritz. Ist denn das ein Urtheil?

Vater. Ja wohl! Man urtheilt, Fritz, wenn man sagt, was eine Sache ist, oder auch nicht ist. Nun, du hast gesagt, der Spinat sei grün; also hast du ja darüber geurtheilt.

Fritz. Na, das ist gut; mir war wirklich schon bange, daß ich nichts wüßte.

Lotte. Etwas Wunderbares?

Fritz. O, das weiß ich! Vater erzählte einmahl

von Lüneburg, daß da ein Salzwerk sei, und daß ein Schwein die Salzquelle zuerst aufgewühlt habe.

Vater. Richtig! Und was für eine Ehre haben die Lüneburger dafür dem Schweine erwiesen?

Fritz. Sie haben einen Schinken davon aufbewahrt in einem Glasschranke, und darüber haben sie mit goldenen Buchstaben auf Lateinisch geschrieben: daß dies Schwein die Salzquelle gefunden habe.

Lotte. Dein Räthsel?

Fritz. Oben spitz und unten breit,
Durch und durch voll Süßigkeit.

Was ist das?

Lotte. O, das ist ja ein altes Ding! — Ein Zuckerhut!

Fritz. Ja, du hasts schon gewußt, sonst hättest du mir es nicht errathen sollen!

Lotte. Dein Reim.

Fritz. Wenn ich artig bin,
Und ohn' Eigensinn
Thue, was ich soll:
O, wie ist mir wohl!
Mich lobt der Papa,
Mich liebt die Mama,
Alles freuet sich,
Lobt und liebet mich.

Lotte. Nun noch dein Sprichwort!

Fritz. Eine Hand wäscht die andere.

Vater. Was soll das wol heißen, Fritz?

Fritz. Ja, wenn man andern Leuten was zu Gefallen thut, so thun sie Einem wieder was zu Gefallen.

Vater. Richtig! Nun, das ging ja recht gut, Fritz! Jetzt, Lotte, kommt die Reihe an uns Beide. Wer von uns soll zuerst fragen; du oder ich?

Lotte. Du.

Vater. Dein Urtheil?

Lotte. Daß die Faulheit den Menschen schlecht macht.

Vater. Wie so?

Lotte. Ja, wenn man nicht fleißig arbeitet, so wird man ungesund, und es fällt Einem lauter dummes Zeug ein.

Gottlieb. Und man ist auch so unzufrieden.

Kristel. Und wird gar nicht stark.

Karl. Ja, und das Essen schmeckt Einem auch gar nicht so gut, als wenn man recht fleißig gewesen ist.

Vater. Und dann, so entbehrt auch ein fauler Mensch der großen Freude, die der Fleißige alle Abend empfindet, wenn er bedenkt, was er Alles den Tag über gethan hat. — Nun weiter! An was für eine Merkwürdigkeit aus der Erdbeschreibung erinnerst du dich denn?

Lotte. Ich weiß noch wol, wo der Sago wächst.

Vater. Nun, wo denn?

Lotte. In Ostindien. Da giebts einen Baum, der heißt die Sagopalme. Na, dieser Baum hat inwendig so ein Mark, wie bei uns der Flieder. Dieses Mark nehmen die Leute heraus, und trocknen es; das ist denn der Sago, wovon wir Suppen machen.

Vater. Erinnert sich Jemand unter euch, was ich euch von diesem Sagobaume einmahl erzählt habe? Wie der liebe Gott ihn verwahrt hat?

Kristel. Ach ja! Er ist ganz stachelig von außen —

Vater. Worüber die Reisenden sich oft zu beklagen pflegen; aber haben sie wol Recht, darüber zu klagen?

Kristel. O gar nicht! — Wenn diese Stacheln nicht wären, so würden die wilden Schweine, die das Mark der Sagopalme auch gern fressen, die Bäume gewiß alle zerstören.

Vater. Und dann müßten viele Indier, die fast einzig und allein von diesem Baume leben, verhungern, und wir würden auch keine Sagosuppen mehr essen können. — Nun, dein Räthsel?

Lotte. Warum thut der Hahn die Augen zu, wenn er krähet?

Karl. Es mag ihm wol so sauer werden.

Lotte. O nein! Seine Hennen sollen glauben, daß er's auswendig gelernt habe.

Alle. Ha! ha! ha! das ist närrisch.

Vater. Nun, und dein Sprichwort?

Lotte. An Gottes Segen ist Alles gelegen.

Vater. Bravo! Jetzt also werde ich gefragt werden.

Lotte. Dein Urtheil?

Vater. Ist dieses: daß ihr heute Alle recht fleißige Kinder gewesen seid! Unsre Arbeit ist ja gleich vollendet.

Lotte. Nun erzähle uns auch etwas Merkwürdiges; aber was wir noch nicht wissen; hörst du, Väterchen?

Vater. Laßt sehen, ob ihr dies dafür wollt gelten lassen. Am persischen Meerbusen — ihr wißt doch noch, wo der ist?

Alle. O ja; o ja! da unten in Asien!

Vater. Nun, in der Gegend dieses Meerbusens also entsteht zuweilen ein sehr gefährlicher Wind, den man dort zu Lande Samiel oder Samum nennt. Dieser Wind ist brennend heiß, und tödtet auf der Stelle

Alles, was er unterweges antrifft, es sei Mensch oder Thier. Doch zum guten Glücke fährt dieser Wind nicht dicht auf der Erde her. Wenn daher die Leute an gewissen Kennzeichen merken, daß er losbrechen will, so werfen sie sich flugs mit dem Gesichte auf die Erde, und dann thut er ihnen nichts. Diejenigen aber, die er übereilt und erstickt hat, liegen da, als wenn sie schliefen. Sie sind aber durch und durch verbrannt; wenn man sie daher beim Arme oder beim Beine faßt, so lösen sich Arme und Beine ab, und man behält sie in der Hand. — Gut, daß dieser schlimme Wind nicht auch bei uns weht!

Lotte. Nun dein Räthsel?

Vater. Wann hat man weniger, als gar nichts.

Lotte. Ja, das weiß ich nicht.

Gottlieb. O, ich weiß es! Wenn man nichts hat, und noch Etwas dazu schuldig ist.

Vater. Richtig! — Jetzt ist also noch mein Sprichwort übrig.

Lotte. Nein, mit Erlaubniß! Erst deinen Reim.

Vater. Ah! den hätte ich bald vergessen.

Recht thun, und edel sein und gut,
Ist mehr, als Gold und Ehr;
Da hat man immer frischen Muth
Und Freude um sich her;
Und man ist brav und mit sich eins,
Scheucht kein Geschöpf, und fürchtet keins.

Und hier endlich mein Sprichwort:

Ehrlich währt am längsten.

Kristel. Mein Stückchen Arbeit ist gerade fertig.

Alle. Meins auch! Meins auch!

Vater. Dann laßt uns sehen, ob Mutter noch nicht angefahren kommt, um ihr mit dem verlesenen Spinat entgegenzulaufen!

C.

---

## Fritzchens Tischgedanken.

Schon wieder Hunger; aber auch
Schon wieder keine Noth!
Der liebe Gott, nach altem Brauch,
Ist da mit Speis' und Brot.

Wo nimmt er's doch auch Alles her,
Für so viel Alt und Jung?
Auf Erden, in der Luft, im Meer
Hat jeder Mund genung.

Du speisest Alles, was sich regt,
Mit Freuden und mit Lust,
O Herr! ich bin sehr tief bewegt,
Und voll ist meine Brust!

Wie sich mein lieber Vater freut,
Wenns seinem Fritzchen schmeckt,
So hast auch du All'n, weit und breit,
Den großen Tisch gedeckt.

Wir essen All' und trinken All',
Und danken unserm Gott!
Ein süßer Dank, ein Dank mit Schall! —
Wir danken unserm Gott!

Wer äße nun nicht herzlich froh,
Und tränke wacker drauf? —
Ach Gott! der arme Mann auf Stroh
Sieht auch zu dir hinauf.

Er hungert doch nicht, lieber Gott?
Gieb doch dem armen Mann
Auf Stroh auch ein klein Stückchen Brot,
Du, der so Vieles kann!

Overbeck.

---

## Fritzchen nach der Arbeit.

Nun, wohl bekomm' es mir!
Ich bin auch endlich müde!
Doch süßer, süßer Friede
Liegt auf der Seele hier.

Ich hab' mein Werk gethan,
Nun ruhet aus, ihr Glieder!
Auf Morgen ruf' ich wieder!
Dann gehts von neuen an.

Wie wohl ist mir zu Sinn!
Die Blumen alle winken,
Und wunderfreundlich blinken
Die Sternchen nach mir hin.

Der Abend ist so schön;
Mit ruhigem Gewissen
Kann ich ihn nun genießen,
Und froh zu Bette gehn.

Wie würd' es anders sein,
Hätt' ich heut' nichts gelesen,
Und wäre faul gewesen:
Mich würde nichts erfreun.

Beschämt würd' ich den Kopf
Auf beide Arme stützen,
Und in der Stube sitzen
Erbärmlich wie ein Tropf.

Dann fragte mich Papa:
„Wie ists? was kann dir fehlen?
Weißt du nichts zu erzählen?"
Kein Wörtchen wüßt' ich da.

Dann käme Fiekchen her,
Und suchte mich mit Necken
Vom bösen Traum zu wecken;
Doch Fiekchen hin und her;

Verdrießlich würd' ich dann,
Mich ärgerten die Wände,
Und, und — ich fing' an Ende
Wol gar zu weinen an.

O, wie ists doch so gut
Um Arbeit und Geschäfte!
Wie stärkt es Muth und Kräfte,
Wenn man was Nützes thut!

Dank sei dem lieben Gott;
Er stärkte mich auch heute,
Daß ich den Fleiß nicht scheute,
Und ehrte sein Gebot.

Nun auch, zum süßen Lohn,
Getrost zu Tisch gesessen!
Wer schaffet, darf auch essen;
Mich dünkt, ich schmeck' es schon.

Overbeck.

---

## Fritzchen an den Tod.

Wenn ich nun alt erst bin und groß,
Und habe viel gethan,
Dann bringe mich in Gottes Schooß,
Du schwarzer Knochenmann!

Noch laß mich leben, denn ich bin
Noch lange nicht geschickt,
Und habe Manches noch im Sinn!
Wenn mir's nur Alles glückt.

Ich möchte wol, ins Ohr gesagt,
Vor allen Andern hier
Der Beste sein! Ich hab' gedacht,
Der Wunsch gezieme mir.

Das ist kein tüchtiger Soldat,
Fiel mir aus Büchern ein,
Der nie darauf gesonnen hat,
Einst General zu sein.

Wohlan denn, Fritzchen! dacht' ich da,
Was Rechtes oder Nichts!
Und guten Beistand hast du ja!
Der liebe Gott versprichts.

Je mehr wir thun, je lieber ist
Es unserm guten Gott;
Und wenn du nun ein Mann erst bist,
Dann hats nicht weiter Noth.

Sieh, lieber Hain *), das ist mein Ziel;
Drum gehe nur vorbei!
Es fehlt mir noch so viel, so viel;
Die Sach' ist noch zu neu.

Und ich bin klein und arm und schwach;
O, wär' ich doch erst groß,
Und gut! — dann bringe allgemach
Mich hin in Gottes Schooß!

Overbeck.

---

## Ein Bild vom menschlichen Leben.

An einem stürmischen Tage stand Lotte mit ihrem Vater am Fenster, aus welchem man viel Wiesenland übersehen konnte.

Am Himmel flohen einzelne Wolken — bald kleinere, bald größere — sehr schnell vorbei, so daß man oft im Schatten, aber auch bald wieder im Sonnenscheine stand.

Lotte sah den Schatten über die Wiese laufen, und sprach:

O sieh, sieh, Vater, wie der Schatten dahinunterläuft! — Nun ist die Wiese ganz dunkel, nun wieder

*) So viel, als: lieber Tod.

hell! — O sieh! da kommt schon wieder ein schwarzer Schatten! Da ist er schon wieder weg!

Vater. Die meiste Zeit ist doch Sonnenschein auf der Wiese. Nicht, Lotte?

Lotte. O ja; nun ist sie schon lange hell gewesen; aber da kommt schon wieder ein Schatten!

Vater. Aber auch der verfliegt doch bald?

Lotte. Da ist er schon weg! Das ist doch närrisch!

Vater. Kind, was du da siehest, das wirst du in deinem ganzen künftigen Leben erfahren.

Lotte. Wie so, Vater?

Vater. Unser Leben, liebe Lotte, gleicht dieser Wiese. Wenn wir recht fromm und brav sind, so geht es uns die meiste Zeit glücklich; da sind wir, wie im Sonnenscheine.

Aber dieses Glück dauert doch nicht immer. Ehe wir es uns versehen, fährt eine Wolke von Widerwärtigkeit über uns hin, und da stehen wir auf einmahl im Schatten, das heißt, wir haben Mißvergnügen.

Aber getrost, liebes Kind! Auch dieses Mißvergnügen dauert nicht lange. Es verfliegt eben so geschwind wieder, als du jenen Schatten verschwinden siehst.

Denke daran, wenn du älter wirst, und es wird dir gut thun, daß ichs dir vorausgesagt habe.

E.

---

## Erntelied.

Kein Klang von Allem, was da klingt,
Geht über Sichelklang,
Wenn sie der braune Schnitter schwingt
Zum fröhlichen Gesang.

Das Aehrenfeld, in goldner Pracht,
Rauscht, Halm an Halm gewiegt;
O, wie sein muntres Auge lacht!
Wie ist er so vergnügt!

Schon denkt er sich die Scheuren voll,
Und noch ein gut Theil mehr;
Und wie der Thaler klingen soll,
Denkt er sich nebenher.

Kein Paradies, kein Herzogthum
Erfreut ihn, wie sein Feld;
Der braune Schnitter gäbe drum
Die ganze weite Welt.

Er singt, es zirpt in seinen Ton
Die Grill' ihr schmetternd Lied;
Und nieder sinkt die Garbe schon
Von seines Stahles Schnitt.

Gemetzelt liegt die ganze Schar –
Der Halme lang und schwer,
Die dicken Schwaden Paar bei Paar,
In Wellen ringsumher.

Da steht ein Schnitter mitten drin,
Und jauchzet laut ins Thal!
Nun hüpft die schlanke Bäuerinn
Daher, und ruft zum Mahl.

Die Schüssel dampft, die Kanne blinkt,
Das Mahl schmeckt königlich;
Und seht, der braune Schnitter winkt,
Das Mädchen schürzet sich.

Und wieder hin aufs hohe Feld,
Die Garben aufgefaßt,
Gebunden und emporgestellt,
Und nimmer träge Rast!

Und hui! kommt in vollem Lauf
Der Wagen angerollt,
Er nimmt die reiche Ladung auf,
Und glänzt von ihr wie Gold.

Und hui! gehts in raschem Trab,
Getümmel hinterdrein,
Den stoppelvollen Berg hinab,
Zum Scheunenthor hinein.

Kein Fest, kein Freudenspiel, kein Tanz
Kommt diesem Feste bei;
Es fühlet auch kein Städter ganz,
Was Erntefreude sei.

Des Ackermannes sauren Schweiß
Belohnet dieses Fest;
Er nimmt und ißt zu dessen Preis,
Der Korn ihm wachsen läßt.

Overbeck.

---

## Der Pflug.

Mit Pferden zieht das Feld hinauf
Der Bauer seinen Pflug;
Doch nicht genug,
Er drückt, er drückt die Hand darauf.

So sitz' ich auch an meinem Tisch
Mit aufgeschlagnem Buch;
Doch nicht genug,
Ich sitz', ich sitz', und lerne frisch.

Overbeck.

---

## Das Gewitter.

Wer donnert? — O getrost, getrost!
Es donnert unser Gott!
Sei immerhin, du Sturm, erboßt!
Wir fürchten keine Noth.

Wir wissens ja, wir fühlens auch,
Was Er verhängt, wird gut.
Sein Arm ist Macht, Fried' ist sein Hauch,
Der so viel Wunder thut;

Der wachsen läßt und läßt gedeihn,
Und macht das Land so reich!
Zu dem die jungen Raben schrein,
Und Er erhört sie gleich.

Er thut die hellen Wolken auf,
Dann regnets mild herab;
Die Erde schauert, bebet auf,
Und trinkt den Saft hinab.

Und muthig steigt empor im Thal
Die junge frische Saat.
Sein Donner rollt mit starken Schall,
Und preiset seine That.

Nicht ferne kann er von mir sein,
Der Blitz verkündigt ihn;
Auf Wolken fährt der schnelle Schein,
Die Nacht sinkt unterhin.

Gewitter gehen vor ihm her,
Und nach ihm Himmelsbläu';
Er wirft den Sturm hinab ins Meer,
Und bricht den Blitz entzwei.

Er haucht die Sonne wieder an;
Sie leuchtet, wie zuvor,
Und fähret fort auf ihrer Bahn,
Bis an das Abendthor.

Er thut uns allenthalben wohl,
Obgleich wir Sünder sind.
Sei, Erde, seines Namens voll,
Und preis' ihn, Menschenkind!

Overbeck.

---

## Fritzchen an ein Paar Tauben.

Liebe Täubchen, meine Freude,
Kommt und freßt aus meiner Hand!
O, ich thu' euch nichts zu Leide,
Wir sind gar zu gut bekannt.
Fresset, Täubchen, ohne Sorgen!
Dankt mir mit dem Schmeichelton!
Schnäbelt mich zum guten Morgen,
Und fliegt dann vergnügt davon!

Hin auf warmbesonnte Höhen,
Wo ihr rings das offne Feld
Weit und breit könnt übersehen,
Eure freie, eigne Welt.
Ueberall seid ihr zu Hause,
Liebe Täubchen, überall
Findet ihrs gedeckt zum Schmause,
Ohne Koch ein schmeckend Mahl.

Mir wirds nicht so gut gegeben;
Ich muß hier in meinem Fach
Wie die lieben Schnecken leben,
Fein geduldig unterm Dach;
Immerfort auf platter Erde,
Immer langsam Schritt vor Schritt;
Alte Leute haben Pferde;
Mir erlaubt man keinen Ritt.

Flügel, Flügel, liebe Tauben!
O, was sind die Flügel schön!
Seht, ich möchte sie euch rauben,
Könnt' es nur in Scherz geschehn.
Aber wahrlich, sie zu leihen
So bisweilen, o das wär'! —
Fliegen wollt' ich auch im Freien!
Ueberschweben Land und Meer!

Ja, du Pärchen! dies Vergnügen
Theil' ich doch wol nie mit dir.
Mögt ihr denn allein nur fliegen!
Aber Eines wünsch' ich mir:

Solchen Sinn und solche Güte,
Ohne Groll und ohne Zank,
Solch ein fromm und treu Gemüthe,
Gebt mir das für meinen Dank!

Overbeck.

---

## Durch gegenseitige Hülfleistungen gehen die Geschäfte des Lebens ihren Gang.

Albert ging mit seinem Vater einmahl über die Gasse, und da kamen sie an einen Bau, der schon bis zum zweiten Stockwerke fertig war.

Albert sah, wie die Maurer auf den Stufen einer Leiter saßen, und einander über die Schulter Steine zulangten. Das gefiel dem Kleinen.

O lieber Vater! rief er, wie lustig das aussieht! Laß uns da hinangehen.

Der Vater ging näher mit ihm hinan, und Beide sahen ein Weilchen zu, wie der Untenstehende Steine aufnahm, sie Dem auf der ersten Stufe zureichte, wie der sie dem Zweiten, und der wieder dem Nächsten, und der wieder dem Folgenden zulangte, und wie das immer so rasch fortging, bis die Steine hinauf waren, und vermauert wurden.

Was meinst du, Albert, sagte der Vater, warum sitzen alle diese Leute hier und langen einander zu? und warum arbeiten so Viele an diesem Hause? Könnte nicht Einer daran arbeiten, und die Andern indeß auch Häuser bauen, oder etwas Anderes thun?

Ja wol, Vater antwortete Albert geschwind; dann würde es recht viele Häuser geben.

Der Vater erwiederte: Sollte es wol, mein Sohn? Hast du auch bedacht, was du eben sagtest?

Wie viele Künste und Handwerke gehören nicht zu einem Bau, wie dieser, die der Eine alle lernen müßte, der ihn unternehmen wollte? So viele, daß er sein ganzes Leben hindurch zu lernen hätte, ehe er dahin käme, so ein Haus bauen zu können.

Aber laß uns einmahl annehmen, daß Einer das Alles in kurzer Zeit lernen könnte; laß ihn nun allein ohne Hülfe anfangen zu bauen; laß ihn alles Holz, alle Steine und alles Uebrige, was zum Bau gehört, zusammenschleppen, dann die Erde tief aufgraben und den Grund legen, dann auf diesem Grunde aufbauen.

Wenn er das erste Stockwerk vollendet, laß ihn aufsteigen und das zweite anfangen; laß ihn nach jedem Steine diese Leiter herunter- und wieder hinaufsteigen, um ihn zu holen; laß ihn so fort allein arbeiten — wann meinst du wol, daß das Haus unter Dach kommen würde?

Ach, lieber Vater, sagte der Knabe, ich sehe, wie sehr ich mich geirrt habe! Auf diese Weise würde nie ein Haus, wie dieses, zu Stande kommen.

Du hast Recht, mein Sohn, versetzte der Vater; und so wie es mit diesem Bau ist, so ists fast mit allen Geschäften des gesitteten menschlichen Lebens. Sollen sie von Statten gehn, so müssen vereinte Kräfte und Geschicklichkeiten angewandt werden.

Wenn ihrer viele einander die Hände bieten, so kommen große und schwere Dinge in kurzen zu Stande, die Einer allein in vielen Jahren, ja in Jahrhunderten, wenn er sie durchlebte, nicht ausrichten könnte.

So, mein Sohn, ists auch mit den Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens. Sollten wir sie

uns selbst verschaffen, so würden wir nur wenige genießen können.

Aber da Viele in der Gesellschaft das Ihrige zur Bequemlichkeit der Andern beitragen, so ist für Alle zum mäßigen Genusse da.

Auch du, mein Sohn, kannst einmahl das Deinige dazu beitragen, du magst nun wählen, welchen Beruf du willst.

Und wenn du mit diesem Gedanken in die Welt und an die Geschäfte des Lebens gehst, wirst du finden, daß tausend Andere wieder für dich arbeiten.

Der Vater sagte ihm hierüber noch so viel, als er ihm verständlich machen konnte, und Albert fing an, sich geselliger Tugenden zu befleißigen, deren Vortrefflichkeit er bald erfahren hat.

C.

---

## Einige Beispiele
### von einer außerordentlichen Begierde nach Weisheit und Geschicklichkeit.

#### 1.

Kleanth, ein junger Athener, hatte von Jugend auf einen langsamen Kopf gehabt, und dabei war er blutarm.

Dennoch hatte er eine unersättliche Begierde nach Kenntnissen, die Erwerbung derselben mochte ihm auch noch so sauer werden.

Damahls lebte zu Athen ein weiser Mann, Namens Zeno, der sich ein Geschäft daraus machte, junge Leute zur Weisheit und zur Tugend anzuführen.

Gar zu gern hätte nun Kleanth dieses Zeno Un-

terricht genossen; aber wovon sollte er leben, wenn er sich nicht durch Arbeit seinen Unterhalt erwarb? Und wenn er, wie ein Tagelöhner, arbeiten mußte, wie konnte er dann in Zeno's Schule gehen?

Kleanth wußte sich zu helfen. Bei Tage hörte er den Zeno, und des Nachts trug er für einen Gärtner Wasser, oder mahlte für eine Frau Getreide auf einer Handmühle. Dadurch erwarb er sich in jeder Nacht so viel, als er am folgenden Tage zu seinem Unterhalte brauchte; und dabei war er gesund und stark.

Das nahm nun die Leute nicht wenig Wunder. Wovon, sagten sie, mag der junge Mensch sich nähren, da er gar nicht arbeitet?

Einer ging gar so weit, ihn bei den Richtern zu verklagen, daß er so gut bei Leibe sei, und man doch nicht sehe, daß er sich etwas erwerbe.

Die Richter ließen ihn vor sich kommen.

Da nun Kleanth hörte, worauf es ankam, holte er den Gärtner und die Frau, für die er bisher Wasser getragen und Getreide gemahlen hatte, herbei, damit sie bezeugten, daß er sich seinen Unterhalt zur Nachtzeit erwerbe.

Da wurden denn die Richter nicht wenig gerührt über die edle Lernbegierde des jungen Menschen, und beschlossen einmüthig, ihn durch ein Geschenk von 1000 Rthlr. zu belohnen.

Aber sein Lehrer Zeno verbot ihm, dieses Geschenk anzunehmen; und warum mochte er das wol thun?

Denke darüber nach, junger Leser, und wenn du den Grund gefunden zu haben glaubst, so zeige ihn deinem Lehrer an, der wird dir sagen, ob du es getroffen habest.

E.

2.

Demosthenes, auch ein junger Athener, wäre gar zu gern ein geschickter Redner geworden; aber er schien von Natur dazu verdorben zu sein.

Denn erstens stotterte er über die Maßen, und den Buchstaben r konnte er gar nicht aussprechen.

Zweitens hatte er eine unangenehme, kreischende Stimme und schwache Lungen.

Andere fügen noch hinzu, daß er auch die üble Gewohnheit gehabt habe, beim dritten Worte, das er sprach, die eine Schulter in die Höhe zu ziehen.

Das waren nun lauter schlimme Eigenschaften an Einem, der sich öffentlich auf den Mvrkt hinstellen und vor allem Volke reden sollte.

Auch machte Demosthenes, da er das erste Mahl auftrat, seine Sachen so schlecht, daß er ausgepfiffen wurde.

Ein Anderer würde sich dadurch auf immer haben abschrecken lassen; aber Demosthenes beschloß, der Natur zum Trotz, dennoch ein guter Redner zu werden, und — er ward's!

Aber hört, wie er es anfing, sich zu bilden.

Zuweilen ging er an das Gestade des Meers, wo sich die Wellen mit einem lärmenden Getöse brachen, und sagte daselbst mit lauter Stimme eine Rede her, um sich zu gewöhnen, das Geräusch einer Volksversammlung zu überschreien.

Zuweilen nahm er kleine Kieselsteine in den Mund, lief alsdann einen Berg hinauf, und sagte abermahls im Laufen eine Rede her, und zwang sich dabei, jede Silbe vernehmlich auszusprechen.

Endlich, sagt man, habe er sich eine unterirdische Kammer angelegt, um sich darin im Reden zu üben,

und damit es ihm nicht einfallen möge, eher wieder herauszugehen, bis er sich genug würde geübt haben, so habe er sich den halben Kopf kahl geschoren, so daß er sich eine gute Zeit lang nicht sehen lassen konnte, wenn er nicht wollte ausgelacht werden.

In dieser unterirdischen Kammer nun soll er sich stundenlang vor den Spiegel gestellt haben, um sich zu gewöhnen, seinem Körper beim Reden eine angenehme Stellung zu geben, und recht schickliche Bewegungen mit den Händen zu machen.

Auch soll er sich mit entblößter Schulter recht dicht unter die Spitze eines über ihm hängenden Degens gestellt haben, damit er, so oft er, seiner Gewohnheit nach, die Achsel zuckte, sich verwunden möchte.

Durch ununterbrochene Uebungen dieser Art brachte er es denn auch endlich dahin, daß er der größte unter allen Rednern wurde, welche je gelebt haben, und daß seine Reden noch jetzt, nach so vielen hundert Jahren, als ein Muster von Wohlredenheit bewundert werden.

C.

3.

Des jungen Euklides Vaterstadt war Megara; doch hielt er sich lieber zu Athen auf, um daselbst von dem weisen Sokrates Lehren der Weisheit zu hören.

Einstmahls aber wurden die Athener den Leuten von Megara feind, und ließen daher bekannt machen, daß der erste Megaräer, der sich wieder in Athen ertappen lasse, des Todes sein solle.

Das war nun eine recht traurige Nachricht für den jungen Euklides.

Gar zu gern hätte er den Sokrates ferner gehört;

aber seinen Kopf daran zu wagen, das war ihm doch auch zu bedenklich.

Endlich siegte dennoch die Liebe zur Weisheit über die Liebe zum Leben. Er beschloß, sich an das Verbot nicht zu kehren, sondern sich alle Abend heimlich in die Stadt Athen einzuschleichen.

Hört, wie er das anfing.

Alle Abend, gegen Untergang der Sonne, zog er Weiberkleider an, und ging in diesem Aufzuge von Megara nach Athen, welches ein Weg von wenigstens zwei Meilen war.

Sobald er in Athen angekommen war, verfügte er sich nach dem Hause des Sokrates, und brachte einige Stunden der Nacht mit ihm hin. Noch ehe der Tag anbrach, ging er wieder seines Weges.

So wagte dieser edle Jüngling alle Tage sein Leben, und ließ sich einen täglichen Gang von vier Meilen nicht verdrießen, um vom Sokrates zu lernen, weise und gut zu werden.

Wer von euch, ihr jungen Leute, hätte den Muth, ihm dieses nachzuthun?

E.

4.

Antisthenes war auch ein solcher Lehrer der Weltweisheit in Griechenland, als Sokrates.

Dieser hatte aber das Unglück, fast lauter träge Schüler zu bekommen, mit welchen er gar nichts ausrichten konnte.

Vergebens ermahnte er sie, doch recht Acht zu geben auf Das, was er ihnen lehrte, damit sie einst weise und geschickte Männer würden. Er predigte tauben Ohren.

Endlich wurde er der vergeblichen Ermahnungen müde, und schickte alle seine faulen Schüler fort zu ihren Aeltern.

Es war aber unter ihnen Einer, Namens Diogenes, der war ganz anders gesinnt, als die übrigen.

Er hatte nämlich eine große Begierde, etwas Tüchtiges zu lernen, und hörte daher für sein Leben gern den Unterricht des Antisthenes.

Der wollte also auch durchaus nicht von ihm weg, da die Andern fortgeschickt wurden, man mochte ihm sagen, was man wollte.

Antisthenes, der vermuthlich den jungen Menschen auf die Probe stellen wollte, drohete ihm: wenn er nicht ginge, so wolle er ihn mit dem Stocke, den er in der Hand habe, prügeln.

Aber er ließ sich auch dadurch nicht bewegen. Nun wollte Antisthenes vermuthlich sehen, wie standhaft der Jüngling seinem Vorsatze treu bleiben würde; denn sonst wäre Das, was er that, eines weisen und guten Mannes nicht würdig gewesen.

Er schlug nämlich wirklich mit seinem Prügel wacker auf den jungen Diogenes los, und dieser ließ sich geduldig schlagen.

Schlag nur, sagte er, so viel es dir gefällt; aber gewiß sollst du keinen so harten Stock finden, womit du mich von dir und deinen Unterweisungen fortjagen könntest.

Von diesem Augenblicke an gewann ihn Antisthenes über die Maßen lieb, und dachte nicht weiter daran, ihn von sich zu lassen.

C.

---

## Der edelmüthige Bauer.

Neulich entstand in dem Braunschweigischen Städtchen Vorsfelde eine Feuersbrunst, und das Feuer war schon ganz nahe an einem Orte, wo drei Fässer Pulver standen.

Niemand wollte heran zum Löschen.

Ein Tagelöhner wagte sich endlich hinzu, und da die Flamme den Eingang schon verwehrte, stieg er durch ein Fenster in das brennende Gebäude, und brachte die Fässer an das Fenster, wo zwei andere Männer sie in Empfang nahmen.

So retteten sie das Pulver, und schafften Sicherheit beim Löschen, wodurch ein großer Theil des Städtchens, der sonst vermuthlich ein Raub der Flammen geworden wäre, erhalten wurde.

Das eine Faß war schon heiß von der Glut.

Einige Zeit nachher lobte Jemand diesen Mann wegen seiner That, äußerte aber dabei, daß es doch sehr verwegen gewesen sei.

Nein, glaube er mir, erwiederte der Bauer, ich habe es nicht aus Verwegenheit gethan. Ich dachte so: wenn nun auch das Pulver losgeht, so ist an dir so viel nicht verloren; aber wenn du doch das Pulver herausholen könntest, so wäre noch Manches zu retten, und du hast ja in dem Hause so viel Gutes genossen!

C.

---

## Der Esel und der Hund.

Ein Esel trabte seinen Schritt;
Ein leichter Windhund trabte mit.
Sie hatten Einen Weg zu reisen.

Fi! spricht der Hund, du träges Thier,
Man kommt ja nicht vom Fleck mit dir. —
Er jagt voraus.

In weiten Kreisen
Kehrt er zurück zum Esel hin,
Begaffet und verhöhnet ihn,
Und schießt dann fort, gleich einem Pfeile,
Und macht sich drei aus jeder Meile.

Sie gehen weit, Berg auf Berg ab,
Durch lange Wälder, lange Triften;
Der Esel immer seinen Trab,
Das Windspiel immer in den Lüften.

Doch dieser springt und rennt und fliegt
So lange, bis auf halbem Wege
Er lechzend auf den Rippen liegt.
Der Wohlbedächtige, dem Scheine nach so träge,
Kam an, wohin sein Amt ihn rief.

Wer war es, der geschwinder lief?

Ungenannter

---

## Der gewissenhafte Tagelöhner.

In dem Hause der Aeltern des Herrn Propsts Spalding zu Berlin arbeitete oft ein Tagelöhner, der überall das Lob eines fleißigen, rechtschaffenen Mannes hatte.

Einst spaltete er in den kurzen Wintertagen Holz.

Als der Abend hereinbrach, gab man ihm seinen Tagelohn, und zwar eben so viel, als er sonst in längern Tagen bekommen hatte.

Er zählte das Geld, und sprach: Es ist zu viel; so viel habe ich nicht verdient. Da man ihm aber antwortete, es solle ihm doch gegeben werden, so nahm er es an.

Einige Tage nachher hört man am Abend, da es sehr heller Mondschein ist, Jemand im Hofe Holz spalten. Es wird Einer hinausgeschickt, zu sehen, wer dieser sei; und siehe! es ist der ehrliche Tagelöhner.

Auf die Frage: warum er jetzt diese Arbeit verrichte? giebt er zur Antwort: Ei, ich habe neulich mehr Tagelohn bekommen, als ich eigentlich hätte haben sollen; den will ich nun verdienen.

Diese Antwort kam aus der Seele eines gutdenkenden Tagelöhners. Größere Beweise der Gewissenhaftigkeit in seinem Stande konnte er nicht geben.

C.

---

## Zwei Hamster.

Ein Hamster war vom frühen Morgen
Bis in die späte Nacht bemüht,
Sich auf den Winter zu versorgen,
Weil jeder kluge Wirth auf künft'ge Zeiten sieht.

Sein Nachbar hielt nicht viel von Fleiß und Sparsamkeit:
Er war noch jung, und ließ die edle Zeit
Leichtsinnig unter Spiel und Zeitvertreib vergehen.

Denn weil noch jetzt das ganze Land
Bedeckt mit reichen Saaten stand,
Hielt er's für albern, sich mit Vorrath zu versehen,
Und glaubt', es würden allemahl
Die vollen Aehren ohne Zahl,
Wie jetzt, auf allen Feldern stehen.

Als nun die Zeit der Ernte kam,
Und seinen Irrthum ihm benahm,
Da sah er, doch zu spät, sein künftig Elend ein,
Und ließ sich seine Thorheit reun.
Denn er auch konnte reich, so wie sein Nachbar, sein;
Statt daß er, weil er jetzt nichts mehr zu finden wußte,
Erst betteln, dann verhungern mußte.

Ungenannter.

---

## Der Ungerechte schadet sich selbst am meisten.

Zu Canterbury in England sieht man an einem der schönsten Häuser ein Schild, zum Zeichen, daß es ehemahls ein Gasthof war.

In diesem Gasthofe stieg einst der Herzog von Nivernois ab, da er als Französischer Abgesandter an den Englischen Hof reisete. Er hatte kein beträchtliches Gefolge bei sich. Des andern Tages machte ihm gleichwol der Wirth eine Rechnung von 50 Guineen, die der Herzog großmüthig bezahlte.

Sobald der Adel in der umliegenden Gegend, der bei diesem Wirthe abzusteigen und seine Versammlungen zu haben pflegte, dies erfuhr, so kündigte er ihm auf. Das ganze Land folgte diesem Beispiele. Man

setzte den Vorfall in die Zeitungen. Niemand kehrte mehr bei ihm ein.

Der Gasthof war verlassen, und in kurzer Zeit wurde der Besitzer desselben zum Raube der Gläubiger, die dieses Vorfalls wegen unerbittlich waren, und den Geldschneider nackt aus dem Hause jagten.

---

## Der Esel in der Löwenhaut.

Ein Esel fand einst eine Löwenhaut.
Da fiel ihm ein, sich selbst zum Spaß hineinzustecken,
Und schnell floh jedes Thier vor Schrecken.

„Seht doch! das hätt' ich kaum mir selber zugetraut!
Ja, ja! die Schuld lag bloß an meinem grauen Felle!
Sonst wär' ich längst auf dieser Ehrenstelle,
Die mir gebührt. Gleich viel! Was lange währt, wird
gut!
Ei, ei! was doch ein Kleid nicht thut!
Ein Andrer mag in Zukunft Säcke tragen!
Ich will nicht mehr mich mit der Arbeit plagen:
Ich pflege mich und fülle meinen Magen,
Und schlaf', um wieder auszuruhn,
Wie andre große Herren thun.
Ich bin ja nun, bei meiner Ehr'!
So gut als Einer, auch ein Herr;
Der Mensch wird, denk' ich, doch auch so verständig
sein,
Und sich vor meinem Kleide scheun."

Indessen kam ein Schwarm von Jungen
Juchheißa! lustig hergesprungen,

Die waren ihm schon ziemlich nah,
Als Einer, der zuerst den neuen Löwen sah:
Ein Löwe! rief; und schnell entfloh der ganze Haufen.

Seht! fuhr der Esel fort, wie ich euch jagen kann!
Und das hat bloß mein stattlich Kleid gethan!
Halt! halt! ihr sollt mir besser laufen,
Fang' ich nur erst zu brüllen an.

Stracks ließ er seine Stimm' aus vollem Halse hören;
Doch statt die Furcht der Knaben zu vermehren,
So macht er, daß sie stille stehn.

„Was heißt denn das? Ha, ha! nun fällt mir's ein,
Sie können wol vor Angst nicht aus der Stelle gehn.
Ja, ja! das wirds gewißlich sein,
Bald sollt ihr gar vor Schrecken niederfallen."

Drauf läßt er sein Geschrei zum zweiten Mahl erschallen.
Doch statt daß sie zur Erde niederfallen,
Kommt Einer gar zurück.
Der Esel, ihn zu schrecken,
Geht auf ihn los. Allein zum Unglück guckt ein Ohr
Von seinem dummen Kopf hervor.

Der kühne Knabe siehts, und droht ihm mit dem Stecken.
Auf einmahl fällt dem Esel aller Muth;
Er kehrt sich um und spricht:
Für diesmahl ists schon gut!
Ich merke, daß ihrs bloß aus Unverstande thut;

Drum könnt ihr jetzt nur eure Wege gehn!
Und überdas seh' ich hier eine Distel stehn.

Er bückt den trägen Kopf zur Erde langsam nieder
Und rupft sie ab. Schnell ruft der Knabe seine Brüder:
Kommt! Kommt! Das ist ein Thier, das keine Maus zerreißt!
Seht nur, wie schön er Disteln speist!
Wir wollen ihn nach Hause schicken!
Ein Sack gehört auf seinen Rücken,
Und keine Löwenhaut.
Jetzt kam mit Lustgeschrei
Die ganze frohe Schar herbei;
Fort, riefen sie, fort mit dir in die Mühle!
Der Esel lief.
Das war das Ende von dem Spiele.

* * *

Auch Mancher unter uns, und nicht nur unter Thieren,
Dünkt sich verehrungswerth und groß. Warum? Ihn zieren
Ein hoher Federhut,
Ein prächtigs Kleid, auch wol — ein Ordensband;
Doch seinen trägen Muth
Und seinen Unverstand
Versteckt kein Federhut,
Bedeckt kein Ordensband.
Er trage noch so hoch sein leeres Haupt empor;
Der Mangel an Verdienst blickt überall hervor.
Unedel und gemein ist, was er thut und spricht;
Man bücket sich vor ihm; allein man ehrt ihn nicht.

Lichtwer.

## Erkenntlichkeit.

Ein gewisser Französischer Herr fuhr vor einiger Zeit über die Seine, zwischen dem Invalidenhause und dem Pont-Royal, mit einer Frau vom gemeinen Volke im nämlichen Nachen.

Um doch etwas mit dieser guten Frau zu sprechen, fragte er sie:

Ob sie verheirathet sei? —

Ja, mein Herr! war die Antwort.

Und was macht ihr Mann?

Er arbeitet auf dem Flusse.

In welchem Viertel der Stadt wohnt sie?

In Gros-Caillou.

Und wo gedenkt sie hinzugehn?

Nach der Barrière du Roule.

Da hat sie einen weiten Weg zu machen.

Es ist, um Brot zu kaufen.

Brot? giebts denn in Gros-Caillou kein Brot zu kaufen?

Um Vergebung!

Es ist also in Roule besser oder wohlfeiler?

Auch das nicht, mein Herr.

Was kann sie denn für eine Ursache haben, alle Woche wenigstens zweimahl eine so weite Reise zu machen?

Ehe mein Mann zu seinem jetzigen Verdienste kam, waren wir im Elende. Der Bäcker, der jetzt in Roule wohnt, wohnte damahls in Gros-Caillou, und er war so gut, und gab uns Brot auf Borg, wenn wir kein Geld hatten. Seitdem ist er von uns weggezogen, und wir sind in bessere Umstände gekommen.

Nun weiter?

Lieber Herr, man ist erkenntlich, wie man kann. Ich kaufe jetzt mein Brot bei unserm alten Nachbar, um ihm für Das zu danken, was er mir so lange Zeit auf Borg gegeben hat.

E.

---

## Ein Knabe und eine Biene.

In eine Blume war ein Bienchen einst gekrochen;
Die Blume pflückte sich ein Kind zu einem Strauß,
Und trieb mit Ungestüm den kleinen Gast heraus.

So herrisch? rief das Bienchen zürnend aus;
Vermuthlich warst du nie gestochen?
Du sahst doch wol, daß ich auf diese Blume flog
Und ruhig meinen Honig sog.
Denkst du vielleicht, ich sei zu klein,
Dich, kleiner Mensch, zu strafen? Nein!
So klein ich bin, so soll dichs reun.

So sprach sie, und den Augenblick
War's auch geschehn. Doch ach! ihr Stachel blieb zurück.
Drum starb sie und erfuhr zu spät, daß, wer gern Rache
An Andern übt, sich selber elend mache.

Lichtwer.

---